

Düsseldorf-Oberbilk hat es in sich!

Eine Stadtteilgeschichte
anhand ausgewählter Themen und Standorte



Herausgegeben von
Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.

Mit Beiträgen von
Dirk Sauerborn, Dieter Sawalies,
Helmut Schneider und Horst A. Wessel

Düsseldorf-Oberbilk hat es in sich!

Eine Stadtteilgeschichte
anhand ausgewählter Themen und Standorte

Herausgegeben von
Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.

Mit Beiträgen von
Dirk Sauerborn, Dieter Sawalies,
Helmut Schneider und Horst A. Wessel



Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V. (Hg.):
Düsseldorf-Oberbilk hat es in sich!
Eine Stadtteilgeschichte anhand ausgewählter Themen und Standorte

Düsseldorf 2024

VERLAG

© Edition Virgines, Düsseldorf (für die Zusammenstellung)
www.editionvirgines.de | editionvirgines@t-online.de
© Texte: Autoren

Nicht in allen Fällen konnten die Rechteinhaber der Abbildungen ermittelt werden.
Wer im Besitz legitimer Rechtsansprüche ist, wende sich bitte an den Verlag.

GESTALTUNG

Georg Aehling

COVERABBILDUNGEN:

vorn: Oberbilker Markt um 1909; Blick in die Kölner Straße Richtung Hauptbahnhof, im
Hintergrund Fabrikschornsteine; © Foto: StaD 034-652-006-1
hinten: St. Josef-Monument, Bert Gerresheim; © Foto: Thomas L.H. Schmidt

DRUCK

Appel & Klinger

ISBN

978-3-910246-24-9

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch



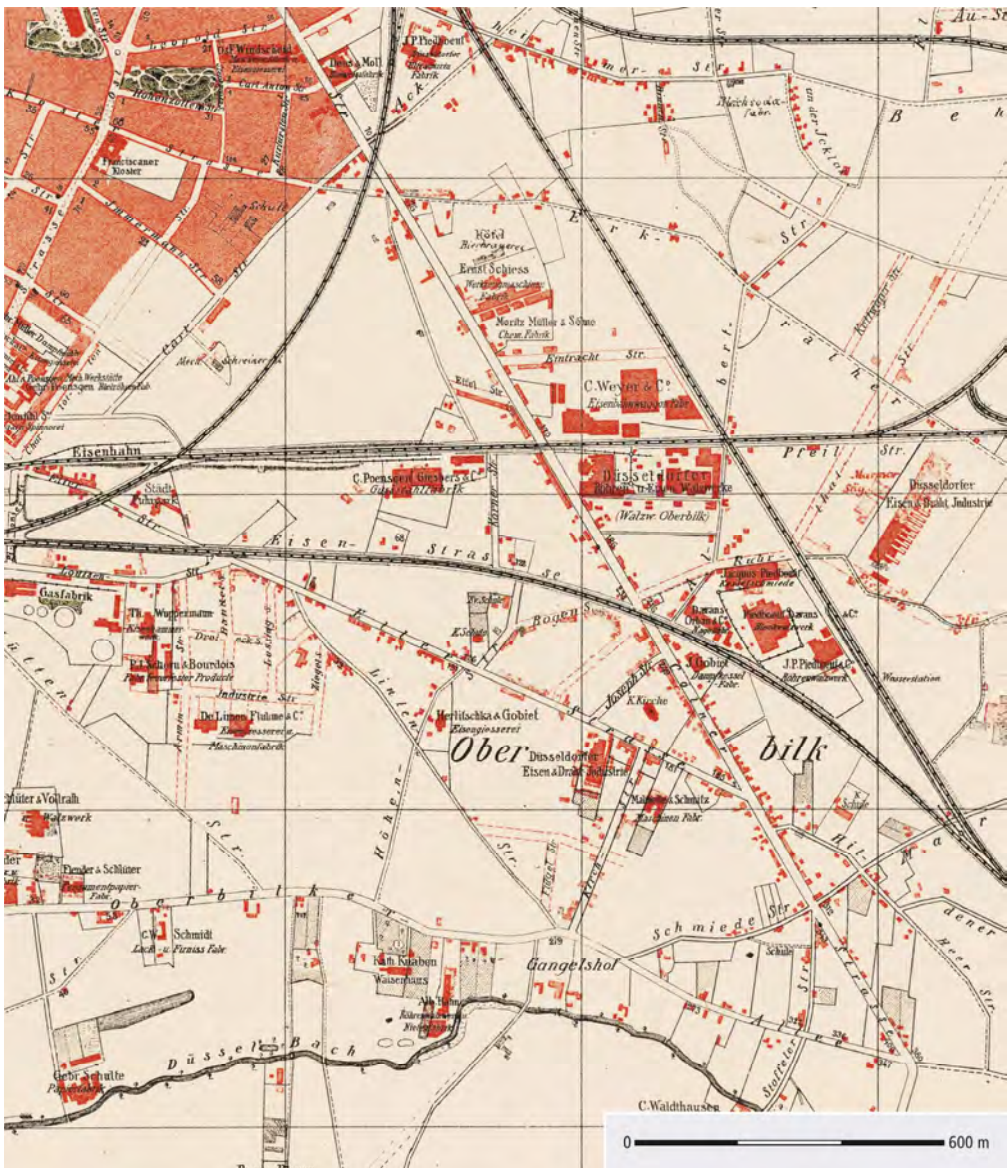
Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme;
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche
Zustimmung des Verlages und der Autorinnen und Autoren der jeweiligen Beiträge nicht zulässig.

Gedruckt auf umweltfreundlichem chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

Zur Einführung	9
„Düsseldorf-Oberbilk hat es in sich!“ Eine Stadtteilgeschichte anhand ausgewählter Themen und Standorte	9
Bertha von Suttner-Platz – vormaliger Stahlwerkstandort	15
Die Geschichte des Oberbilker Stahlwerks (1861/1864-1979) <i>Horst A. Wessel</i>	16
Die Entwicklung Oberbilks zum industriellen Schwerpunkt und der Stadt Düsseldorf zur Wirtschafts- und Kulturmetropole: Zur Rolle der Familie Poensgen <i>Horst A. Wessel</i>	52
Oberbilker Markt: Soziales, kulturelles und politisches Zentrum	97
Der Oberbilker Markt: Ein Ort mit Geschichte, der mehr ist als ein freier Raum <i>Dieter Sawalies</i>	98
Die Revolution von 1918/19 und das Märchen vom ‚Spartakus-Aufstand‘ in Oberbilk <i>Dieter Sawalies</i>	107
Der Oberbilker Markt-Bunker <i>Dieter Sawalies</i>	113
Der Bomber-Absturz auf dem Oberbilker Markt am 13. Oktober 1941 <i>Dieter Sawalies</i>	118
Moritz Sommer <i>Helmut Schneider</i>	123
Was hat Puschkin mit Oberbilk zu tun? <i>Dieter Sawalies</i>	126
Untere Ellerstraße – das ‚marokkanische Viertel‘	131
Das Ellerstraßenviertel: Gekommen, um dann doch zu bleiben. Geschichten und Geschichte der Zuwanderung <i>Dirk Sauerborn</i>	132
Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten: Fatima Elbadr - Zineb Daoudi - Husaian Fannoua - Khalifa Zariouh <i>Dirk Sauerborn</i>	148
Oberbilk – der „Hinterhof der Stadt“?	163
Düsseldorf-Oberbilk: Vom ‚Hinterhof der Stadt‘ zum begehrten Immobilienstandort <i>Helmut Schneider</i>	164
Abkürzungs-, Literatur- und Quellenverzeichnis	194
Autoren	205
Der Oberbilker Geschichtsverein: Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.	206

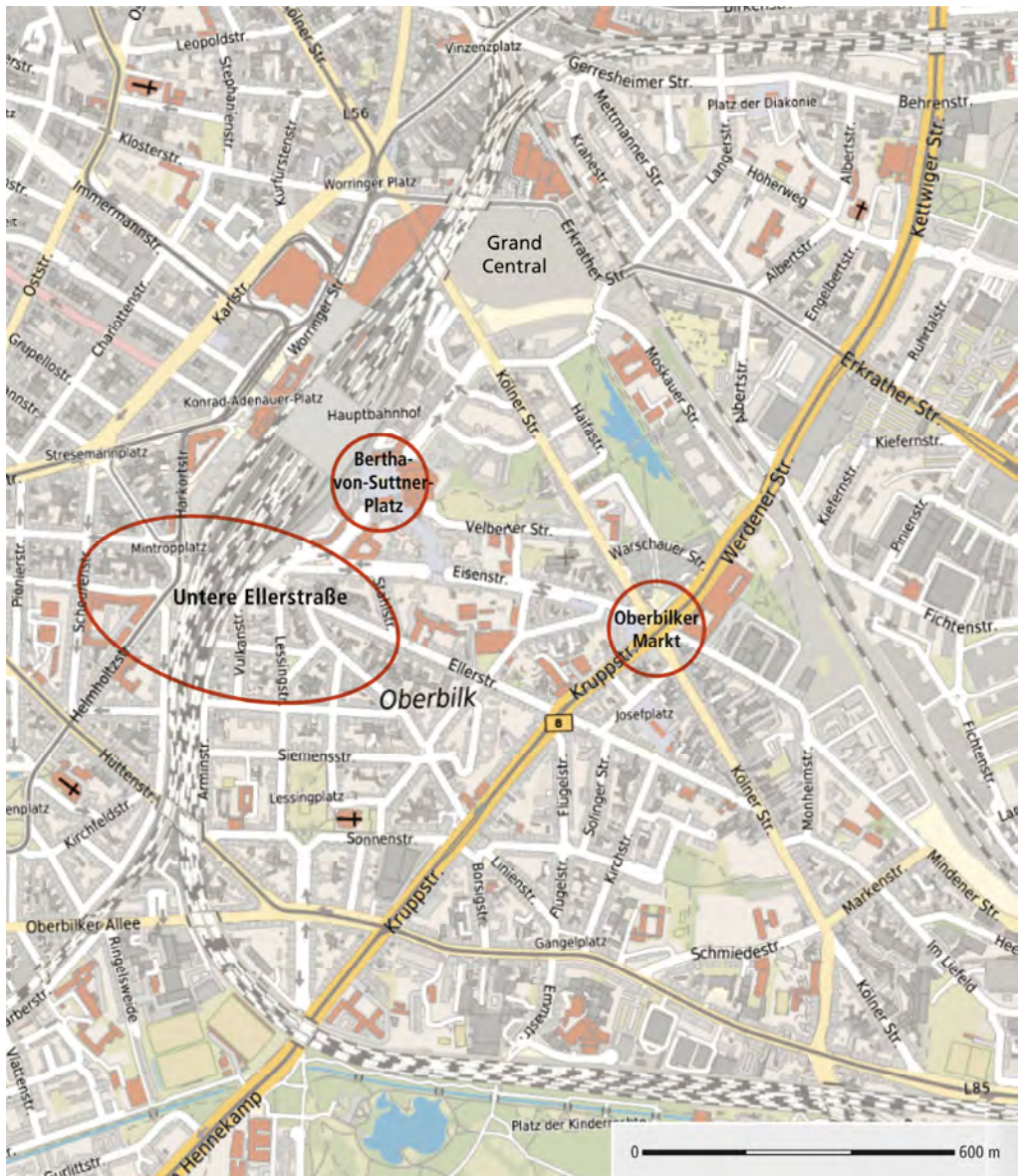


Übersichtskarte: Oberbilk im Jahr 1880

© Kartengrundlage: Hofacker 1881 (Ausschnitt); Kartographie: © Harald Krähe

Der Ausschnitt aus der Düsseldorf-Karte von 1880 zeigt den Stadtteil Oberbilk in der Frühphase der Industrialisierung noch vor der Verstaatlichung der Privatbahnen und der Reorganisation des Streckennetzes.

Den Hinweis auf diese Karte verdanken wir der Düsseldorfer Schriftstellerin *Christa Holtei* (vgl. u.a ihre historischen Romane *Mörderjahr. Düsseldorf 1929*, *Düsseldorf 2023*, und *Sommer ohne Kaiserwetter. Düsseldorf 1902*, *Düsseldorf 2021*). *Christa Holtei* hat uns die Karte aus ihrem Privatarchiv zur Verfügung gestellt, wofür wir uns ausdrücklich bedanken.



Übersichtskarte: Oberbilk im Jahr 2023

© Kartengrundlage: Landeshauptstadt Düsseldorf: maps.duesseldorf.de;

Kartographie: © Harald Krähe

Die Ausschnitte der beiden Oberbilk-Karten von 1880 und 2023 sind deckungsgleich. Die roten Umrandungen in der aktuellen Karte markieren die exemplarisch ausgewählten Standorte, anhand derer im Folgenden wichtige Facetten der Stadtteilgeschichte dargestellt werden.

Zur Einführung

„Düsseldorf-Oberbilk hat es in sich!“

Eine Stadtteilgeschichte anhand ausgewählter Themen und Standorte

Der Stadtteil Oberbilk ist als erstes Industrie- und Arbeiterviertel Düsseldorfs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden. Die ersten Unternehmer kamen nicht aus Düsseldorf, sondern aus frühindustrialisierten Regionen wie Wallonien oder dem Mittelgebirgsraum der Eifel, der bereits durch eine handwerklich-frühindustrielle Eisenverarbeitung geprägt war. In der ehemaligen Residenz- und Verwaltungsstadt Düsseldorf selbst gab es keine nennenswerte Tradition des produzierenden Gewerbes, jedoch preiswerte Grundstücke mit guter Verkehrsanbindung.

Eisen- und Stahlerzeugung sowie metallverarbeitende Betriebe wie Maschinen- und Kesselbau prägten die Industrialisierung in Oberbilk. Die Unternehmer brachten nicht nur ihre Ingenieure und Techniker, sondern auch ihre Facharbeiter mit. Später kamen aber auch viele auf der Suche nach Arbeit aus weiter entfernten Regionen, um in der expandierenden Industrie ein Auskommen zu finden. Als Folge zeichnete sich die Bevölkerung des Quartiers von Beginn an durch ein Mit- und Nebeneinander von Menschen unterschiedlicher Herkunft und mit verschiedenen Traditionen aus. Es war „eine vielsprachige, fremdartige, künstlich geschaffene neue Welt aus vielerlei Kulturen“, wie es der in Oberbilk geborene Schriftsteller Dieter Forte ausgedrückt hat (Forte 1995, 201). Das verbindende Element war die geteilte soziale Lage, die Arbeit in den Fabriken des Stadtteils. Die Zuwanderung zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte Oberbilks, von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis heute. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs fand Zuwanderung mit dem Zuzug von angeworbenen „Gastarbeitern“, von Arbeitssuchenden auf eigene Faust und von Menschen, die vor Not und Krieg aus vielen Teilen der Welt flüchten mussten, ihre Fortsetzung. Auf diese Weise hat sich die multikulturelle Struktur der Bevölkerung bis in die Gegenwart erhalten.

Industrie und Fabrikarbeit haben den Stadtteil räumlich, sozial, aber auch politisch und kulturell bis weit in die 1960er Jahre entscheidend geprägt. Aber im Zuge der Deindustrialisierung, die bereits in den 1960er Jahren einsetzte, ist die Industrie fast vollständig aus dem Stadtbild verschwunden. Zurück blieben freigeräumte Flächen, die inzwischen zum größten Teil neuen Nutzungen zugeführt wurden, teilweise aber weiter brachliegen.¹ Heute fehlt in der Stadtteilbevölke-

¹ Der Prozess der Deindustrialisierung in Oberbilk wurde in einer Studie des Geographischen Instituts der Heinrich Heine-Universität Düsseldorf aufgearbeitet (vgl. Glebe/Schneider 1998).

rung das verbindende Element der gemeinsamen Arbeit in den Fabriken und der geteilten sozialen Lage. Die Unterschiede zwischen den „vielerlei Kulturen“ sind sichtbarer geworden und werden auch anders erlebt. Die Oberbilker müssen sich heute in stärkerem Maße selbst um das gedeihliche Zusammenleben im multi-kulturellen Stadtteil bemühen und bewusst dafür einsetzen.

Wie lässt sich Geschichte erfahr- und erlebbar machen?

Der Oberbilker Geschichtsverein versteht seine Aktivitäten als Beitrag zur Stärkung dieses gedeihlichen Zusammenlebens im Stadtteil. Ein wichtiges Ziel ist es, die Geschichte des Stadtteils für die heutigen Bewohner erfahrbar und erlebbar, aber auch in ihrer Bedeutung für die Gegenwart verständlich und nachvollziehbar zu machen. Eine große Herausforderung besteht darin, dass es im Stadtbild bis auf sehr wenige Reste keine sichtbaren baulichen Spuren der industriellen Vergangenheit mehr gibt. Ikonische Industriedenkmäler wie zum Beispiel die Zeche Zollverein in Essen gibt es in Oberbilk nicht. Aus diesem Dilemma ist schließlich die Idee entstanden, mit einer öffentlichen Führung zur „Historischen Spurensuche in Düsseldorf-Oberbilk“ einzuladen. Anlass dazu war im Jahr 2021 der „Tag des offenen Denkmals“, den die Stiftung Denkmalschutz jährlich bundesweit veranstaltet.

Der Grundgedanke dabei war, anhand von exemplarisch ausgewählten „historischen Orten“ wichtige Facetten der Oberbilker Geschichte zu thematisieren und soweit möglich auch anhand der wenigen noch sichtbaren Spuren wie etwa Straßennamen und Straßenverläufen, Denkmälern, Gedenktafeln oder baulichen Relikten zu veranschaulichen. Um Industrie und Migration als historisch prägende Elemente sowie die höchst ereignisreiche soziale und politische Geschichte des Stadtteils exemplarisch aufzeigen zu können, haben wir dazu drei „historische Orte“ im Stadtteil ausgewählt:

- Der heutige Bertha von Suttner-Platz war bis Ende der 1970er Jahre der Standort des Oberbilker Stahlwerks, an das bis auf zwei vernachlässigte Reliefs am Ostausgang des Hauptbahnhofs nichts mehr erinnert. Dieser Standort steht exemplarisch für die industrielle Geschichte des Stadtteils.

- Der Oberbilker Markt war und ist immer noch das soziale, kulturelle und politische Zentrum des Stadtteils. An diesem Standort lässt sich die wechselvolle Geschichte Oberbilks besonders gut in ihrer räumlichen Verdichtung an einem städtischen Platz deutlich machen.

- Die Untere Ellerstraße mit einigen Nebenstraßen wurde seit den 1960er Jahren vor allem von Zuwanderern aus Marokko geprägt, die sich mit Geschäften und Gastronomie, aber auch mit der Art und Weise, wie der öffentliche Raum genutzt wird, in das Stadtbild eingeschrieben haben. Nicht von den marokkanisch-

stämmigen Bewohnern selbst, sondern von außen wurde diesem Teilraum des Stadtteils, oft auch mit abwertender Intention, die Bezeichnung „Maghreb-Viertel“ zugeschrieben. Wir haben diesen Standort ausgewählt, weil sich hier die jüngere Zuwanderungsgeschichte in ihrer noch sichtbaren Präsenz gut aufzeigen lässt.

Unsere Stadtteilführung zur historischen Spurensuche ist auf eine sehr erfreuliche Resonanz gestoßen, die eine Wiederholung notwendig machte. Für uns eher unerwartet war auch das Interesse der alternativen „Stattzeitung Terz“. In einer vierteiligen Artikelfolge, die von Dezember 2021 bis April 2022 erschienen ist, konnten wir unser Anliegen als Geschichtsinitiative einem Publikum nahebringen, das uns sonst kaum zugänglich gewesen wäre. Das offensichtlich vorhandene öffentliche Interesse hat uns schließlich dazu ermutigt, den skizzierten Grundgedanken einer historischen Spurensuche zu einer geschlossenen Buchpublikation zu erweitern, die unabhängig von Stadtteilführungen Interessierten einen Zugang zur Stadtteilgeschichte eröffnen kann.

Was ist unser Verständnis von Geschichte?

Bei unseren Aktivitäten als Oberbilker Geschichtsverein gehen wir von einem bestimmten Verständnis von Geschichte aus, das auch diesem Buch zugrunde liegt. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Schilderungen von Zeitzeugen und die Pluralität der Perspektiven.

- Die Geschichte des Stadtteils Oberbilks ist vor allem eine Geschichte der Industrialisierung und ihren weitreichenden Folgewirkungen. Sie ist zugleich eine Geschichte der Migration, der Zuwanderung von Menschen auf der Suche nach Arbeit, in der Hoffnung auf ein besseres Leben, oft aber auch auf der Flucht vor Not und Krieg. Zuwanderung hat den Charakter des Stadtteils als multikulturelles Quartier von den Anfängen Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute geprägt. Sie verläuft in verschiedenen Phasen und sie dauert weiter an.

- Geschichte ist nach unserem Verständnis keine tote Vergangenheit, sie ist auch für die heute Lebenden höchst bedeutsam. Die Welt, in der wir heute leben, hat sich nicht nur materiell, in Gestalt von Fabriken, Wohn- und Geschäftsgebäuden, Straßen, Plätzen oder Parkanlagen, sondern auch sozial, politisch und kulturell auf historisch gewachsenen Grundlagen entwickelt. Diese historische Dimension gehört untrennbar zum Verständnis der Welt von heute. Die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber sie tun das nicht aus selbstgewählten, sondern stets unter vorgefundenen, gegebenen, überlieferten Umständen. Die Kenntnis dieser historisch gewordenen Umstände ist eine wichtige Voraussetzung für das Handeln der heute Lebenden. Damit ist auch eine in die Zukunft gerichtete Verantwortung verbunden. Denn Geschichte wird jeden Tag neu gemacht. Was

heute Gegenwart ist, wird morgen Geschichte sein, mit der nachfolgende Generationen umgehen müssen.

- Geschichte gibt es nur im Plural – als Geschichten im Sinne von unterschiedlichen subjektiven Wahrnehmungen und Interpretationen von objektiven Ereignissen und Tatsachen. Das gilt für Fachhistoriker, die historische Ereignisse oft unterschiedlich interpretieren und bewerten und deren Einschätzungen sich im Zeitverlauf auch wandeln können. Es gilt aber noch viel mehr für Zeitzeugen, die historische Ereignisse aus ihrem subjektiven Erleben schildern.

Zeitzeugengespräche - eine Einordnung

Bei Zeitzeugenschilderungen stehen die persönlichen Eindrücke, die persönlichen Wahrnehmungen, manchmal auch die persönliche Betroffenheit im Vordergrund. Weil die Berichte von Zeitzeugen einen lebendigen Zugang zur Geschichte eröffnen und das Verständnis für historische Vorgänge erleichtern können, sind diese Schilderungen für uns als Geschichtsinitiative von besonderer Bedeutung. In diesem Band spielt dies vor allem in den Beiträgen zum Oberbilkler Markt und zur Unteren Ellerstraße, die stark von marokkanisch-stämmigen Zuwanderern geprägt wird, eine wichtige Rolle.

Als besondere Form von Zeitzeugnissen können auch literarische Texte gelten, in denen sich historische Ereignisse spiegeln. Ähnlich wie Schilderungen von Zeitzeugen bringen auch literarische Texte, oft in verdichteter Form, persönliche Erfahrungen, Eindrücke und Gefühle zum Ausdruck, was durch bloße Faktendarstellungen kaum möglich ist. Mit Blick auf Oberbilk ist hier vor allem der Bühnen- und Romanautor *Dieter Forte* (1935 -2019) zu nennen. *Dieter Forte* ist in Oberbilk geboren und aufgewachsen. Sein Romanwerk, vor allem die inzwischen zur „Tetralogie der Erinnerung“ zusammengefassten vier Bände, ist stark autobiographisch geprägt.² Schauplatz der ersten drei Romane dieser Tetralogie ist Oberbilk. *Dieter Forte* bringt das Leben in Oberbilk, seinem „Quartier“, auf literarische Weise höchst anschaulich zum Ausdruck: „Düsseldorf ist meine Heimat, die Straßen und Plätze eines bestimmten Quartiers mit seinen unverwechselbaren Menschen und ihren tausendundeinen Geschichten, ein Bildteppich voll unerschöpflicher Erinnerungen.“ (Forte 2002, 79). In diesem Buch kommt *Dieter Forte* an mehreren Stellen zu Wort.

² In der vierbändigen „Tetralogie der Erinnerung“ wurden die Romane „Das Muster“ (1992), „Tagundnachtgleiche“ (1995 – zuerst unter dem Titel „Der Junge mit den blutigen Schuhen“ erschienen), „In der Erinnerung“ (1998) und „Auf der anderen Seite der Welt“ (2004) zusammengeführt.

Die literarische Bearbeitung von Erinnerungen, eigenen oder fremden, durch Schriftstellerinnen und Schriftsteller, spiegeln, wie auch die Erinnerungen von Zeitzeugen, historische Ereignisse immer auf sehr persönliche Weise wider. Sie sind damit Teil der historischen Wirklichkeit, die aber stets mehr ist als die Summe aller subjektiven Eindrücke. Aus der neurologischen Forschung ist zudem bekannt, dass sich Erinnerung erst durch wiederholtes Durchdenken und Durchfühlen desselben Ereignisses festigt. Und dieser Prozess der Verlebendigung von Erinnerungen verändert wiederum die eingeschriebenen Gedächtnisspuren (Welzer 2005, 234 f.). Dabei bleibt das Vergangene nicht, was es war. Oder anders ausgedrückt: Was subjektiv als wahr empfunden wird, verändert sich im Zeitverlauf und deckt sich nicht unbedingt mit dem, was historisch tatsächlich der Fall war. Berücksichtigt man diese wichtige Einschränkung, lassen sich Zeitzeugendokumente gleichwohl als aufschlussreiche Erweiterungen und Ergänzungen rein faktenbasierter historischer Darstellungen verstehen, aus denen sich zusätzlicher Erkenntnisgewinn ziehen lässt.

Konzeption und Zielsetzung dieses Buches

Für dieses Buch haben die Autoren und der Geschichtsverein „Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.“ als Herausgeber die Grundidee der Stadtteilführungen als historische Spurensuche als strukturierendes Gliederungsprinzip übernommen. Die Darstellung orientiert sich entsprechend abschnittsweise an den exemplarisch ausgewählten Standorten Bertha von Suttner-Platz, Oberbilker Markt und Untere Ellerstraße. Ergänzt werden diese Abschnitte durch einen abschließenden standortübergreifenden Beitrag, in dem die Entwicklung des Stadtteils „hinter den Gleisen“ von den Anfängen bis in die Gegenwart skizziert wird. Dabei kommt dem Ursprung und Wandel der diskriminierenden Außenwahrnehmung als „Hinterhof der Stadt“, eine Wahrnehmung, die sich als Konstante durch die gesamte Geschichte des Stadtteils verfolgen lässt, besondere Bedeutung zu. Mit dem in jüngerer Zeit gewachsenen Interesse von Immobilieninvestoren an Oberbilk hat diese Wahrnehmung inzwischen eine paradoxe Wendung genommen.

Dieses Buch richtet sich zunächst an die Bewohner Oberbilks. Die schon länger Ansässigen können Aspekte ihrer Stadtteilgeschichte entdecken, die sie möglicherweise noch nicht kannten. Das Buch lässt sich auch als Anregung lesen, vielleicht selbst als Zeitzeuge die eigenen Erinnerungen wieder lebendig werden zu lassen und an andere weiterzugeben. Die neu Zugezogenen lädt das Buch ein, die Geschichte ihres neuen Lebensraums zu erkunden. Und die Jüngeren können das Leben in ihrem Stadtteil aus einer Zeit kennenlernen, die in den Erzählungen von Eltern oder Großeltern oft nicht mehr vorkommt. Aber sie können auch

erfahren, wie Geschichte ihre heutige Lebenswelt mitgeformt hat und sie selber jeden Tag an dem mitweben, was morgen Geschichte sein wird. Darüber hinaus können aber auch viele nicht in Oberbilk lebende Düsseldorfer, die teilweise auch heute noch skeptisch, manchmal auch herablassend auf den Stadtteil „hinter den Gleisen“ schauen, manches Vorurteil korrigieren und einen Eindruck von dem historischen Reichtum dieses Stadtteils gewinnen, der wesentlich dazu beigetragen hat, den Weg Düsseldorfs in die Moderne zu bahnen.

Wir möchten mit dieser Publikation nicht zuletzt den im Stadtteil ansässigen Schulen und ihren Schülern die lokale Geschichte näherbringen. Vielleicht kann das Buch ja eine Anregung für Stadtteilexkursionen sein, bei denen sich erfahren lässt, wie sehr die heutige Lebenswelt in Oberbilk von historischen Entwicklungen geprägt wurde. Lernen kann man darüber hinaus, wie sehr die lokalen Verhältnisse auch von überregionalen bis hin zu globalen wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen beeinflusst wurden und werden, oft mit weitreichenden Auswirkungen für das Leben der Menschen im Stadtteil. Wir wünschen uns, dass das vorliegende Buch in diesem Sinn auch im praktischen Gebrauch von Nutzen sein wird.

Dirk Sauerborn – Dieter Sawalies – Helmut Schneider – Horst A. Wessel

Danksagung

Allen, die diese Publikation möglich gemacht haben, möchten wir herzlich danken! Dank gebührt zuerst den Menschen in Oberbilk, die als Zeitzeugen mit zu diesem Buch beigetragen haben, und die uns mit ihrem Interesse und ihren engagierten Fragen inspiriert und angespornt haben. Dem Stadtarchiv Düsseldorf danken wir für die stets hilfsbereite Unterstützung, nicht zuletzt durch zahlreiche historische Fotos, die uns zur Verfügung gestellt wurden.

Ohne die großzügige finanzielle Unterstützung durch die Van Meeteren-Stiftung, durch das Ministerium für Heimat, Kommunales, Bau und Digitalisierung des Landes Nordrhein-Westfalen mit dem Förderprogramm „Heimat-Scheck“, durch die Bezirksvertretung 3 der Stadt Düsseldorf und durch den Verein Arbeit und Leben NRW e.V. in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung NRW hätten wir diese Publikation nicht realisieren können. Für diese Unterstützung unseres Buchprojektes sind wir besonders dankbar! Dem Verlag Edition Virgines danken wir für die Aufnahme des Buches in sein Publikationsprogramm.

Disclaimer zur gendergerechten Sprache

Ausschließlich zum Zweck der besseren Lesbarkeit wird in diesem Buch das generische Maskulinum verwendet und auf eine geschlechtsspezifische Schreibweise verzichtet. Alle personenbezogenen Bezeichnungen und Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Geschlechter. Die verkürzte Sprachform hat nur redaktionelle Gründe und beinhaltet keine Wertung.

Bertha von Suttner-Platz – vormaliger Stahlwerkstandort



**Blick vom Bahnsteig des zentralen Personenbahnhofs (Hauptbahnhof)
über die Industrielandschaft Oberbilks, 1937;
*Quelle: StaD 5-8-0 068190 0001***

Die Geschichte des Oberbilker Stahlwerks (1861/1864 -1979)

Horst A. Wessel

Wer den Düsseldorfer Hauptbahnhof durch den Nordausgang verlässt und auf dem Bertha-von-Suttner-Platz steht, wird nicht vermuten, dass er sich auf einem Gelände befindet, auf dem mehr als 100 Jahre lang ein Stahlwerk mit großen Bearbeitungswerkstätten seinen Standort gehabt hat, in dem bis zu 2.000 Menschen von 1864 bis 1963 Stahl erzeugt und bis Ende der 1970er Jahre in großen Hallen voller Öfen und Maschinen Qualitätsstahl zu weltweit nachgefragten Produkten weiterverarbeitet haben. Nichts von der neuen Bebauung deutet darauf hin. Weder blieben einzelne Gebäude des Werkes, etwa die Verwaltung, erhalten, noch wurden Teile der ursprünglichen Bebauung in die bemüht moderne Architektur integriert. In einer Veröffentlichung über Oberbilk bezeichnete der Stadtführer Sebastian Hartmann in seiner Erinnerung den Platz als „dystopisches Blade-Runner-Ding“, mit dem er nichts anzufangen wusste.“ (Hartmann 2021, 286)

Lediglich zwei große Hochreliefs, die, etwas versteckt, rechts und links vom Nordausgang vor die Fassaden gesetzt wurden, erinnern an die ehemals industrielle Nutzung des Geländes und an die Zeit, in der Düsseldorf mit der Stahlerzeugung und Weiterverarbeitung, vor allem der Stahlröhrenindustrie, groß und bedeutend geworden ist (Wessel 2018c, 307 ff.) – leider ist eins der Reliefs schutzlos dem ätzenden Taubenkot ausgesetzt.



Die beiden aus dem ehemaligen Stahlwerk stammenden Reliefs am Ostausgang des Hauptbahnhofs zeigen Arbeiter an der Freiformschmiede (links) und bei der Probenentnahme am Siemens-Martin-Ofen (rechts); © *Helmut Schneider*

Die nur dünn besiedelten Stadtteile hinter den Bahnlinien entwickelten sich ab 1850 stark industriell. Das Stahlwerk war das inzwischen vierte Werk der Familien *Poensgen* in Oberbilk (Wessel 2018b, 297 f.; 2013, 32 ff.). Das Werk wurde 1864, Jahrzehnte vor dem Bau des zentralen Personenbahnhofs (heute Hauptbahnhof), in Betrieb genommen und befand sich weitab von der damaligen Kernstadt. Später erwarb es *August Thyssen* und gliederte es in seinen Konzern ein. Nach dessen Tod übernahm es sein Sohn *Heinrich Thyssen-Bornemisza*; am Schluss gehörte es Mannesmann (Wessel 2018d, 331 ff.)

Das Oberbilker Stahlwerk war eines der ersten Werke, das nach dem damals neuen Bessemer- bzw. ab 1882 nach dem Siemens-Martin-Verfahren zur Erzeugung von Massenstahl arbeitete und aus dem erschmolzenen Stahl hinsichtlich Größe und Qualität herausragende Erzeugnisse herstellte. In Bezug auf Schmelz- und Schmiedekapazität hat das Werk in späterer Zeit Krupp kaum nachgestanden. Im Hinblick auf die Fertigung schwerer Produkte für den Schiff- und Maschinenbau behauptete es, was bei der Bezeichnung Stahlwerk leicht aus dem Blick gerät, eine Sonderstellung. Die beiden genannten Reliefs stehen für die Haupterzeugungen im Stahlwerk Oberbilk, nämlich die Herstellung von Qualitätsstahl und dessen Weiterverarbeitung. Sie veranschaulichen zugleich die körperlich schwere und wegen der großen Hitze sehr belastende Arbeit, die am Stahlofen und an der Freiformschmiede geleistet werden musste – die betreffende Informationstafel spricht fälschlicherweise von Formschmiede. Die Arbeiter des Stahlwerks Oberbilk waren zugleich auch erfolgreiche Vorkämpfer für die Mitwirkungsrechte der Beschäftigten.

Die Vorgeschichte: Massenstahl nach dem Bessemer-Verfahren

Um die Leistung, die von den Pionieren *Carl Poensgen* und *Friedrich Giesbers* zur Entwicklung der industriellen Reife des revolutionär neuen Bessemer-Verfahrens zur Herstellung von Massenstahl erbracht wurde, besser einschätzen zu können, müssen wir auf das Verfahren und auf die an der Entwicklung Beteiligten eingehen. Ohne die in der Eifel gemachten Versuche hätte es vermutlich kein Stahlwerk in Oberbilk gegeben. *Carl Poensgen* (1838-1921) führte ab Herbst 1861 in Gemünd in der Eifel mit seinem Freund und Partner *Friedrich Giesbers* Versuche mit dem Bessemer-Verfahren durch. Dieses, auch als „Windfrischen“ (im Unterschied zu dem bisherigen Herdfrischen im Puddelofen) bezeichnete Verfahren zur Herstellung von schmiedbarem Eisen (Stahl) aus flüssigem Roheisen, war erst in der zweiten Hälfte der 1850er Jahre in England erfunden und dessen Betriebsfähigkeit inzwischen von fast allen Lizenznehmern vehement bestritten worden.



Carl Poensgen

Quelle: © Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv in Mülheim an der Ruhr

Das Bessemer-Verfahren war das erste praktisch angewandte Verfahren zur Erzeugung von Massenstahl. Es brachte den entscheidenden Durchbruch von der handwerksmäßigen Frischerei im Herd oder im Puddelofen zur großbetrieblichen Stahlerzeugung. In 20 Minuten wurden nach dem neuen Verfahren etwa 3 t Stahl erzeugt. Das war die Menge, für die man im Puddelofen 24 Stunden benötigte. Das neue Verfahren brachte also einen Produktivitätsanstieg von 70 %. Statt vom „Schweißstahl“ sprach man in diesem Fall vom „Flussstahl“ oder „Gussstahl“. Beim Puddel-Verfahren war das Ergebnis ein teigartiger Eisenballen („Luppe“), der vor der Weiterverarbeitung unter dem Hammer ausgereckt werden musste (Johannsen 1953, 376 ff.; Paulinyi 2009, 34 ff.). Das Puddel-Verfahren lieferte einen weicheren Stahl, wie er vor allem in der damaligen Stahlröhrenfabrikation benötigt wurde. Der in Deutschland von Krupp als erstem, dann auch von Mayer & Kühne in Bochum und Mannesmann in Remscheid gefertigte Tiegelstahl (Hatzfeld 1962, 27 ff.; Buschmann 2012, 71 ff.) war von noch höherer Qualität, konnte jedoch nur in wesentlich kleineren Mengen erzeugt werden und war deshalb auch wesentlich teurer (Krupp 1912,165).

Der Erfinder, *Henry Bessemer* (1813-1885), frischte das flüssige Roheisen in einem feuerfest ausgekleideten, kippbaren Gefäß (Konverter). Durch Düsen im

Boden wurde Luft eingeblasen, die das Eisenbad durchwirbelte. Die Eisenbegleiter Silizium und Mangan verbrannten dabei und brachten die Temperatur des Eisenbades ohne externe Energiezufuhr auf etwa 1.500°C. Der Kohlenstoffgehalt begann im Eisenbad zu oxydieren und wurde entscheidend reduziert; aus dem Roheisen entstand flüssiger Rohstahl. Weil man den richtigen Zeitpunkt für den Abguss mangels Messgeräten noch nicht exakt bestimmen konnte, versuchte man, diesen aufgrund der Farbe der Flammen bzw. nach dem Bauchgefühl abzuschätzen. Am Ende des Prozesses wurde der im Stahlbad gebundene Sauerstoff durch die Zugabe von manganhaltigem Roheisen (Spiegeleisen) entfernt und der Kohlenstoffanteil auf die gewünschte Menge von etwa 0,4 bis maximal 2,0 % gebracht (Rückkohlung). Anschließend wurde der Rohstahl in eine Pfanne und dann in eine Kokille (Ingot) abgegossen. Nach dem Erstarren des Inhalts wurde die Kokille gezogen und der Stahlblock (Barren) auf Walzen oder unter dem Hammer bzw. Pressen weiterverarbeitet (VDEh 1953, 90 ff.). Später hat man gelernt, den Block erst bei der Temperatur zu ziehen, die ausreichte, um ihn mit 600 bis 700°C Oberflächentemperatur im Schmiedebereich ankommen zu lassen. Dadurch sparte man Energiekosten und Zeit.

Die Pioniere Carl Poensgen und Friedrich Giesbers – auch eine Prioritätenfrage

Carl Poensgen war der Sohn des Reidemeisters gleichen Namens (1802-1848) in Schleiden, der Hütten- und Walzwerke in Schleiden, Gemünd, Hellenthal und Jünkerath betrieb, Stahl nach dem Puddel-Verfahren erzeugt und vor allem zu Stabeisen besonderer Qualität weiterverarbeitet hatte. Der von ihm nach einem englischen Verfahren hergestellte Stahldraht war von herausragender Qualität. Die nach dem gleichen Verfahren arbeitende „Mariahütte“ des Verwandten Reinhard Poensgen (1792-1948), die als erste diesen Qualitätsstahldraht herstellte, hatte 1839 den preußischen Kronprinzen *Friedrich Wilhelm* zu einem Besuch des Werkes in Gemünd veranlasst (Hatzfeld 1964, 28). Seinem früh verwaisten Verwandten *Albert Poensgen* (1818-1880) hatte er nicht nur eine leitende Position in seinem Unternehmen verschafft, sondern auch die Aneignung von Kenntnissen ermöglicht, die es diesem erlaubten, sich selbständig zu machen, die erste Stahlröhrenfabrik auf dem Kontinent zu errichten und mit nachhaltigem Erfolg zu betreiben. Seinem Sohn *Carl* hatte er ein Vermögen hinterlassen, das es diesem gestattete, eine Ausbildung zu absolvieren, die damals keineswegs selbstverständlich war: Nach der Lehre im väterlichen Unternehmen studierte er Hüttentechnik in Leoben und in Freiberg/Sa.; anschließend vervollkommnete er seine hüttenmännischen Kenntnisse in England, das in dieser Hinsicht führend war. In England lernte er den Düsseldorfer Ingenieur *Friedrich Giesbers* kennen, der dort seit

längerem lebte und der mit einer Engländerin verheiratet war.

Wir wissen nicht, auf welche Weise die beiden Hüttenmänner *Giesbers* und *Poensgen* von der Erfindung des Verfahrens zur Erzeugung von Massenstahl durch Bessemer erfahren haben. Auf jeden Fall nicht, wie spätere Nutzer, aus der Presse, die die Erfindung Bessemers nach ihrem Bekanntwerden zunächst enthusiastisch feierte (Troitzsch 1975, 218). Die Freunde beschlossen, dieses revolutionäre Verfahren zur Stahlherstellung zu nutzen. Ob sie eine Lizenz erwarben, ist nicht sicher; denn *Bessemer*, für den es als Ausländer schwierig war, ein preußisches Patent zu erhalten, hatte sein Verfahren in Preußen nicht schützen lassen. Zwar hatte *Alfred Krupp* 1856 in Absprache mit *Bessemer* dreimal den Versuch unternommen, ein preußisches Patent zu erhalten, war jedoch auf Ablehnung gestoßen (Krupp 1912,165). Dass *Carl Poensgen* nach Sheffield reiste, um im dortigen Bessemerwerk die Gründe für die Misserfolge der bisherigen Versuche kennenzulernen, und sein Partner *Friedrich Giesbers* nach den schließlich erfolgreichen Versuchen in der Eifel als Agent *Bessemers* auftrat und Lizenzen vermittelte, lassen den Schluss zu, dass diese früh und eng im Kontakt zu *Bessemer* gestanden hatten und mit dessen Einverständnis handelten. Wie sich das mit dem Ausschließlichkeitsrecht *Krupps* vereinbaren ließ, erschließt sich nicht – es sei denn, die Lizenz wäre erst, nachdem *Krupp* 1863 auf sein Recht verzichtet hatte, erworben worden. Die Lizenz war teuer; *Bessemer* erhielt für jede Tonne des nach seinem Verfahren erzeugten Stahls 1 £ (Troitzsch 1975, 218).

Übrigens hat *Krupp* die Versuche mit dem neuen Verfahren im engen Zusammenwirken mit *Bessemer* geheim durchgeführt (Johannsen 1953, 464 f.). Er hatte bereits 1855 von der Erfindung und ihrer Bedeutung durch seinen Londoner Vertreter *Longsdon* erfahren, dessen Bruder ein Mitarbeiter und Teilhaber *Bessemers* war. Während der großen Wirtschaftskrise von 1857/58 hatten für ihn andere Dinge Vorrang. 1859 war es zu neuen Verhandlungen gekommen und im darauffolgenden Jahr hatte sich *Krupp* für 1.000 £ von *Bessemer* das Recht gesichert, die Erfindung für zunächst zwei Jahre allein in Preußen nutzen zu dürfen. Zwei Mitarbeiter waren nach Sheffield gereist, um sich einweisen zu lassen. 1861 war dann unter strengster Geheimhaltung mit der Bezeichnung „Räderwalzwerk“ das erste Bessemerwerk in Essen errichtet worden. Ostern 1862 war der erste von zwei in England bestellten Konvertern mit einer Kapazität von 2.000 kg in Betrieb gegangen.

Unmittelbar, nachdem im Mai die ersten Chargen erblasen worden und die Ergebnisse der mit der englischen Probiermaschine durchgeführten Zerreiß-, Stauch- und Torsionsprüfungen befriedigend ausgefallen waren, wurden zwei weitere Konverter, nun mit je 5 t Inhalt, in Sheffield in Auftrag gegeben. Diese ka-

men 1863 in Produktion. Im Oktober 1862 wurden die ersten Flusstahlschienen gewalzt. Weil *Krupp* zu der Erkenntnis gelangt war, dass der Flusstahl zwar in größeren Mengen wirtschaftlich herzustellen war, aber für seine hochwertigen, aus Tiegelstahl hergestellten Produkte keine Konkurrenz bedeutete, verzichtete er 1863 auf die Verlängerung der mit *Bessemer* getroffenen Vereinbarung, die ihm das alleinige Recht der Nutzung in Preußen einräumte. *Krupp* bestimmte jedoch auch weiterhin die Entwicklung bei der Bessemerie in Preußen. 1867 hatte er 18 Konverter in Betrieb und erzeugte mit großem Abstand den meisten Flusstahl (Krupp 1912, 165 ff.; Troitzsch 1975, 218).

Die Gründung einer Versuchsanlage in der Eifel

Im Herbst 1861, etwa gleichzeitig mit oder sogar, wie *Troitzsch* (1975, 218) meint, etwas früher als *Krupp*, hatten die Geschäftspartner *Poensgen* und *Giesbers* ein kleines Bessemer-Werk in Gemünd errichtet und mit ihren Versuchen begonnen. Sie nutzten dafür die Drahtfabrik des Onkels *Reinhard Poensgen*, dessen Söhne 1860 die Eifel verlassen und in Düsseldorf-Oberbilk den Neuanfang gemacht hatten. Die Freunde gründeten unter der Firma Friedrich Giesbers & Co. ein Werk zum Zwecke der Anfertigung und des Absatzes von Gussstahlfabrikaten. Am Aktienkapital in Höhe von 25.000 Talern (T) waren bezeichnenderweise die nach Düsseldorf abgewanderten Verwandten *Albert*, sowie die Brüder *Gustav* und *Rudolf Poensgen* beteiligt. Dabei ging es diesen nicht nur darum, einem Familienangehörigen bei dem Versuch, sich selbständig zu machen, finanziell zu unterstützen. Alle drei, insbesondere *Albert Poensgen*, der bereits Bessemer-Stahl in der Röhrenfertigung eingesetzt und vergeblich selbst versucht hatte, weichere Stahlqualitäten herzustellen, waren an billigerem Qualitätsstahl dieser Güte interessiert (SK/MA R0 00 29; R 0 04 01,2). Die Fabrik in der Eifel bot den jungen Leuten mehrere Vorteile. Zum einen konnten die erforderlichen Versuche weitgehend im Verborgenen durchgeführt werden; zum anderen wurde mit der dort bestehenden Drahtfabrikation Geld für den eigentlichen Betriebszweck verdient. Es ist davon auszugehen, dass von den im Werk tätigen 20 Arbeitern mehr als die Hälfte in der Drahtfertigung beschäftigt wurde. Außerdem besaß die Familie *Poensgen* in der Eifel zahlreiche Erzgruben und Hochofenwerke – allerdings war wegen der fehlenden Eisenbahn die Kohlenzufuhr teuer.

Die ersten Bessemer-Stahlwerke

In der Zeit, in der in der Eifel die Versuche aufgenommen wurden, gab es auf dem europäischen Kontinent noch kein Bessemer-Stahlwerk. Der schwedische

Unternehmer *Göransson* hatte 1857 ein Fünftel des Bessemer-Patents erworben und im Juli 1858 den Prozess in Versuchen stabilisiert. Er erbaute daraufhin das Werk Sandviken, das 1863 in Betrieb ging. Inzwischen hatte das englische Werk auf der Weltausstellung von 1862 in London eine breite Palette von Produkten aus Blasstahl – vom Rasiermesser bis zum Geschütz – präsentiert (Wessel 1987,19). *Krupp* hat die erste Bessemer-Charge, wie bereits erwähnt, am 16. Mai 1862 unter Verwendung von Siegener und Nassauer Holzkohlenroheisen erblasen. In Österreich war man am 19. November 1863 erfolgreich; etwa gleichzeitig mit Gemünd, wo Ende des genannten Jahres wöchentlich 60 bis 70 Zentner erblasen wurden und die Verlagerung des Bessemer-Werkes nach Düsseldorf-Oberbilk in Angriff genommen wurde. 1864 wurde in Hoerde eine weitere Bessemer-Hütte errichtet und kurze Zeit später in Düsseldorf-Oberbilk das neue Stahlwerk von Poensgen & Giesbers in Betrieb genommen. Anfang 1865 folgte die Königshütte, 1871 die Rheinischen Stahlwerke in Duisburg-Ruhrort und 1873 die Henrichshütte in Hattingen.

Bis 1867 wurden in Preußen fünf Bessemerwerke in Betrieb gesetzt; 1876 arbeiteten insgesamt 26 Werke nach dem Bessemer-Verfahren. Das Werk in Gemünd, in dem 1861 die Versuche aufgenommen und in dem Ende 1863 regelmäßig produziert wurde, war nach *Rasch* das erste, nach *Troitzsch* vielleicht das erste Werk auf dem Kontinent (Rasch 2008, 278; Troitzsch 1975, 218). „Da die Innovationsprozesse weitgehend unabhängig voneinander und mit geringem zeitlichen Abstand einsetzten, kann man in jedem der Fälle von einer innovatorischen Pionierleistung sprechen.“ (Troitzsch 1975, 218). Dabei ist unbestritten, dass *Krupp* als erstes Unternehmen auf dem Kontinent das Bessemer-Verfahren im industriellen Maßstab beherrscht und genutzt hat. Viele Bessemer-Werke taten sich zunächst schwer. Beispielsweise hatte die Königshütte in Oberschlesien den Bessemer-Betrieb bereits nach dem Versuchsbetrieb 1863 wieder eingestellt. Sandviken musste 1866 Konkurs anmelden und ging der Gründerfamilie zunächst verloren; auch Hattingen stellte die Produktion nach dem Bessemer-Verfahren bereits ein Jahr nach Betriebsaufnahme wieder ein. Allgemein hatte man mit dem neuen Verfahren zu kämpfen. *Bessemer* wurde sogar als Betrüger beschimpft. Das hing im Wesentlichen damit zusammen, dass das Verfahren nur beim Einsatz von phosphorfreiem Roheisen die gewünschten Ergebnisse erbringen konnte. *Bessemer* war dies zunächst ebenso wenig bekannt gewesen wie den ersten Anwendern – *Bessemer* hatte durch Zufall das geeignete Vormaterial verwendet. Das Eifeler Roheisen hatte – im Unterschied zu dem von *Krupp* verwendeten Holzkohlenroheisen aus der Region Siegen-Nassau – einen hohen Phosphorgehalt und erwies sich deshalb als denkbar ungeeignet für den Bessemer-Prozess. Es war völlig

unmöglich, daraus ein schmiedbares Eisen herzustellen (Johannsen 1953, 464 ff.).

Weil die erhofften Ergebnisse ausblieben, reiste *Carl Poensgen* nach England, um an Ort und Stelle das Verfahren eingehend zu studieren. Nach seiner Rückkehr wurden die Versuche mit aus England sowie aus Schweden bezogenem Roheisen wiederaufgenommen. Das war wegen der langen Transporte, vor allem für die letzte Strecke von Düren nach Gemünd mit dem Pferdefuhrwerk, ein sehr teures Vormaterial; aber dieser Aufwand war für den Versuchsbetrieb vertretbar. Ende 1863 beherrschte *Poensgen* das Verfahren; wöchentlich kamen 60 bis 70 Zentner Gussstahl zum Versand. Nun machten sich die Nachteile des Standorts in dem verkehrsabgelegenen Gemünd erst recht nachteilig bemerkbar. Hier konnte kein Hüttenwerk mit Erfolg betrieben werden. Steinkohle und Roheisen mussten umständlich und mit hohen Kosten per Fuhrwerk angefahren werden; die Abfuhr der Erzeugnisse musste auf dem gleichen Weg erfolgen. Für die Anlage einer Stahlfabrik kam nur ein Standort in der Nähe einer Eisenbahnlinie, am besten noch in Kombination mit einer schiffbaren Wasserstraße, sowie in der Nähe von Steinkohlevorkommen in Betracht. Was lag da näher als Düsseldorf, wo ja bereits seit 1860 vier *Poensgen*-Unternehmen mit Erfolg tätig waren. Hier sollte die Produktion von Flussstahl und dessen Weiterverarbeitung auf breiter Grundlage fortgeführt werden.

Neugründung des Stahlwerks in Oberbilk

Am 1. Juni 1864 wurde in Düsseldorf das Unternehmen *C. Poensgen, Giesbers & Co.* in der Form einer Kommanditgesellschaft gegründet und das Eifeler Unternehmen eingebracht. Dabei wurde das Kapital von 25.000 auf 125.000 T erhöht. Auch an dem neuen Unternehmen waren die Düsseldorfer *Poensgen*-Familien beteiligt, und zwar *Albert* mit 25.000 T, *Gustav* mit 12.500 T und dessen Bruder *Rudolf* gleichfalls mit 12.500 T. Neu hinzu kamen als Teilhaber die seit den 1850er Jahren in Oberbilk tätigen belgischen Unternehmen (Seeling 1959, 223, 226 ff.), *J. P. Piedboeuf* mit 30.000 T, *H. Regnier* mit 12.000 T und *Franz Ernst* mit 8.000 T. *Carl Poensgen* und *Friedrich Giesbers* führten die Geschäfte (SK/MA R 0 04 01,2) .

Immer noch weit außerhalb des damaligen Stadtkerns, an der Cölner Chaussee, längs der Bahnlinie von Düsseldorf nach Elberfeld und dem späteren Oberbilkler Anschlussgleis, wurde ein großes Bessemer-Stahlwerk errichtet. Erst 1891 wurde in unmittelbarer Nachbarschaft der neue zentrale Personenbahnhof (heute Hauptbahnhof) gebaut. Dieser beschränkte die Ausdehnung des Stahlwerkes nach Westen. Da sich die Stadt rasch um den neuen Bahnhof erweiterte, lag das Stahlwerk bald inmitten eines neu entstandenen Großstadt-Zentrums. Ob auch an

eine eigene Roheisenerzeugung gedacht gewesen war, ist nicht überliefert. Jedenfalls hat das Unternehmen an Sieg und Lahn Gruben mit phosphorfreien Erzen erworben, die für ein Bessemer-Stahlwerk mit vorgeschalteter Roheisengewinnung von ausschlaggebender, für ein reines Stahl- und Walzwerk jedoch nur von geringer Bedeutung waren.

Die Wahl von Düsseldorf bzw. Oberbilk zum Standort des Stahlwerks versteht sich in Anbetracht der Verhältnisse fast von selbst. Die weitverzweigte und sich gegenseitig unterstützende *Poensgen*-Verwandtschaft war in Oberbilk zuhause und betrieb hier, mehrere Werke. Der Geschäftspartner und Freund stammte sogar aus Düsseldorf und besaß in der Nähe Immobilien. In Oberbilk gab es damals noch freies Gelände in unmittelbarer Nähe der Eisenbahn, das wegen seiner geringen landwirtschaftlichen Ertragskraft preiswert zu erwerben war. Tüchtige Arbeitskräfte konnten in der Umgebung angeworben oder auch aus der Eifel, wo das ehemals blühende Eisengewerbe erstarb, nachgezogen werden. Düsseldorf erhielt jedenfalls neben der Herstellung von Qualitätsdraht durch die „Mariahütte“ von *Reinhard Poensgen*, bzw. dessen Söhne *Gustav* und *Rudolf*, und durch die noch bedeutendere Erzeugung von Stahlröhren durch *Albert Poensgen* mit der Herstellung von Flussstahl durch *Carl Poensgen* ein weiteres Pionierergebnis – von der Herstellung großer Bauteile für den Schiff- und den Schwermaschinenbau ganz abgesehen.

Absicherung für die Wechselfälle des Lebens und Arbeitsbedingungen

Das Stahlwerk nahm seine Arbeit mit einer Belegschaft von zunächst lediglich acht Personen, davon sechs Tagelöhner, auf. Der Begriff Tagelöhner hatte damals nicht die Bedeutung, die wir beispielsweise aus den Volksmärchen kennen. Zwar waren sie ohne eigenen, die Existenz sichernden Landbesitz, aber im vorliegenden Fall waren es Facharbeiter, die täglich ihren Lohn erhielten („Diätare“). Da es sich um Know how- und Geheimnisträger handelte, darf man davon ausgehen, dass sie auch in einem festen Arbeitsverhältnis standen. Die ersten Arbeitskräfte waren ausnahmslos mit von Gemünd nach Düsseldorf gekommen und beherrschten den Bessemer-Prozess. Die dann rasch wachsende Belegschaft, vor allem für das Hammerwerk und die Mechanische Werkstatt mit Schmieden, Pressen, Walzen, Fräsen und Drehbänken, rekrutierte sich hauptsächlich aus den bereits in Oberbilk ansässigen Stahl- und Walzwerksbetrieben, aus den in der Landwirtschaft der Umgebung tätigen Männern sowie zum größten Teil aus Fernwanderern, die angelernt wurden. Da die Löhne in der Industrie wesentlich besser waren als in Landwirtschaft und im Handwerk, fiel es den Industrieunternehmen nicht schwer, ihre Belegschaften, insbesondere hinsichtlich der Anlernberufe, nach Bedarf zu

erweitern. Zu Beginn des Jahres 1865 zählte das Stahlwerk 35, am Ende dieses Jahres schon 63, sowie ein Jahr später 120 Mann; 1871 beschäftigte das Unternehmen rund 300 Personen (TKK, A/1789). Alle waren Mitglied der spätestens seit Dezember 1865 bestehenden Betriebskrankenkasse. Deren Statuten entsprechend, bestand für alle Arbeiter Mitgliedspflicht; eingestellt wurden nur Personen, die der Werksarzt für gesund befunden hatte (Wessel 2000, 6).

In Düsseldorf waren alle im Gemeindebezirk der Stadt Düsseldorf seit dem Frühjahr 1854 verpflichtet, einer Fabrikarbeiter-Kasse beizutreten. Die Beiträge bezahlten die Arbeiter zu zwei und die Arbeitgeber zu einem Drittel. Seit 1858 bestand in Düsseldorf eine Unterstützungskasse für Metallarbeiter, die 1860 438 Mitglieder hatte. Zwei weitere Kassen, für Textilarbeiter bzw. für die im Tabakgewerbe Beschäftigten, hatten insgesamt (inklusive junge Frauen und Lehrlinge) 1.429 Mitglieder. Geht man davon aus, dass damals in Düsseldorf 2.600 Fabrikarbeiter tätig waren, dann können nicht alle den genannten Kassen angehört haben. Es ist nicht auszuschließen, dass es neben diesen von der Handelskammer kontrollierten öffentlichen Kassen auch schon private Einrichtungen gegeben hat.

Als die ersten Poensgen-Werke 1860 aus der Eifel nach Düsseldorf verlegt wurden, gab es private Unterstützungseinrichtungen unter anderem in Oberbilk bei der Fabrik für Eisenbahnbedarf C. Weyer & Co., bei der Kesselfabrik Piedboeuf, Dawans & Co. und bei der Nagelfabrik Dawans, Orban & Co. Die 400 Beschäftigten der Poensgen-Werke an der Cölner Chaussee erhielten 1861 gleichfalls eine private Fabrikkrankenkasse, deren Statuten sich an den Einrichtungen der benachbarten Betriebe der Mariahütte orientierten. Diese beiden Krankenkassen gaben wiederum das Vorbild auch für die 1865 im Stahlwerk errichtete Fabrikkrankenkasse ab (Hatzfeld 1964, 102 f.).

Die Mitgliedschaft in der Fabrikkrankenkasse des Stahlwerks in Oberbilk war für alle Arbeiter Pflicht. Voraussetzung für die Einstellung war ein ärztliches Gesundheitszeugnis. Es wurde ein Eintrittsgeld von 5 Silbergroschen (30 Sgr = 1 T) erhoben. Die Wochenbeiträge betragen je nach Lohnhöhe 1 bis 3 Sgr; entsprechend hoch war auch das Krankengeld mit 33 bis 52 % des jeweiligen Wochenlohnes. Aus disziplinarischen Gründen verhängte Geldstrafen kamen der Fabrikkrankenkasse zugute. Die Kasse zahlte im Krankheitsfalle Krankengeld vom ersten Tag ab bis zu einem Jahr für die Dauer der Arbeitsunfähigkeit; bei Betriebsunfällen auch darüber hinaus. Außerdem wurden die Arzt-, Arznei- und Heilmittelkosten übernommen sowie für den Versicherten und seine Ehefrau ein Sterbegeld in Höhe von 10 T gezahlt. Bei altersbedingter Arbeitsunfähigkeit – eine allgemeine Invaliditäts- und Altersversicherung gab es damals noch nicht (Stolleis 1976, 127 ff.) – konnte gleichfalls eine finanzielle Unterstützung gewährt

werden. Die Leistungen kamen zunächst nur den Versicherten zugute. Ab 1901 auch deren Angehörigen (Wessel 2000). Syphilitische Krankheiten sowie durch Schlägerei entstandene Verletzungen wurden nicht für Rechnung der Fabrikkrankenkasse behandelt. Die Arbeiter waren neben dem Fabrikhaber, der den Vorsitz hatte, an der Verwaltung der Kasse maßgeblich beteiligt. Die Belegschaftsvertreter wurden von den Versicherten für jeweils ein Kalenderjahr gewählt (Hatzfeld 1964, S. 207-210, Anl. VI,1). Es ist davon auszugehen, dass die Arbeiter im Stahlwerk vergleichbare Löhne wie die Beschäftigten in den benachbarten Poensgen-Werken erhielten (Hatzfeld 1964, 97) . Bei den Arbeitszeiten ist zu berücksichtigen, dass die Normal-Schicht an fünf Tagen in der Woche zwölf Stunden dauerte und dass auch an Samstagen – meist verkürzt – gearbeitet wurde. Auch wenn es damals wesentlich mehr, vor allem kirchliche Feiertage gab als heute, so kann man doch von rund 275 Arbeitstagen im Jahr ausgehen.

Ausstattung und Produktion des Oberbilker Stahlwerkes

Das Werk bezog über den Rhein und die Schiene Steinkohlen und Koks aus dem benachbarten Ruhrrevier und als Halbzeug phosphorfrees Roheisen, hauptsächlich aus England, das über den Rhein angeliefert wurde. Dieses wurde in zwei Kupolöfen niedergeschmolzen. Beim Kupolofen handelt es sich um einen feuerfest ausgemauerten, mit Stückkoks befeuerten Schachtofen, dem ein hydraulisches Gebläse Verbrennungsluft zuführte. Statt eines Kupol- hätte man auch einen Flammofen verwenden können. Ein Kupolofen war jedoch hinsichtlich Konstruktion und Betrieb billiger; allerdings stieg hier der Schwefelgehalt des Roheisens. Das flüssige bzw. erneut niedergeschmolzene Roheisen wurde in einem gleichfalls feuerfest ausgekleideten Behälter, dem Vorherd, gesammelt und ggf. vor dem Einsatz in der Bessemerbirne mit Zusatzstoffen behandelt. Im Oberbilker Stahlwerk arbeiteten anfangs zwei Bessemer-Konverter von je 3 t Inhalt. 1866 wurden bereits 320 Zentner Bessemerstahl erblasen (ZBHS 1867,183). 1867 betrug die wöchentliche Produktion 100 Tonnen. Mit dieser Produktion lag das Oberbilker Stahlwerk an vierter Stelle der deutschen Bessemer-Werke. Der erzeugte Stahl wurde in den eigenen Walz- und Schmiedebetrieben zu Eisenbahnschienen, Waggon- und Lokomotivachsen weiterverarbeitet (MGVH 1867, 250).

Das Oberbilker Stahlwerk wurde mit seiner Inbetriebnahme Teilhaber an der Oberbilker Gasgesellschaft. Die Beleuchtung im Stahlwerk scheint jedoch nicht mit Vertragsunterzeichnung eingeschaltet worden zu sein. Denn im am 15. März 1867 mit der Stadt geschlossenen Kaufvertrag, der vom Oberbilker Stahlwerk als Mitbesitzer des Gaswerks unterzeichnet wurde, ist von der „in Zukunft mit zu

erleuchtenden Gußstahl-Fabrik der Herren C. Poensgen, Giesbers & Cie.“ die Rede. Ferner verpflichtete sich das Unternehmen in diesem Vertrag, die Kosten, die die Stadt für die „Legung der unterirdischen Röhren nach der Gußstahlfabrik“ aufzuwenden hatte, zu erstatten (Hatzfeld 1964, 164 ff., bes. Art. 4 und 5).

Wechsel in der Unternehmensleitung

Ende des Jahres 1871 verließ *Carl Poensgen*, der im Jahr zuvor *Clara Poensgen*, die älteste Tochter von *Albert Poensgen*, geheiratet hatte, das von ihm unter seinem Namen mitgegründete Unternehmen – eheliche Verbindungen unter nahen Verwandten waren damals nicht ungewöhnlich (Wessel 2008, 41 f.). Nach dem Tod seines Schwiegervaters übernahm *Carl Poensgen* am 1. Mai 1871 die technische Leitung der industriellen Handelsgesellschaft *Albert Poensgen* mit dem Röhrenwerk an der Cölnner Chaussee. Als das Unternehmen Anfang 1873 mit den benachbarten Stahl- und Walzwerken von *Gustav* und *Rudolf Poensgen* zur Düsseldorfener Röhren- und Eisenwalzwerke AG vereinigt wurde, behielt er bis zu seinem Ausscheiden im Jahre 1910 diese leitende Stellung bei (Wessel 2018 c, 119). Das Stahlwerksunternehmen änderte nach dem Weggang von *Carl Poensgen* 1872 die Firma „Handelsgesellschaft Oberbilker Stahlwerk, vormals C. Poensgen Giesbers & Co.“

Übrigens waren die Hoffnungen, die die Familien *Poensgen* und *Piedboeuf* in die Flusstahlerzeugung gesetzt hatten, nicht erfüllt worden: Der Bessemerstahl schien sich nicht für die Röhren- und die Drahtherstellung zu eignen; auf jeden Fall brachte er nicht die erhoffte Qualitätssteigerung. Für die Herstellung der Siederohre, bei denen *Albert Poensgen* eine Monopolstellung auf dem Kontinent behauptete, schien der Bessemer-Stahl nicht schweißfähig genug, für die Drahterzeugung war er zu hart bzw. zu wenig dehnfähig (Hatzfeld 1964, 65; Wengenroth 1986, 50). Daher wurde von den Poensgen-Werken an der Cölnner Chaussee weiterhin Stahl nach dem Puddel-Verfahren hergestellt. *Hatzfeld* vermutet, dass es sich um ein Ofenproblem gehandelt haben könnte und verweist auf *Johann Haag*, der seit 1859 ein Röhrenwalzwerk in Augsburg betrieb und bereits Mitte der 1860er Jahre Siederohre auch aus Bessemer-Material fertigte (Polyt. Z. 1866, 564). *Hatzfeld* geht davon aus, dass später sowohl *Piedboeuf* als auch *Poensgen* für ihre Gasrohre Bleche verwendeten, die aus Bessemer-Qualitäten gewalzt worden waren (Hatzfeld 1964, 65, 219).

1871, als *Carl Poensgen* die Leitung des Oberbilker Stahlwerks abgab, hatte das Bessemer-Werk: 2 Kupol-Öfen, 2 Bessemer-Birnen mit 5 bzw. 6 t Inhalt und 1 Gebläsemaschine; alle Hebezeuge wurden hydraulisch bewegt. Im Hammerwerk arbeiteten je ein 8-, 20-, 35-, 50- und 100 -Zentner- Hammer, 1 Bandagenwalzwerk, 2 Schmiedefeuer und 5 Öfen. In den Mechanischen Werkstätten standen 10

Drehbänke, 1 Stoßbank, 1 Hobelbank, 2 Radsatzbänke, 1 Satzpresse, 1 Dampfkessel, 2 kleine Dampfmaschinen. Das Kesselhaus hatte 2 Cornwallkessel und 1 Röhrenkessel. Es wurden fünf bis sieben t Radsätze gedreht (TKK, A/685,1).

Der Stahl wurde in der Regel vollständig zu Eisenbahnschienen, Waggon- und Lokomotivachsen und seit Beginn der 1870er Jahre auch zu Kurbelwellen und anderen Schmiedestücken, vor allem für den Schiffbau, verarbeitet. 1872 nahm die Beschäftigung bedeutend zu. Insbesondere die Eisenbahngesellschaften im In- und Ausland, die ihre Netze stark ausbauten, traten als große Nachfrager von Eisenbahnmaterial auf. Auch der Schiffbau erwies sich als bedeutender Auftraggeber. Das Oberbilker Stahlwerk entsprach dieser Nachfrage unter anderem 1876 durch den Bau eines schweren Dampfhammers von 300 ztr Bärgewicht. Dieser erforderte auch die Errichtung eines entsprechenden Kesselhauses und eines neuen Bandagenofens (Dehner 1954, 2, 23).

Krisenjahre, Umwandlung in eine Aktiengesellschaft und Stillstand

Es zeigte sich schon sehr bald, dass die Hochkonjunktur der „Gründerjahre“ vom Beginn des achten Jahrzehnts nicht von Dauer war. Bereits 1873 machte diese einer von Jahr zu Jahr größer werden Wirtschaftskrise Platz, die schließlich die gesamte Wirtschaft betraf. Wenn man genauer hingeschaut hätte, dann hätte man die strukturellen Schwierigkeiten, in denen insbesondere die deutsche Eisen- und Stahlindustrie bereits 1871 steckte, nicht übersehen. 1873 fielen auch noch die Einfuhrzölle auf Eisen und Stahlerzeugnisse weg. Zwar profitierte auf der einen Seite das Oberbilker Stahlwerk davon; denn es war ja abhängig von den Roheiseneinfuhren aus England. Aber der drastische Preisverfall am Stahlmarkt schadete auch den deutschen Bessemerwerken. Besonders das Erlahmen der Bautätigkeit der in- und ausländischen Eisenbahngesellschaften ab dem Frühjahr 1873 sowie dann auch der Werftindustrie traf die Erzeuger von Qualitätsstahl als erste. Der Wettbewerb um die schrumpfenden Aufträge ging zu Lasten der Preise. Von Mitte des Jahres 1873 bis Mitte des folgenden Jahres fiel der Preis für Schienen aus Bessemerstahl von 378 auf 252 Mark (M) je t, dann bis Mitte 1879 auf 135 M. Das Stabeisen, das 1873 noch 300 M je t gekostet hatte, war 1878 für 110 M zu haben und kostete erst 1880 wieder so viel wie zehn Jahre zuvor. Der Eisenverbrauch je Einwohner ging in Deutschland binnen Jahresfrist von 78,3 auf 40 kg zurück. Der Börsenkurs der Stahlunternehmen fiel ins Bodenlose; an der Essener Börse wurden die Notierungen im Mai 1873 fast vollständig eingestellt. Ein Hochofen nach dem anderen wurde ausgeblasen, ein Walzwerk nach dem anderen stillgelegt. Erst Ende des achten Jahrzehnts erholte sich die Konjunktur – die Einführung von Schutzzöllen 1878, mit 10 M auf die Einfuhr von Roheisen und 25 M auf die von

Stabeisen, hatte entgegen der allgemeinen Annahme nur eine geringe Auswirkung auf die Eisen- und Stahlproduktion in Deutschland. Wichtiger war die allgemeine Konjunkturbelebung (Uebbing 1999, 1 ff).

Am 19. Juni 1877, noch bevor die wirtschaftliche Erholung eingesetzt hatte, wurde das Unternehmen, das dank seiner Spezialitäten noch einigermaßen glimpflich durch die lang anhaltende Krise gekommen war, in eine Aktiengesellschaft unter der Firma Oberbilker Stahlwerk vorm. Poensgen, Giesbers & Co. umgewandelt. Gründer der Aktiengesellschaft waren: *J. P. Piedboeuf, Albert, Gustav, Rudolf* und *Carl Poensgen, F. Giesbers, H. Regnier* und *F. Ernst*. Das Aktienkapital betrug 600.000 M; das war doppelt so viel wie bei der Neugründung im Jahre 1864. Wir erfahren nicht, was die Gründer zu diesem Schritt bewogen hat. Vermutlich wurde zum Ausbau der eigenen Werke Kapital benötigt. Weil das Oberbilker Stahlwerk nur bedingt als Vormateriallieferant von Bedeutung war und nach dem Ausscheiden von *Carl Poensgen* auch kein Familienmitglied damit seine Existenz sicherte, konnte man sich nach der Umwandlung leicht von Anteilen trennen. 1878 trat auch der letzte verbliebene Gründer, *Friedrich Giesbers*, aus dem Unternehmen, das sich aus kleinen Anfängen trotz mancher Hindernisse, Fehlschläge und Schwierigkeiten zu einem bedeutenden Industrieunternehmen mit vielen Arbeitsplätzen entwickelt hatte, aus. Zwar hatte es ein Unternehmen wie das Oberbilker Stahlwerk, das über keine Roheisenerzeugung verfügte und keine Steinkohlenbergwerke besaß, gegenüber den sich zunehmend vertikal entwickelnden und zu Syndikaten zusammengeschlossenen Montankonzernen schwer, aber ein Grund, das Werk zu schließen, war das keineswegs. Doch genau das war 1878 der Fall. Vier Jahre lang lag das Werk still (Dehner 1954, 64).

Wiederinbetriebnahme mit dem Siemens-Martin-Verfahren

Die Anteilseigner waren der Auffassung, dass das Bessemer-Verfahren nur unzureichende Voraussetzungen für einen gewinnbringenden Betrieb bot. Das galt vor allem für seine Abhängigkeit von phosphorfreien Roheisen sowie seine geringe Eignung für die die Düsseldorfer Region dominierende Stahlröhrenerzeugung. Allerdings dachte man keineswegs an eine Aufgabe der Stahlerzeugung. Vielmehr nutzte man die Zeit des Stillstandes, um unter Aufwand hoher Investitionen die Stahlerzeugung auf ein völlig anderes Verfahren, das Siemens-Martin-Verfahren, umzurüsten. Dieses war etwa zur gleichen Zeit wie das Bessemer-Verfahren erfunden worden. 1856 hatte *Friedrich Siemens*, ein Bruder des Elektro-Pioniers, die wirtschaftliche Regenerativfeuerung erfunden. Sie ermöglichte eine wesentlich höhere Nutzung der zugeführten Energie. Dabei kamen nicht nur besondere, die zugeführte Wärme speichernde Gefäße zur Verwendung, sondern es wurde

vor allem auch die Abhitze zur Erwärmung der im Prozess eingesetzten Frischluft genutzt. Auf diese Weise konnten Temperaturen von mehr als 1.600°C erreicht werden. Außerdem verbrannten die unerwünschten Kohlenstoffe im Roheisen. Da das Roheisen auch im festen Zustand verarbeitet werden konnte, ersparte man das vorher in Oberbilk erforderliche Niederschmelzen im Kupolofen. Ein weiterer wichtiger Vorteil bestand darin, dass im Siemens-Martin-Ofen Schrott bzw. Walzstahlabfälle eingesetzt werden konnten.



Das Oberbilker Stahlwerk - mitten in der Stadt, um 1950
Quelle: StaD 5-8-2001-016

Da der Prozess langsamer ablief und besser zu steuern war, konnte ein bessere Qualität als beim Bessemer- und dem inzwischen eingeführten Thomas-Verfahren erzeugt werden. Die Nachteile, die das Oberbilker Bessemer-Stahlwerk im Vergleich mit den integrierten Hüttenwerken, die das Roheisen der benachbarten Hochöfen im flüssigen Zustand und ohne große Energieverluste einsetzen konnten, gehabt hatte, bestanden beim Siemens-Martin-Verfahren nicht. *Friedrich Siemens* hatte seine Regenerativ-Feuerung in der Glasherstellung verwendet; sein Bruder *Wilhelm* (nach seiner Nobilitierung *Sir William*) hatte damit einige, ihn nicht zufriedenstellende Versuche in seinem Stahlwerk in Landore/Wales gemacht. 1864, in dem Jahr, als das Bessemer-Stahlwerk in Oberbilk in Betrieb gegangen war, hatten die Franzosen *Emile* und *Pierre Martin* in Zusammenarbeit mit *Wilhelm Siemens* einen Stahlofen nach dem Regenerativprinzip entwickelt, mit dem am 8. April 1864 die erste Charge erfolgreich abgegossen wurde. 1865 hatten sie ihre Erfindung patentieren lassen (Johannsen 1953, 385 f; Uebbing 1999, 19).

Die Umrüstung auf das Siemens-Martin-Verfahren war offensichtlich nicht von Anfang an geplant gewesen; denn man hatte in dieser Zeit auch an eine Lizenzierung des Thomas-Verfahrens gedacht. Jedenfalls sind Anfang der 1880er Jahre entsprechende Unterhandlungen mit den Lizenzinhabern, Hörde und Rheinstahl, geführt worden; sogar der Entwurf eines Lizenzvertrags ist überliefert (TKK, DHHU/746). 1882 war in Oberbilk der Betrieb auf das neue Siemens-Martin-Verfahren zur Herstellung von Qualitätsstahl umgestellt. Am 1. Februar 1882 erfolgte die Wiederaufnahme der Arbeit im Oberbilker Stahlwerk (TKK, A/685,1). Die Arbeiter und die Angestellten, die damals noch (Privat-) Beamte waren, kamen zurück und nahmen die Arbeit wieder auf. Man arbeitete zunächst mit einem Ofen von 15 t Inhalt; nach kurzer Erprobungszeit kam ein weiterer Ofen mit 25 t hinzu. Die Mengenangaben machen deutlich, dass die längere Prozessdauer zum großen Teil durch die größeren Produktionsmengen pro Charge ausgeglichen wurde.

Das für den Prozess benötigte Gas wurde zunächst im Werk selbst erzeugt: Das lieferte eine Batterie einfacher Schachtgeneratoren, in denen unter Zuführung von Dampf und Luft durch unvollkommene Verbrennung Generatorgas erzeugt wurde. 1897 wurde das Aktienkapital um 800.000, zwei Jahre später um weitere 600.000 M erhöht. 1897 wurde die erste dampfhydraulische Schmiedepresse von 1.200 t Pressdruck beschafft. Deren Leistung wurde später durch Erhöhung des Dampfdrucks auf 1.500 t gebracht. In den Werkstätten wurden schwerere und größere Bearbeitungsmaschinen aufgestellt. So vermochte man, den Anforderungen der Schiffbauindustrie nach immer größer werdenden Schmiedestücken zu entsprechen. Den Strom für die bereits elektrisch verfahrbaren Krananlagen und den Betrieb der Transmissionen lieferten drei Dampfmaschinen, eine mit 300 und zwei mit 100 PS (Dehner1954, 3, 64).

Von Poensgen zu Thyssen

Die Oberbilker Erzeugnisse genossen dank ihrer herausragenden Qualität ein hohes Ansehen, jedoch blieb die finanzielle Lage des Unternehmens unsicher und legte es nahe, den Anschluss an einen kapitalkräftigen Partner zu suchen (TKK, A/15510). 1906 erwarb *August Thyssen* die Hälfte der Aktien sowie bis 1917 sämtliche Anteile an der AG Oberbilker Stahlwerk, vorm. Poensgen & Giesbers. Ab 12. Dezember 1918 firmierte *Thyssen* das Unternehmen unter „AG Stahlwerk Oberbilk“ (TKK, A/534,6). Da *August Thyssen* nachdrücklich daran interessiert war, einen festen Abnehmer für sein im Hochofenwerk Meiderich erschmolzenes Roheisen zu erhalten, war er bereit, beträchtliche Mittel für die Modernisierung und den Ausbau des Oberbilker Stahlwerks aufzuwenden. Auch die Erzgruben, die das Oberbilker Stahlwerk an Sieg und Lahn besaß, waren für *August Thyssen* und

seine Hochofenwerke von größerer Bedeutung als für das Oberbilker Stahlwerk (Rasch 2008, 278 f.).

Zeitweise tat sich das Oberbilker Stahlwerk schwer, Gewinne zu erwirtschaften. Allerdings lag das an der allgemeinen wirtschaftlich schwierigen Lage. Im Herbst 1908 ersah *August Thyssen* in einem Schreiben an Direktor *Adolf Wiecke* (TKK, A/755,5) „mit tiefem Bedauern, dass das Oberbilker Stahlwerk ungünstige Resultate aufweisen wird, und Sie größte Einschränkungen vorschlagen.“ Die Marktlage war so schlecht, dass man sich gezwungen sah, beispielsweise Radsätze bedeutend unter den Selbstkosten zu verkaufen. „Größere Neubauten können allerdings mit solchen Ergebnissen nicht ausgeführt werden. Ebenso wenig kann ich dazu raten, weitere Bankkredite in Anspruch zu nehmen.“ Allerdings war *August Thyssen* nicht so skeptisch, was die Zukunft des Stahlwerks anbetraf, wie sein Stahlwerkschef: „Ich sehe nicht so schwarz wie Sie in die Zukunft. Ich glaube, dass der Herbst und Winter sehr schwierig sein werden, dass der Bedarf aber, wenn auch im beschränkten Umfange, im Frühjahr wiederkehren wird. Wenn die Geldflüssigkeit, die heute aus den Börsen bekannt ist, sich hebt und sich verallgemeinert, dann muss der Unternehmungsgeist erwachen und neues Leben bringen. Neues Geld möchte ich ungern z. Z. einschießen, weil es sehr knapp ist, nicht weil das Vertrauen fehlt.“ (TKK, A/1067)

In Reisholz bei Düsseldorf (Reisholz gehörte zu Benrath und wurde 1929 mit diesem nach Düsseldorf eingemeindet) bestand seit 1899 ein Röhrenwerk, das nach dem Ehrhardt-Verfahren (durch Pressen und Ziehen werden relativ kurze und dickwandige nahtlose Stahlrohre erzeugt) arbeitete. Dieses Werk hatte *August Thyssen* 1911 übernommen. Es sollte fortan durch Oberbilker mit Material bester Qualität beliefert werden. Das bereitete anfangs Schwierigkeiten. Deshalb mahnte *August Thyssen* am 18. Juli 1913 „Remedur“ an: „Wenn Sie keine tadellose Ware liefern können, dann dürfen Sie Reisholz nicht bedienen u. würde ich das für ein Unglück für Reisholz halten. Jedenfalls sollen Sie zunächst die alten Lieferungen in coulanter Weise aus der Welt schaffen u. für neue Lieferungen die nötigen Garantien übernehmen, dass Sie nur absolut tadellose Ware liefern.“ (TKK, A/1067).

Bereits ab 1906 hatte *August Thyssen* Mittel in Höhe von drei Millionen unter anderem durch die Herausgabe einer mit 4½% zu verzinsenden Anleihe beschafft. *Thyssen*, der gegen eine weitere Belastung des Unternehmens war, hatte zunächst versucht, die Investitionen durch erwirtschaftete Überschüsse zu finanzieren. Wie einem Schreiben von ihm an den Stahlwerks-Chef *Wiecke* vom 18.11.1906 zu entnehmen ist, sollten außer an die Besitzer von Prioritätsaktien keine weiteren Dividenden verteilt werden (TKK, A/1067). *August Thyssen* war daran gelegen, die Martinöfen in regelmäßigem Betrieb zu bekommen, um damit billigeren Rohstahl

zu erzeugen und die Selbstkosten zu senken. „Durch den vergrößerten Umschlag“, so in einem Schreiben vom 22.9.1908 an *Wiecke*, „verteilen wir Zinsen, Generalunkosten u. Abschreibungen auf ein größeres Arbeitsquantum, was unbedingt erforderlich ist, wenn wir dauernd lebensfähig werden sollen. ... Die Brammenfabrikation hat für uns kein Interesse. Wir müssen 3 – 4000 t Schmiedestücke, Räder, Achsen, Turbinenräder monatlich fertigen, damit wir dadurch 20 – 30 % billiger arbeiten. Dieses wird gelingen bei zäher Ausdauer, besonders dann, wenn wir uns billigere Kohlen, Roheisen anschaffen können.“ (TKK, A/1067).

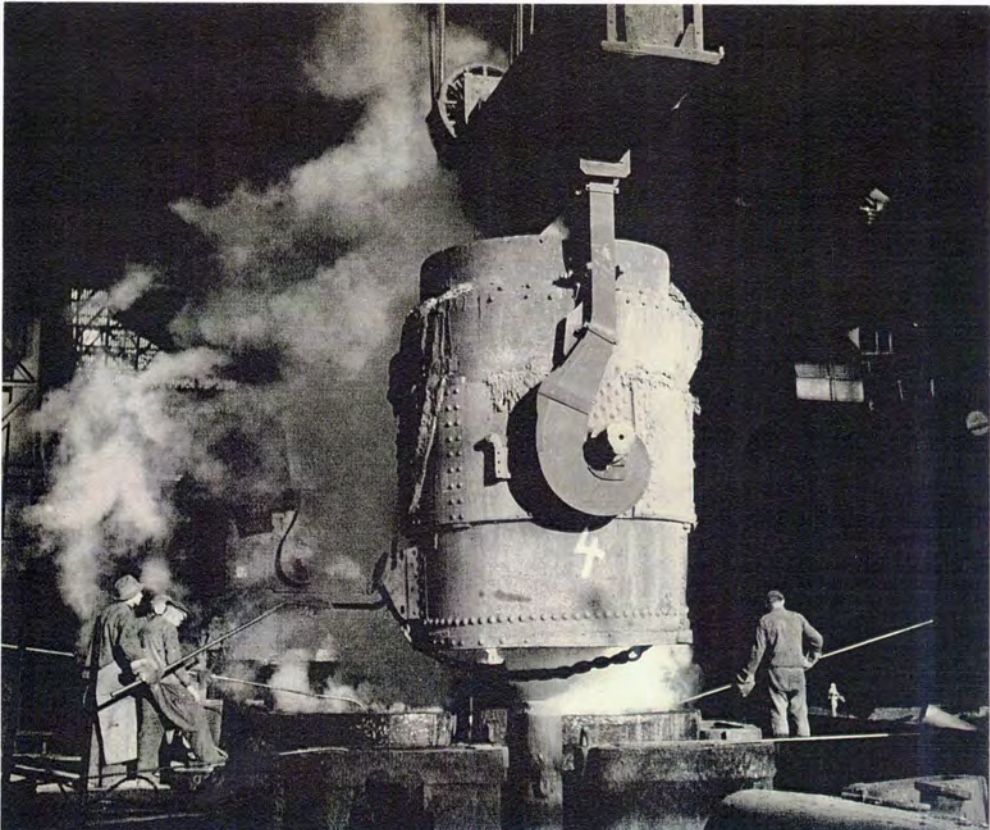
In einem weiteren Schreiben, vom 4.1.1909, mahnte er nochmals die Senkung der hohen Selbstkosten an: „Die Beseitigung dieses Übels für Oberbilk eine Überlebensfrage ist.“ (TKK, A/1067). Außerdem setzte *August Thyssen* alles daran, dass Oberbilk bessere Quoten in den Kartellen erhielt, beispielsweise in der Radsatzvereinigung. In diesem Falle hatte er die im Aufsichtsrat vertretenen Mitglieder der Familie *Poensgen* nach Mülheim gebeten, um die Zustimmung zur Kündigung der bestehenden Radsatzvereinigung zu erlangen. Das präziserte er in einem Schreiben vom 10.3.1909: „Ich bin der Meinung, dass die Beteiligungsziffer ... der Leistungsfähigkeit ... nicht entspricht. Ich befürchte ferner, dass diese ungenügende Beteiligung ihre Lebensfähigkeit, jedenfalls ihre Entwicklung unmöglich macht...“ (TKK, A/1067).

Nach dem Ausbau stand das Stahlwerk Oberbilk Krupp kaum noch nach

Die bestehenden 25 t Öfen wurden auf eine Kapazität von 40 t erweitert; außerdem wurde ein weiterer Ofen von 100 t gebaut. Die alten Schachtgeneratoren der Gaserzeugungsanlage wurden durch leistungsfähigere und die Arbeiter weniger belastende Drehrostgeneratoren mit drei Meter Durchmesser ersetzt; außerdem wurde eine mechanische Bekohlungsanlage beschafft, die die anstrengende Handarbeit überflüssig machte. Der Schrottplatz erhielt eine Magnetkranbahn und an die Stelle der wenig leistungsfähigen Chargiermaschine trat im Stahlwerk eine moderner Chargierkran. Damit ließen sich die Öfen zweckmäßig und gefahrlos füllen. Guss- und Kranbahn wurden verstärkt, so dass man Blöcke von 93 t Gewicht abgießen konnte. Um diese hohen Blockgewichte verschmieden zu können, wurde ein neuer Pressbau errichtet, in dem eine 4.000-t-Pressen mit den dazu gehörenden Wärm- und Glühöfen sowie den Drehrostgeneratoren Aufstellung fanden (Dehner 1954, 130).

Auch die im Herstellungsprozess nachgeordneten Anlagen wurden erweitert und modernisiert. Das Werk erhielt eine neue Bearbeitungswerkstatt mit Hebezeugen von 80 und 50 t Tragkraft sowie für die damaligen Verhältnisse schweren Bearbeitungsmaschinen. Beispielsweise hatte eine Drehbank eine Spitzenhöhe von

2.000 mm und 15 m Drehlänge, Kurbelzapfenapparate besaßen bis 3.300 mm lichten Drehring-Durchmesser, Karussell-, Stoß- und Hobelmaschinen hatten Spindeldurchmesser von 250 mm. Nach der Inbetriebnahme einer Harmetpresse im Jahre 1907, damals die größte in Deutschland, konnten Stahlblöcke von bis zu 17 t Gewicht frei von Einschlüssen hergestellt werden; die Schmiedestücke „aus flüssig gepresstem Stahl“ wurden vor allem für den Turbinenbau, verwendet.



Kokillenabguss im Oberbilker Stahlwerk (1950)
Quelle: © ThyssenKrupp Konzernarchiv Duisburg

Wegen des hohen Verbrauchs an Kokillen (metallene Gussform) wurde der Betrieb mit dieser Presse nach einer Reihe von Jahren eingestellt. (Dehner 1954, 129). Mit seiner Schmiedekapazität stand Oberbilk Krupp, das auf diesem Gebiet von Anfang an eine Monopolstellung behauptet hatte, kaum noch nach. Hergestellt wurden hochwertige Schmiedestücke wie Kurbelwellen, Kolben- und Pleuelstangen, Vorder- und Hintersteven sowie Heck- und Bugruder für militärische und zivile Seeschiffe, außerdem Dampfrohren und weiterhin Räder und Achsen für die

Eisenbahn sowie weitere Walzwerksprodukte. Das Unternehmen, dessen Vorsitz im Aufsichtsrat *August Thyssen* übernahm, und in den weitere Mitglieder der Familie *Thyssen* sowie Angehörige des Thyssen-Konzerns eintraten, nahm einen gewaltigen Aufschwung.

In den Jahren von 1906 bis 1908 wurden die Schmiede und die Räderschmiede erheblich erweitert. Eine neue Schmiedepresse von 2.000 t Druck konnte nun Blöcke mit einem Stückgewicht von bis zu 40 t ausschmieden. Die bisherige Schmiedepresse von 1.200 t kam nun zum Schmieden von Eisenbahnrädern zum Einsatz; diese wurden auf einem neuen Räderwalzwerk ausgewalzt. Dadurch wurde es möglich, Eisenbahnräder in einer Hitze – ohne Wiedererwärmung – herzustellen (Dehner 1954, 130). Das ersparte Energie und Arbeitskräfte. Für das Ausschmieden von Eisenbahnachsen wurde eine dampfhydraulische 800-t-Pressen beschafft. Entsprechend der Erhöhung der Schmiedekapazität wurde gleichfalls die Leistung der Energieversorgung ausgebaut. Auch dabei legte man Wert auf einen wirtschaftlichen Betrieb: Eine gemeinsame Abdampfleitung sammelte den Dampf von den Pressen und Hämmern in einem Wärmespeicher, um ihn anschließend einer Abdampfturbine von 800 kW zuzuführen. Auf diese Weise wurde preiswerte elektrische Energie erzeugt. Wenn auch die zunächst 1907 aufgestellte Turbine Mängel aufwies und bald nur noch als Reservemaschine Verwendung fand, so erwies sich das System doch als zielführend. Folgerichtig erfolgte der Einbau einer neuen Turbine, die den in sie gesetzten Erwartungen voll entsprach. (Dehner 1954, 64-65).

1911 zählte das Oberbilker Stahlwerk mehr als 1.000 Beschäftigte. Das Fabrikareal umfasste insgesamt rd. 100.000 qm, davon war etwa die Hälfte bebaut. Dennoch war das Werk, insbesondere durch die Errichtung des zentralen Personenbahnhofs, eingeschränkt. Nach dem Bau des dritten Siemens-Martinofens und der Erweiterung der Bearbeitungsbetriebe wurde das Fabrikterrain tatsächlich zu klein. Anfragen bei der Eisenbahn, die den Ankauf von Gelände betrafen, wurden 1914 seitens der Eisenbahndirektion in Elberfeld abschlägig beschieden. Man war höchstens bereit, wie es in einem Schreiben an *Wiecke* vom 9.3.1907 heißt, Gelände zu tauschen (TKK A/1067; A/865,2).

Bürgerkriegsähnliche Zustände in den ersten Monaten nach dem Ersten Weltkrieg

Bei Kriegsausbruch bedurfte es keiner Umstellung der Produktion. Schiffbau- und Eisenbahnmaterial wurden weiterhin, sogar mit Vorrang, benötigt. Allenfalls die Einberufung von Facharbeitern bereitete Schwierigkeiten; denn dafür gab es nur unzureichenden Ersatz. Obwohl es im Oberbilker Stahlwerk praktisch keine Arbeitsplätze für Frauen in der Produktion gab, wurden, insbesondere in der

Weiterverarbeitung, zahlreiche junge weibliche Arbeitskräfte eingesetzt. Sie bedienten beispielsweise Hebezeuge und Drehbänke. Die Belegschaft wurde, vor allem im Rahmen des Vaterländischen Hilfsprogramms („Hindenburg-Programm“: sämtliche Ressourcen sollten auf die Erzeugung von Rüstungsgütern fokussiert werden), stark gefordert – und das unter erschwerten Lebensbedingungen. Seit langem waren wichtige Lebensmittel rationiert und oft nicht einmal mehr auf Marken zu bekommen. Schließlich waren auch die letzten Vorräte so erschöpft, dass das Brotmehl gestreckt werden musste und statt Kartoffeln Steckrüben ausgegeben werden mussten – der „Steckrüben-Winter“ (auch „Kohlrüben“ und „Hungerwinter“ genannt) hat sprichwörtliche Bedeutung erlangt. Auch im Oberbilkler Stahlwerk kam es wegen der völlig unzureichenden Versorgung zu Streiks (Wessel 2019b, 276 ff.).

Die unmittelbaren Nachkriegsjahre brachten bürgerkriegsähnliche Verhältnisse (Wessel 2020), die monatelang im Stahlwerk keine geordnete Fabrikation erlaubten. Die Produktion stockte; die Vorstände und leitenden Mitarbeiter wagten nicht, das Werk zu betreten und flohen zum Teil auf die andere Rheinseite zu den alliierten Besatzungstruppen, um sich in Sicherheit zu bringen. Während der Kämpfe zwischen Soldaten des „Spartakus“ und Wehrmachtstruppen sowie dem wegen seines gewaltsamen Vorgehens berüchtigten Freikorps Lichtschlag war das Stahlwerk von Mitgliedern der Arbeiter- und Soldatenräte bzw. „Spartakus“ besetzt. Von dort nahmen Erstere den Hauptbahnhof und die angrenzenden Straßen und Plätze unter Feuer. Der Eisenbahnverkehr kam zum Erliegen (Wessel 2019b, 320 ff.). Der Bahndamm bildete eine militärische und „politische“ Grenze. Die damals einzigen Verbindungswege zwischen Kernstadt und dem Stadtteil Oberbilk waren die dunklen Unterführungen rechts und links des Hauptbahnhofs, zu Beispiel die Unterführung Ellerstraße. Diese waren durch mit Maschinengewehren und kleinen Kanonen bewaffnete Posten gesperrt. Der heutige Ostausgang des Hauptbahnhofs ist erst nach dem Abriss des Stahlwerks in Verbindung mit der Neubebauung des ehemaligen Werksgeländes, des heutigen Berthavon-Suttner-Platzes, geschaffen worden. Im April 1919 errichteten die „Spartakisten“ am Oberbilkler Markt Barrikaden; es kam zu wilden Straßenkämpfen; an der Eller und der Kölner Straße wurden Häuser durch Infanteriewaffen und Granateinschlag beschädigt bzw. zerstört; es gab Tote und Verletzte (Wessel 2021, 129 ff.).³

³ Siehe dazu auch den Beitrag zum sogenannten „Spartakus-Aufstand“ in diesem Buch auf Seite 107ff.

Schwieriger Neubeginn

Nachdem politisch wieder einigermaßen Ruhe in der Stadt eingekehrt war, wurde die Wiederaufnahme der Produktionstätigkeit im Stahlwerk geplant. Dabei waren die Ansichten, ob der Betrieb im Oberbilkler Stahlwerk überhaupt wieder aufgenommen werden sollte, durchaus geteilt. Selbst als man sich zur Wiederaufnahme und damit zur Aufwendung beträchtlicher Investitionsmittel durchgerungen hatte, war der Wiederbeginn mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden. Es ging nicht nur darum, die in Anbetracht der Kriegsanforderungen stark beanspruchten Produktionsanlagen zu überholen bzw. zu reparieren oder zu ersetzen. Die vom Kriegsdienst zurückgekehrten Belegschaftsmitglieder erwarteten, soweit sie arbeitsfähig waren, ihren Arbeitsplatz zurückzuerhalten. Das führte zu zahlreichen Auseinandersetzungen, weil sich andere in den Kriegsjahren – unter auch schwierigen Bedingungen – auf diesen Positionen bewährt hatten. Selbst die Kriegsversehrten erhofften sich Unterstützung bei der Wiedereingliederung in das Arbeitsleben. Die Lazarett-Insassen veranstalteten am 28. Mai 1919 einen Protestmarsch. Unter anderem setzten sie sich vor die Straßenbahnen und brachten den Verkehr zum Erliegen. Das Stahlwerk war auf diese Situation nicht oder nur unzureichend vorbereitet.

Wirtschaftlich brachte die bereits während des Krieges aufgetretene Inflation immer größere Probleme. Mit der im Januar 1923 beginnenden Ruhrbesetzung durch französische und belgische Truppen, die von Düsseldorf ihren Ausgang nahm und von hier aus organisiert wurde, ging die Geldentwertung in atemberaubender Geschwindigkeit vorwärts. Die Stabilität der Gehälter und Löhne brach vollständig zusammen; erst mussten diese wöchentlich, dann sogar täglich angepasst und ausgezahlt werden. In Waschkörben wurden die Geldscheine von der Bank abgeholt und ohne Verzug an die am Werkstor wartenden Ehefrauen oder sonstigen Familienangehörigen ausgezahlt. Diese beeilten sich mit dem Einkauf, solange das in Empfang genommene Geld noch etwas wert war. Die Werke in Oberbilk und Reisholz druckten eigenes Notgeld, weil die Staatsdruckerei mit der Entwertung und dem Druck von Scheinen mit immer höheren (nominellen) Wertangaben nicht mehr mithalten konnte. Unter diesen Umständen waren Unruhen, Streiks und Aussperrungen nicht zu vermeiden (Wessel 2021, 128; Reisholz 1999b, 12).

Dagegen vollzog sich die Einführung des Acht-Stunden-Tages als Regelarbeitszeit sowie die Installierung der Arbeiter- und Angestelltenausschüsse, wenn auch wegen der politischen und sozialen Unruhen später als in vielen anderen Unternehmen, einigermaßen geordnet. In der unter Mitwirkung der Belegschafts-

vertreter erarbeiteten und beschlossenen neuen Betriebsordnung wurde ein bis dahin nicht gekanntes demokratisches Miteinander von Unternehmensleitung und Belegschaft erreicht. Die Mitarbeiter des Stahlwerks Oberbilk sollen sich Ende der 1920er Jahre in einer Abstimmung sogar mehrheitlich für einen freien Mai-Feiertag ausgesprochen und diesen auch gefeiert haben, ohne dass sie sanktioniert worden wären (SK/MA, R 7. 60.00). Die Arbeiter- und Angestelltenräte und damit auch die Betriebsräte wurden nur für ein Jahr gewählt. In der Praxis gab es wiederholt Probleme, bei denen es auch zu Arbeitskämpfen kam. Meist ging es um Lohn- und Gehaltserhöhungen sowie um zusätzliche Urlaubstage oder um die Freistellung von Betriebsratsmitgliedern. Spätestens mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft und deren Zerschlagung der Gewerkschaften und der Abschaffung der betrieblichen Mitwirkungsorgane waren diese Fortschritte im betrieblichen Miteinander erstmal bis 1945 Geschichte. Dem sich in den 1920er-Jahren verschärfenden Wohnungsengpass versuchte man durch den werksseitig geförderten Wohnungsbau zu begegnen. Während der Weltwirtschaftskrise erwies sich die Werksleitung gegenüber den wegen mangelnder Aufträge feiernden Arbeitern großzügig. Man bestand zum fälligen Termin nicht auf der Zahlung der kompletten Summe, sondern gab sich mit einer Ratenzahlung zufrieden. Die Mietnehmer, die noch in bar kassierten, wurden nach ihrer Rückkehr gefragt, wie es denn gelaufen sei. Deren Antwort war meist: „Wie immer. Dä 'ne Mark und dä 'ne Mark.“ Das könnte der Ursprung für den Namen der Siedlung „Dänemark“ sein (Wessel 1999b, 14 f.).

Vereinigt mit dem Press- und Walzwerk Reisholz

1923 wurden die schon in Personalunion geführten Oberbilker Betriebe an die Press- und Walzwerk AG in Reisholz bei Düsseldorf verpachtet und von dort aus verwaltet (Rasch 2008, 279). Dazu übernahm Reisholz auf Anordnung von *August Thyssen* sämtliche noch freien Aktien der Stahlwerk Oberbilk AG. Das Aktienkapital betrug zu dieser Zeit 3 Mio. M. Daraufhin schloss Reisholz mit Oberbilk einen langfristigen Pachtvertrag, auf Grund dessen Oberbilk auf Reisholz übertragen wurde (TKK, A/15511). Oberbilk wurde Betriebsabteilung unter dem Traditionsnamen „Oberbilker Stahlwerk“; die Firma – ohne Produktionsstätten – blieb formal bestehen. Den Aufsichtsrat bildeten *August* sowie seine Söhne *Fritz Thyssen* und *Baron Heinrich Thyssen-Bornemisza* sowie *Julius* und *Hans Thyssen*, die Söhne von *Augusts* Bruder *Joseph*. Das Aktienkapital von Reisholz betrug nach einer Erhöhung 5,69 Mio. M. Das Röhrenwerk Reisholz erhielt nun auch rechtlich eine eigene Halbbezugsbasis und das Stahlwerk Oberbilk mit dem drittgrößten Hersteller von nahtlosen Stahlrohren in Deutschland einen potenten Festabnehmer für einen guten Teil der

Stahlerzeugung. Der für Reisholz erzeugte Stahl ging zum Auswalzen nach Hamborn und anschließend als Knüppelmaterial nach Reisholz (Dehner 1954, 131).

Beide Werke konnten sich qualitätsmäßig auf die gegenseitigen Ansprüche einstellen. Daneben blieb das Stahlwerk Oberbilk weiterhin stark in der Weiterverarbeitung. Die Schmiede- bzw. Pressenabteilung lieferte herausragende Einzelstücke, beispielsweise eine Schiffskurbelwelle von 27 t Gewicht und ein 37 t schweres Schiffsruder für einen Handelsdampfer (SK/MA, R 7.6026-30). Den Vertrieb der Oberbilker Erzeugnisse besorgte fortan die Verwaltung in Reisholz. Die Vereinigung war durch *August Thyssen* veranlasst worden, in dessen Besitz sich neben dem Stahlwerk Oberbilk seit 1911 auch die Mehrheit der Anteile am Röhrenwerk Reisholz befand. Nach dem Tod von *August Thyssen* im Jahr 1926 übernahm dessen Sohn *Dr. Heinrich Baron Thyssen-Bornemisza* die beiden Werke. Sie blieben auch nach Gründung der Vereinigte Stahlwerke AG selbständig (Wessel 1994, 121). Die Aktien hielt die *Heinrich Thyssen* gehörende Bank voor Handel en Shepvaart N. V. in Rotterdam (Rasch 2008, 226, 275, 279).

Arbeitskämpfe und Wiedererlangung einer starken Marktposition

Auch nach der Währungsstabilisierung und dem Ende der Ruhrbesetzung gab es zunächst kein ungestörtes Arbeiten. 1924 kam es erneut zu Streiks und Aussperrungen und einer vorübergehenden Stilllegung der Werke in Oberbilk und Reisholz (Wessel 1999b,12). Es dauerte viele Monate, bis die frühere Marktstellung wiedererlangt war. Während der Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten sich ehemalige Stammkunden, vor allem im Osten des Reichs, umorientiert. Außerdem baute *August Thyssen* in seinen Ruhrwerken SM-Kapazitäten auf, so dass Oberbilk ein wichtiger Abnehmer für seinen Rohstahl verlor. Es dauerte einige Jahre, bis wieder wenigstens ein kleiner Gewinn erwirtschaftet wurde (Dehner 1954,154). In Oberbilk arbeiteten damals unter anderem zwei SM-Öfen von je 40 t und einer von 100 t Inhalt, eine große Freiformschmiede, eine Räderschmiede und eine große Pressenabteilung. Bei den Schmiedeerzeugnissen behauptete das Werk weiterhin eine starke Marktposition, insbesondere bei Schiffs- und Turbinenwellen. 1924 kamen nahtlos geschmiedete und gekümpelte Kesseltrommeln für hohe und höchste Drücke hinzu. Gleichzeitig wurde die Fertigung von Hochdruckbehältern für die chemische Industrie aufgenommen (TKK, A/15511). Das schien der endgültige Durchbruch nach dem Ersten Weltkrieg zu sein. Als herausragende Erzeugnisse wurden für Werbezwecke dokumentiert: zwei Schiffskurbelwellen von 27 bzw. von 60 t Gewicht sowie ein nahtlos geschmiedeter Kesselschuss⁴, der

⁴ Als Kesselschuss werden Teilabschnitte des Langkessels einer Dampflokomotive bezeichnet.

1926 beim Transport mit vier Pferden fotografiert und auf der großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen (GeSoLei) auf einem Gemeinschaftsstand gemeinsam mit anderen Erzeugnissen präsentiert wurde (SK/MA, R 7 6029).



Transport eines nahtlos geschmiedeten Kesselschuß
zur Ausstellung Gesolei auf der Cecilienallee, 1926
Quelle: ThyssenKrupp Konzernarchiv Duisburg

Initiatoren waren *Rudolf* und *Ernst Poensgen*; letzterer, ein Sohn des Stahlwerksgründers *Carl Poensgen*, führte auch die Ehrengäste durch die Ausstellung. 1925 erhielt das Stahlwerk eine physikalische Versuchsanstalt. Diese bildete ihre Metallografen und Werkstoffprüfer selbst aus (Dehner 1954, 154). 1927 wurde die Leistungsfähigkeit der Schmiede durch die Aufstellung einer 1.500-t-Pressen erhöht und schließlich die Mechanischen Werkstätten durch die Errichtung einer weiteren Halle mit Hebezeugen von 80 t Tragfähigkeit sowie schweren Bearbeitungsmaschinen erweitert. Hinsichtlich der bebauten Fläche und der beschäftigten Arbeitskräfte hatten die Schmiede- und weiteren Bearbeitungsbetriebe den eigentlichen Stahlwerksbetrieb längst überflügelt; allerdings lieferte Letztere das unverzichtbare Ausgangsmaterial.

Weltwirtschaftskrise und Zweiter Weltkrieg

Die Weltwirtschaftskrise machte sich in Oberbilk, bedingt durch die Vergabepraktiken im Röhren- und Anlagengeschäft, erst im Jahre 1929 bemerkbar. 1928 hatte man bei der Produktion und der Belegschaftsstärke noch einen Höchststand

erreicht und, wie dargelegt, Erweiterungsinvestitionen vorgenommen. Selbst in der ersten Phase der Weltwirtschaftskrise trieb man den Ausbau weiter voran und tätigte weitere Modernisierungsinvestitionen. Ab 1931 wurde die Wärmewirtschaft auf Ferngas (Kokereigas) umgestellt. Die Eigengas-Erzeugung wurde zugunsten der Belieferung durch die konzern-eigene Thyssen'sche Gas- und Wasserwerke GmbH eingestellt (Wessel 1999 b, 16; ders., 2022). Das Stahlwerk erhielt, da der Gaslieferant gleichfalls *Heinrich Thyssen-Bornemisza* gehörte, einen sogenannten „Familienrabatt“ (Kanter 2021, 97). Im Stahlwerk wurden gleichzeitig die 40-t-Öfen auf 50 bis 60 t Inhalt vergrößert und der 100-t-Ofen, vor allem aus Qualitätsgründen, auf 60 bis 70 t Inhalt reduziert. Nun konnten im Normalbetrieb mit zwei Öfen monatlich 10.000 bis 11.000 t Rohstahl erzeugt werden. Durch die größeren Mengen je Aggregat konnten die Kosten je t wesentlich gesenkt werden.

Den drastischen Auftragsrückgang versuchte man, durch Kurzarbeit zu überbrücken. Das reichte jedoch schon bald nicht mehr aus; eine Entlassung von Arbeitskräften ließ sich auf Dauer nicht vermeiden. Die Belegschaft schrumpfte von 1.000 Beschäftigten auf schließlich 134 – und auch diese hatten nur noch an drei Tagen in der Woche Arbeit (Dehner 1954, 131). Das endgültige Aus schien unausweichlich – zumal die Investitionstätigkeit erst stark verzögert wieder einsetzte. Die nationalsozialistische Arbeitsbeschaffungs- und insbesondere die Aufrüstungs- und Autarkiepolitik brachte für das Stahlwerk wieder Aufträge, vor allem nachhaltige Lieferungen für die Werke der Hochdruckchemie; jedoch auch der Handels- und Kriegsschiffbau erwiesen sich als rege Nachfrager. Während der Weltwirtschaftskrise entlassene Arbeiter und Angestellte konnten wie zugesagt in wachsendem Umfang wieder eingestellt werden. Bis Ende des Jahres 1938 stieg die Zahl der Beschäftigten auf 95 Angestellte und 892 Arbeiter. 1939 wurden bei Vollbeschäftigung im Tag- und Nachbetrieb monatlich 10.000 bis 11.000 t Stahl erzeugt u. a. 1.000 Radsätze gefertigt.

Während des Zweiten Weltkrieges machten schwere Hochdruckbehälter für die Benzinerzeugung, Regeneratoren, Abscheider, Wascher, Entspannungszylinder für Drücke bis 700 bar einen großen Teil der Erzeugung aus. Daneben wurden monatlich rd. 1.000 Radsätze für die Eisenbahn geliefert (Dehner 1954,131). Das Stahlwerk Oberbilk zählte wieder mehr als 1.000 Beschäftigte (Wessel 1999b,12). Allerdings war ein beachtlicher Teil der Stammbeslegschaft zum Kriegsdienst einberufen und durch Männer und Frauen ersetzt worden, die oft nicht für ihre Tätigkeit ausgebildet worden waren und sich schon gar nicht freiwillig dazu bereit erklärt hatten. 1943 arbeiteten im Stahlwerk Oberbilk neben 102 Angestellten und 535 Arbeitern deutscher Herkunft 192 ausländische Arbeitskräfte. Demnach

stammten damals knapp 36 % der beschäftigten Arbeiter aus dem Ausland. Das Oberbillerker Stahlwerk beschäftigte unter anderem bis zu 200 zivile „Ostarbeiter“ aus der Ukraine. Diese waren in einem Lager in der Stahlwerkstraße 34, in der Nähe des Stahlwerks, untergebracht (Wehofen 2002, 572). Die Insassen waren in ihrer Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt, mussten das Ostarbeiter-Zeichen tragen und waren auch hinsichtlich der Verpflegung weitaus schlechter gestellt als „Westarbeiter“ und erst recht deutsche Arbeitskräfte. Dass in Anbetracht der körperlich schweren und wegen der Hitze anstrengenden Arbeit in einem Hüttenwerk bis dahin nur Männer dort gearbeitet hatten, darauf wurde wenig Rücksicht genommen. Allerdings wurden die weiblichen Arbeitskräfte selten im Ofenbetrieb, sondern hauptsächlich in den Bearbeitungswerkstätten eingesetzt.

Dabei war die Arbeit während des Krieges ohnehin erschwert. Zum einen standen alle unter einem ungeheuren Arbeitsdruck, zum anderen wuchs die Belastung durch die zunehmenden Fliegeralarme und Bombenangriffe. Am 19. September 1942, am 12. Juni und am 3. November 1943 wurde das Werk bombardiert. Besonders der letzte Angriff richtete im schweren Pressbau und in der großen Mechanischen Werkstätte solche Schäden an, dass mit eigenen Mitteln und Kräften nicht mehr an eine Wiederherstellung zu denken war. Ein Wiederaufbau schien vielen sogar zwecklos. Eine amtliche Kommission erklärte jedoch das Werk für kriegswichtig und entschied für den Wiederaufbau. Dieser wurde ins Werk gesetzt mit Unterstützung durch 200 Angehörige der „Organisation Todt“. Bei dieser handelte es sich um eine paramilitärische Bautruppe, benannt nach ihrem Gründer und Leiter *Fritz Todt*; nach dessen Tod gehörte sie zum Ministerium von *Alfred Speer*.

Bald nach der Wiederinstandsetzung wurde das Werk 1944 erneut angegriffen und schwer zerstört. Rund 8 Mio. RM wurden an Schäden gemeldet. Wieder gab man sich an den Wiederaufbau und nahm nach einem längeren Stillstand die Produktion im beschränkten Umfang wieder auf. Da die Leitungen der Ferngasversorgung auch außerhalb des Werkgeländes vielfach unterbrochen waren, kam die Stahlerzeugung weitgehend zum Stillstand. Die Zahl der Beschäftigten war jedoch mit 96 Angestellten sowie 781 Arbeitern und Arbeiterinnen immer noch bemerkenswert hoch. In den letzten Kriegstagen konnte Wehrmachtsstellen das Vorhaben ausgedet werden, im Werk eine Gefechtsstelle einzurichten. Der Pfingsten 1945 um 11.00 Uhr im Bahnhofsbunker erteilte Befehl, das Werk beim Anrücken des Feindes vollständig durch Sprengladungen zu zerstören – das Dynamit für die Sprengung lag in Gerresheim bereit –, wurde mit Hinweis auf den hohen Zerstörungsgrad infolge der Bombenangriffe nicht ausgeführt. Wenige Tage später wurde der Befehl geändert; nun sollten die noch intakten Anlagen durch

den Ausbau und die Zerstörung wichtiger Teile langfristig gelähmt werden. Die Maßnahmen wurden kontrolliert. Man baute die Teile, beispielsweise vom Gleichrichter die Graphitelektroden oder bei den Krananlagen die Schneckenwellen, wie befohlen aus, zerstörte sie jedoch nicht, sondern versteckte sie sorgfältig. Danach meldete man die Ausführung des Befehls (Dehner 1954,154-155).

Neuanfang unter erschwerten Bedingungen

Im April 1945 ging der Zweite Weltkrieg für Düsseldorf und das Oberbilker Stahlwerk mit dem Einmarsch alliierter Truppen zu Ende. Das Werk war zu etwa zur Hälfte zerstört; insbesondere die Mechanischen Werkstätten mit wertvollen Bearbeitungsmaschinen waren ganz oder teilweise vernichtet. Zwar wurden die versteckten Teile hervorgeholt und umgehend wieder eingebaut, aber die Arbeit konnte dennoch nicht wiederaufgenommen werden. Das Werk lag auf Befehl der Militärregierung still; sogar Aufräumarbeiten waren untersagt. Dagegen nahmen die Sieger das in Augenschein, was noch übriggeblieben war und beschlagnahmten Bürogeräte und Fahrzeuge sowie das Betriebsvermögen. Erst am 20. August 1946, eineinhalb Jahre nach der befohlenen Einstellung des Betriebs, erteilte die Militärregierung die Erlaubnis zur Wiederaufnahme (Dehner 1954,155). Das Röhrenwerk Reisholz hatte das Permit Ende Februar 1946 erhalten (Wessel 1999b, 18).

Zunächst mussten die Trümmer geräumt werden. Energie sowie Roh- und Hilfsstoffe standen ohnehin nur in völlig unzureichender Menge zur Verfügung. Nach Monaten der Trümmerbeseitigung und Instandsetzung konnte man den Betrieb behelfsmäßig wiederaufnehmen. Man hatte alles verwendet, was aus den Trümmern hatte geborgen werden können. Weil es weder Dachziegel noch Glas gab, hatten die Dächer nur notdürftig abgedeckt werden können; vor die Fenster hatte man Pappe geklebt. Zunächst wurden allerhand Notstandsarbeiten ausgeführt – Hauptsache, die Mitarbeiter hatten Arbeit und verdienten ihr tägliches Brot. Wegen der schlechten Ernährungslage blieb es jedoch nicht aus, dass viele Arbeitsstunden ausfielen, weil die Mitarbeiter auf „Hamstertour“ waren.

Das Werk Oberbilk brachte 1946 Waren im Gewicht von lediglich 10.000 t zum Versand. Es wurden hohe Verluste erwirtschaftet. Von den drei vorhandenen SM-Öfen konnte, weil nicht genug Gas geliefert wurde, nur einer betrieben werden. Der erzeugte Stahl wurde in der Hauptsache nach Reisholz gesandt, der Rest in den weitgehend zerstörten Weiterverarbeitungsbetrieben zur Herstellung von Eisenbahnradern und Schmiedestücken verwendet. Da es für die in den letzten Kriegsjahren für die Kohlehydrierung und andere Zwecke der Hochdruckchemie

hergestellten sehr großen hohlgeschmiedeten Stücke auf Jahre hinaus keinen Bedarf gab, und das Fabrikationsprogramm, nämlich 4.000 moto Eisenbahnmaterial und Schmiedestücke, für das investierte Kapital zu wenig war, konnten zunächst keine Gewinne erwirtschaftet werden. Es wurde sogar die Überlegung angestellt, das Stahlwerk Oberbilk zu verkaufen oder still zu legen (TKK, TB/2140). Ab 1947 wurden schwere Turbinenwellen und Generatorkörper für die Siemens-Schuckertwerke in Mülheim an der Ruhr gefertigt. Diese hatte bis Kriegsende Krupp geliefert; deren Abteilungen unterlagen jedoch der Demontage. Die auch für Oberbilk vorgesehenen und im Frühjahr 1948 begonnenen Demontagearbeiten wurden – auch mit Rücksicht auf die Lieferungen nach Mülheim – bereits im Herbst des genannten Jahres wieder abgebrochen. Weil der in Oberbilk für Reisholz erzeugte Stahl nicht mehr in Meiderich ausgewalzt werden konnte, wurde versucht, „nach eigenen Ideen aus der Erfahrung heraus Stahlblöcke in Oberbilk von solcher Qualität herzustellen, die ohne Auswalzprozess in Reisholz zu Röhren weiterverarbeitet werden können.“ (TKK, TB/2140).

Mit Wirkung vom 1. August 1947 an erfolgte im Zuge der Entflechtung der eisenschaffenden Industrie die Übernahme der Aktiengesellschaft Oberbilker Stahlwerk durch die neu gegründete Einheitsgesellschaft Stahl- und Röhrenwerk Reisholz AG. Diese unterstand der Kontrolle und Leitung durch die Treuhandverwaltung (TKK, TB/4482). Beschäftigt wurde immer noch nur etwa die Hälfte der früheren Belegschaft. Immerhin wurde die Versuchsanstalt wieder aufgebaut. Für den zwischenzeitlich geplanten Neubau im von britischen Truppen besetzten Werk Reisholz hatten der Platz und die finanziellen Mittel gefehlt. Die Versuchsanstalt beschäftigte Ende der 1950er Jahre neun Ingenieure, 19 Werkstoffprüfer, zehn Verwaltungsangestellte und 61 Arbeiter. 1952 wurde das Unternehmen auf den Eigentümer der früheren Press- und Walzwerk AG, die Familie *Thyssen-Bornemisza*, rückübertragen und dieses in die Rechtsform einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt.

Nach der Währungsreform besserte sich die Auftrags- und Ertragslage nachhaltig. Die erwirtschafteten Gewinne wuchsen (TKK, TB/479). Nun bestand Facharbeitermangel. Allerdings sahen sich viele Arbeiter gezwungen, über das Renteneintrittsalter hinaus ihre Tätigkeit fortzuführen, weil ihre Altersversorgung nicht ausreichte. Gearbeitet wurden damals – auch von Auszubildenden – noch 48 Stunden die Woche; der Samstag war Arbeitstag. Sozialleistungen, Werkskuren und Werksurlaube sowie Kinderverschickungen, Weihnachtsgeld und nach wie vor der Werkswohnungsbau, spielten eine wesentliche Rolle. In Oberbilk wurde, um der Wohnungsnot der Nachkriegszeit zu begegnen, ein Haus mit 15 Wohnungen errichtet. Ab 1960 förderte das Unternehmen auch den Erwerb von

Wohneigentum. 1956 war das Unternehmen in der Lage, einen Beitrag in Höhe von 10.000 DM zum Wiederaufbau der Tonhalle zu leisten (SK/MA, R 7 6012).

Die Weiterverarbeitung: Presserei, Glüherei, Räderwerk und Radsatzfabrik

In Anbetracht der großen Zerstörungen fiel der Entschluss nicht schwer, mit dem Wiederaufbau eine Modernisierung der Anlagen durchzuführen. So wurde in der Schmiedehalle der letzte schwere 100-ztr-Hammer, der nach einem Bombenangriff außer Betrieb gekommen war, nicht mehr aufgebaut, sondern durch eine neue 1.000-t-Pressen ersetzt (Kirmse 1955, 180 ff.). Diese übernahm auch einen Teil der Arbeiten des noch vorhandenen 40-Zentner-Hammers. Obwohl in der Warmverformung die alten Hämmer meist Pressen weichen mussten, blieb es bei der Bezeichnung „Hammerwerk“ (Kirmse 1955). Die Durchschmiedung von Stahl durch Pressen war qualitativ günstiger; außerdem konnten größte Schmiedestücke, die der Maschinenbau und die chemische Industrie verstärkt nachfragten, bearbeitet werden. Da der Stahl beim Schmieden vollständig durchgeknetet wird, bedarf es eines dichten und homogenen Vormaterials; den lieferten die SM-Öfen im Stahlwerk.

Die für die Bearbeitung in der Schmiede vorgesehenen Blöcke zeichneten sich durch eine besondere Qualität aus und gehörten zu den Spitzenerzeugnissen des Stahlwerks. Hier wurden hauptsächlich die in Oberbilk in den Schmiedebetrieben angefallenen Kopf- und Fußabfälle, in denen sich die für eine Weiterverarbeitung unerwünschten Stoffe und Lunker befanden, sowie die bei der mechanischen Bearbeitung entstandenen Metallspäne eingesetzt. Die schwerste Presse im Oberbilk Hammerwerk war seit den 1950er Jahren ein Aggregat mit einem Druck von 5.000 t – das entspricht einem Gewicht von 170 vollbeladenen Güterwaggons der damaligen Größe oder dem von 65.000 normal gewachsenen Menschen. Die Pressen auf dem die Blöcke zu Schmiedestücken umgeformt wurden, arbeiteten nach dem Prinzip des hydraulischen Hebels: Ein mit Hilfe einer Presswasserpumpe erzeugter kleiner Druck auf langem Weg bewirkt einen großen Druck auf kurzem Weg (Samtleben 1957, 30 f.).

Die neuen Anlagen brachten auch eine wesentliche Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Statt wie früher unter großem Kraftaufwand und starker Hitzeeinwirkung - „gut gewärmt ist halb geschmiedet“ - unmittelbar am Werkstück tätig zu sein, saß der Pressenführer nun in einigem Abstand davon und bediente die Anlage ohne Kraftanwendung mit hydraulischer Unterstützung. Dabei hatte die Presse noch den Vorteil, dass sie nach beiden Seiten ausgefahren werden konnte. Geschmiedet bzw. gepresst wurden Blöcke von einigen hundert kg Gewicht bis zu 120 t, die zuvor auf 1.250 bis 1.300°C erwärmt worden waren. Auch das Drehen

sowie Hin- und Herbewegen des Werkstücks brauchte nicht mehr von Hand gemacht zu werden. Das übernahm ein schneller und genauer arbeitender, fahrbarer Schmiedemanipulator. Dieser war so konstruiert, dass er die schweren Blöcke am Ende fassen und bewegen konnte. Der Führerstand befand sich in sicherer Entfernung vom heißen Werkstück und der Presse. Der neben dem Pressenführer stehende Erste Schmiege dirigierte mit seinen Kommandos die Arbeitsschritte. Durch diese Technik wurde die Zahl der für diese Arbeit erforderlichen Arbeitskräfte auf mehr als ein Drittel verringert (Samtleben 1957, 50).

Hinzu kamen schnell laufende Kräne und vier einwandfrei wärmende moderne Schmiedeöfen mit fahrbarem Herd. Die heißen Abgase wurden mittels eines Rekuperators zur Erwärmung der Verbrennungsluft auf ca. 500°C ausgenutzt. Dennoch verbrauchte ein solcher Ofen bei voller Last 900 cbm Gas pro Stunde – eine Menge, die ausreichte, um mehr als 25.000 l Kaffeewasser zu kochen. Früher waren dafür monatlich 190 t Steinkohle, etwa zehn Waggons, verfeuert worden. Die Einstellung und Bedienung des gut isolierten und wirtschaftlich arbeitenden Ofens erfolgte fast vollautomatisch. Der Ofenwärter bediente nur noch die Tür und den Herdwagen. Auch das war damals neu und ungewöhnlich für Schmiedeöfen. Es wurden Arbeitskräfte eingespart und die Arbeitsbedingungen für die übrigen Ofenleute wurden wesentlich erleichtert. Die Wärme, die in einem großen massiven Werkstück, wie es auf der 5.000-t-Pressen geschmiedet wurde, gespeichert war, reichte für eine Bearbeitung von zwei Stunden. Dann musste es neu erwärmt werden. Je wirkungsvoller die Bearbeitung erfolgte, je geringer war der Aufwand an Zeit und Energie sowie die Inanspruchnahme der Anlagen (Samtleben 1957, 51). Allein im Oberbilker Hammerwerk gab es 21 Öfen. Dabei handelte es sich um Vorwärm-, Tief-, Schmiede- und Spezialöfen. Insgesamt verbesserte sich die Wettbewerbslage des Oberbilker Stahlwerks für die damit gefertigten Produkte entscheidend. Die Ergebnisse bestätigten den eingeschlagenen Weg der Modernisierung als richtig.

Auch die Einführung der Schnellschmiedeeinrichtung hat die Arbeit ganz wesentlich erleichtert. Während an manchen älteren Pressen, wie auf dem eingangs erwähnten Relief anschaulich erfahrbar, der Pressenführer das rotglühende Werkstück von Hand hatte bewegen müssen – dafür hatte man immer den Stärksten der gesamten Kolonne gewählt – wurden nun Drücke von 1.000 t mit zwei Fingern in Position gebracht. Beim Fertigschmieden von Stabstahl arbeitete die elektronisch gesteuerte Einrichtung sogar vollautomatisch und setzte je nach Bedarf 60, 80 und mehr Hübe pro Minute. Allerdings konnten trotz dieser Einrichtungen nur einfache Stücke, hauptsächlich Stabstahl oder große Stückzahlen, bei denen sich wie bei der Räderfertigung der Zeitaufwand für die genaue

Einstellung lohnte, in einer Hitze fertiggeschmiedet werden. Komplizierte oder hochlegierte Teile erforderten bis zu zehn Zwischenerwärmungen. Beim Schmieden wurde eine Verformung des Werkstücks um bis zum 3-4fachen der ursprünglichen Blockgröße bewirkt. Eine Spezialpresse von 3.000 t Druck übernahm das Zusammenziehen („Kümpeln“) der Enden großer Hohlkörper, beispielsweise bei der Herstellung von Kesseltrommeln. Dennoch erforderten auch diese Arbeiten nicht allein ein hohes Geschick, sondern auch viel Erfahrung.

Eine meist übersehene und doch unverzichtbare Bedeutung für die Eigenschaften der Werkstücke sowie deren Bearbeitung und ferner die Qualität der späteren Fertigerzeugnisse hatte die Glüherei. Auch hier war viel Erfahrung erforderlich. Die erkalteten Schmiedestücke wurden langsam auf eine Temperatur von 800 bis 1.000°C gebracht („angelassen“) und dann schnell auf Temperaturen von 350 bis 100°C abgeschreckt. Dies geschah je nach Qualität des Stahls und der Form des Werkstücks in Öl, Wasser oder an der Luft – bei Werkstücken mit stark unterschiedlichen Teilen, bei denen ein Tauchbad nicht durchgeführt werden konnte, wurde die in Oberbilk entwickelte Wasserspritzvergütung angewendet. Durch diese Behandlung erhielten die Schmiedestücke die geforderten mechanischen Werte für Festigkeit, Streckgrenze, Dehnung, Kerbzähigkeit etc.

Da ein Einsatz in dieser Form nicht möglich ist, wird anschließend ein Teil der Härte und Spannungen durch ein erneutes „Anlassen“ wieder abgebaut. Dazu werden die Werkstücke vorsichtig auf 400 bis 780°C erwärmt und dann langsam auf Raumtemperatur abkühlen lassen. Um die genaue Temperatur an den verschiedenen Stellen des Werkstücks genau ermitteln zu können, wurden dort Thermoelemente (Schleppenelemente) angebracht. Vor der Weiterverarbeitung wurden Proben entnommen. Die Arbeitsbedingungen in der Vergüterei veranschaulicht unter anderem die Tatsache, dass der Meister dem Kranführer seine Anweisungen per Megaphon gab (Uhl/Sommer 1957, 50 ff.).

Das Erzeugungsprogramm des Oberbilker Hammerwerks umfasste in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre Schmiedestücke bis zu einem Rohgewicht von 80 t. Dabei handelte es sich um Maschinenteile für den Kraft- und Arbeitsmaschinenbau, den Apparate- und den Schiffbau. Für den Kraftmaschinenbau lieferte Oberbilk unter anderem Turbinenwellen und -läufer, einteilige oder mehrteilige Rotore, Turbinenscheiben und -räder, schwere einteilige oder zusammengebaute Kurbelwellen, Treib- und Kolbenstangen, Flanschwellen. Den Unternehmen von Arbeitsmaschinen wurden zugeliefert: unter anderem Walzen, Säulen und Anker, Rezipientenmäntel für Rohrpressen, große Zylinder, Kolben, Schleudergusskocken, schwere Getrieberäder, Gesenkböcke. Dem Apparatebau dienten Hochdruckkörper und als Spezialität schwere hohlgeschmiedete Stücke, Autoklaven,

Hosenrohre, Deckel und anderes. Der Schiffbau war wie früher Abnehmer unter anderem von kompletten Wellenleitungen, Ruderschäften und Ruderachsen. Außerdem wurde Stabstahl von etwa 150 mm Durchmesser an aufwärts gefertigt. Auch Räder, Achsen bzw. komplette Radsätze für die Eisenbahn gehörten nach wie vor zum Programm (Samtleben 1957, 32).

Die Räderschmiede und die Radsatzfabrik bildeten als Weiterverarbeitungsbereich eine in sich geschlossene Abteilung und die einzige Serienfertigung des Stahlwerkes Oberbilk. Die Radsätze für die Deutsche Bundesbahn bestanden aus einer Achse, zwei Radscheiben, zwei Radreifen (Bandagen), kleineren Verbindungsteilen, sowie den Rollenlagern, die von auswärts zugeliefert wurden. Die Achsen wurden mit der 1.000-t-Pressen geschmiedet, die Radscheiben und die Radreifen in der Räderschmiede hergestellt. Für jede Scheibe und jeden Reifen wurde ein Spezialblock gegossen. Anschließend wurde der Block geputzt und vor dem Einlegen in den Rollofen gewogen und genau registriert. Im Ofen wurde er von Hand mit Hilfe langer Stangen allmählich zur wärmsten Zone gerollt. Die Arbeit am Rollofen verlangte viel körperliche Kraft und war wegen der Hitze sehr belastend. Außerdem brauchten die Arbeiter ein großes Maß an Erfahrung, weil sie anhand der Rotfärbung der Blöcke entscheiden mussten, wann ein Block bereit für die Weiterverarbeitung war. Nach dem Erreichen der Schmiedetemperatur wurde der Block gezogen und unter der 2.500-t-Pressen zu einer gelochten Scheibe geformt. Die für die Reifen vorgesehenen Scheiben wurden auf dem Horn der 800-t-Pressen geweitet und der Spurkranz vorgeschmiedet, anschließend wurde das Werkstück auf der Ringwalze fertiggewalzt. Nach dem Stempeln und Zentrieren stapelte man die Reifen in einer Grube, wo sie langsam ausgasen und abkühlten.

Das sorgfältige Ausgasen und Abkühlen war grundsätzlich wichtig und unverzichtbar, weil sich der Stahl beim Abkühlen zusammenzieht und bei diesem Vorgang das noch im Stahl befindliche Gas entweicht. Weil dieser Vorgang an der Außenseite des Werkstücks beginnt, entstehen Spannungen zwischen den unterschiedlich warmen Teilen. Diese können zu Außen- und Innenrissen sowie zu Schwindungshohlräumen („Lunker“) führen und das Werkstück sogar auseinanderfallen lassen. Diese Gefahr ist besonders groß bei legierten Stählen. Selbst wenn keine Risse entstehen, kann durch zu rasches Abkühlen die mechanische Bearbeitung sehr erschwert werden. Manche Erzeugnisse werden zunächst im Ofen oder unter Sand abgekühlt. Bei besonderen Werkstücken dauerte der Abkühlvorgang bis zu zweieinhalb Monate. Auch diese Arbeit erforderte gute Materialkenntnisse und viel Erfahrung. Sie wurde fachlich begleitet durch die Versuchsanstalt. Temperaturschreibgeräte dokumentierten den Vorgang. Die erkalteten Werkstücke wurden entzündert, geputzt, ausgemessen und registriert,

dann an die nachfolgenden Betriebe zur Weiterbearbeitung übergeben oder zum Versand gebracht (Samtleben 1957, 52). Die für Radscheiben vorgesehenen Lochscheiben erhielten an der großen Presse in einem Gesenk eine Vorform, dann wurden sie in der Radscheibenwalze ausgewalzt und unter einem Kumpelhammer fertig geformt. Die Formveränderung geschah bei beiden Produkten in rascher Folge. Jede Bearbeitungsstufe wurde genau kontrolliert – durch eigene Mitarbeiter und durch Abnahmebeamte der Deutschen Bundesbahn. Durch den Einsatz von Maschinen war es möglich geworden, den vorher nötigen Einsatz von Körperkraft zu ersetzen und angelernte Kräfte, statt Facharbeiter zu verwenden. Dennoch erforderte, insbesondere die Arbeit am Rollofen, jedoch auch an den Pressen, immer noch viel Erfahrung, Aufmerksamkeit und großen Krafteinsatz (Samtleben 1958, 99 ff.).

Verlagerung der Produktion nach Reisholz und Aufgabe des Standorts Oberbilk

Die zentrale Lage des Werkes direkt neben dem Bahnhof und inmitten einer dichten Wohnbebauung erschwerte zunehmend den Hüttenbetrieb. Deshalb erfolgte der Bau erst eines und dann eines zweiten Elektrostahlwerks nicht mehr in Oberbilk, sondern in Reisholz (SK/MA, R 7 6013). 1957 nahm dort der erste 100-t-Lichtbogenofen den Betrieb auf; 1962 kam ein kleinerer Ofen mit einer Kapazität von 18 bis 32 Tonnen (später 40 t) hinzu. 1963 wurde in Oberbilk die Stahlerzeugung endgültig eingestellt. Die Belegschaft des Oberbilker SM-Stahlwerks zog nach Reisholz um und wurde dort auf die Arbeit im Elektrostahlwerk umgeschult. Bereits 1962 hatte sich das Unternehmen mit der Stadt Düsseldorf über den Auslauf des Betriebs am Standort Oberbilk verständigt. Bis spätestens Ende 1972 sollte der nördliche Teil des Oberbilker Werkes, der übrige Teil bis spätestens 1986 geräumt werden. Als Entschädigung für die Überlassung des Werkareals erhielt das Unternehmen ein an das Reisholzer Werk angrenzendes Gelände, eine Barentschädigung und ein zinsloses Darlehen, um die Oberbilker Anlagen nach Reisholz verlagern zu können. Im Werk Oberbilk wurden nach der Einstellung der Stahlerzeugung weiterhin Schmiedestücke hergestellt, nun aus Reisholzer Vormaterial. Das waren Anfang der 1960er Jahre Rohblöcke mit Stückgewichten von bis zu 120 t; sie wurden unter anderem mit zwei Schmiepressen von 1.000 und 6.000 kN verarbeitet. 1967 lieferte das Werk Oberbilk den aus geschmiedeten Einzelschüssen geschweißten und innen vollständig schweißplattierten Reaktor-Druckbehälter für das erste mit Kernenergie betriebene Forschungsschiff „Otto Hahn“ (SK/MA, R 7 6014).

1970 bis 1972 übernahm die neu gegründete Mannesmannröhren-Werke AG das Unternehmen. Ab 1972 wurden statt in Oberbilk in der mit einem Kosten-

aufwand von 30 Mio. DM fertiggestellten Mechanischen Werkstatt II in Reisholz aus Rohblöcken mit bis zu 150 t Gewicht Freiformschmiedestücke für Turbinen und Generatoren, für Kernenergieanlagen sowie für den gesamten Schiff- und Maschinenbau gefertigt. 1973 waren die meisten Werkstätten von Oberbilk nach Reisholz verlegt. Als eine der letzten Fertigungen gingen Teile der Vergüterei, beispielsweise einer der Öfen, von Oberbilk nach Reisholz. Dort wurden bereits seit Februar 1970 in einer Senkrechvergütung große Werkstücke mit Wasser gehärtet (Uhl/Sommer 1957, 53). In Oberbilk wurde der Betrieb 1977 weiter eingeschränkt; 1979 wurde der Standort ganz aufgegeben.



Abriss des Oberbilker Stahlwerks, ca. 1983
Quelle: ThyssenKrupp Konzernarchiv Duisburg

Heute erinnern eine im Oberbilker Stahlwerk gefertigte Seilscheibe sowie die eingangs erwähnten zwei Hochreliefs, mit der Darstellung der Stahlherstellung nach dem SM-Verfahren und die Bearbeitung eines Schmiedestücks in der Freiformschmiede, am Ausgang Bertha-von-Suttner-Platz des Hauptbahnhofs an die bedeutende Stahlvergangenheit.

In Reisholz erlebten die nach dort verlagerten ehemaligen Oberbilker Fertigungen nur eine kurze Fortführung. Bereits Ende des Jahres 1977 wurde die Stilllegung aller Betriebe mit Ausnahme des nach dem Erhardt-Verfahren seit

1899 in Reisholz arbeitenden Rohrpresswerks mit seiner Mechanischen Werkstatt geschlossen. Davon waren 1.800 Mitarbeiter betroffen. Gründe für die Stilllegung waren vor allem die seit Jahren erlittenen Verluste infolge des ständig schrumpfenden Marktes für Freiformschmiedestücke. Hinzu kamen die vermehrten Klagen der Anwohner über Lärm und Rauch. Mitte des Jahres 2020 wurde nach über 121 Jahren auch der Betrieb des Röhrenwerks in Reisholz, seit 2005 eine 100%ige Tochter von Vallourec, eingestellt.

Die Entwicklung Oberbilks zum industriellen Schwerpunkt und der Stadt Düsseldorf zur Wirtschafts- und Kulturmetropole: Zur Rolle der Familie Poensgen

Horst A. Wessel

Entschluss zur Verlagerung und Wahl von Oberbilk als neuen Standort

Als auch der letzte der zahlreichen Versuche gescheitert war, eine staatliche Unterstützung für den Bau der dringend benötigten Verbindung mit der Eisenbahnlinie Köln-Aachen zu erhalten, traf *Albert Poensgen* ohne jeden Zeitverzug Vorkehrungen für eine Verlagerung seines Röhrenwerkes und der „Mariahütte“ seiner Neffen *Rudolf* und *Gustav Poensgen* von Mauel und Gemünd in der Eifel an den Rhein. Von Berlin aus war sein erstes Ziel Köln. Hier hatte nicht nur das Unternehmen seinen Sitz, das die Röhren vermarktete; im Kölner Hafen wurden auch die benötigten Rohstoffe und Halbzeuge angelandet und umgeschlagen. Köln jedoch erwies sich für die Ansiedlung eines Industriebetriebs als ungeeignet: Die Stadt bot als Festung innerhalb der Anlagen keinen bzw. nur einen nicht bezahlbaren Platz; im Vorgelände war eine Ansiedlung verboten, weil sie dem Feind als Zielmarke hätte dienen können und außerdem die Gelegenheit für eine unbemerkte Annäherung geboten hätte. Auch die benötigten Hilfskräfte waren hier rar und entsprechend teuer, außerdem wäre es schwierig gewesen, für die aus der Eifel mitgebrachten Facharbeiter eine bezahlbare Wohnung zu finden (Wessel 2013, 37).

Das zweite Ziel seiner Sondierung war Düsseldorf bzw. die Gemeinde Oberbilk in der Bürgermeisterei Düsseldorf. Düsseldorf war seit dem Ende des 18. Jahrhunderts keine Festung mehr, sondern eine offene Stadt. Die räumlichen Standortfaktoren sprachen eindeutig für Oberbilk als neuen Produktionsstandort. Die Eisenbahnanbindung, die er in der Eifel so schmerzlich vermisst hatte, war hier gleich mehrfach gegeben, selbst die Wasserstraße mit einem Hafen waren in unmittelbarer Nähe. Das waren verkehrsgünstige Voraussetzungen für den Bezug von Roh- und Hilfsstoffen sowie Halbzeugen und für den Versand der Erzeugnisse. Weil sich das Land nicht für eine auskömmliche Landwirtschaft eignete, waren die Grundstücke preiswert. Der vorwiegend lehmige Boden bot die Rohstoffgrundlage für den Betrieb von Ziegeleien; jedoch das konnte für den erforderlichen Bau von Fabrik- und Wohngebäuden nur von Vorteil sein.

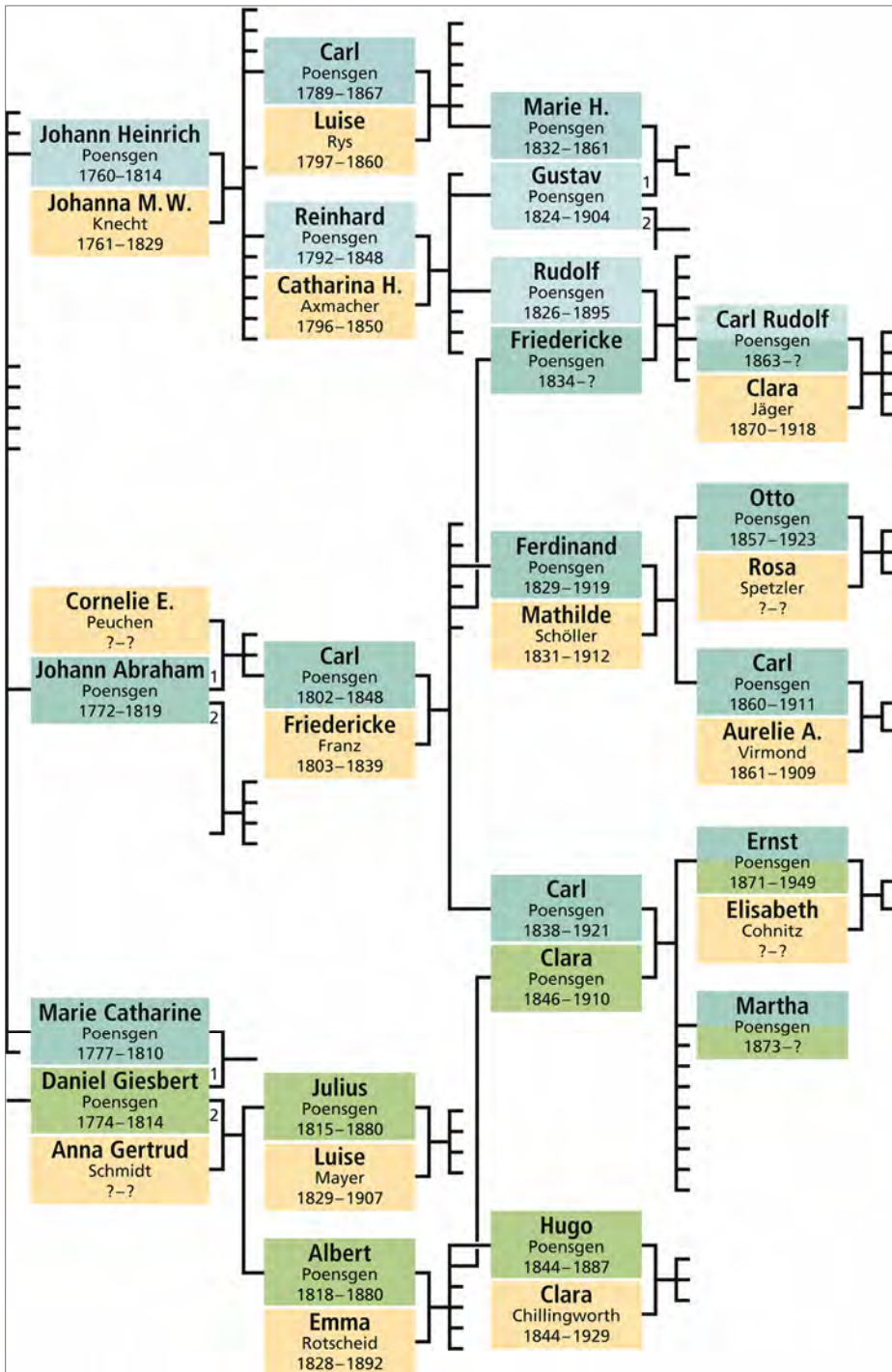
Es ist anzunehmen, dass *Albert Poensgen*, den man nach seinem Aufenthalt in England, den „Engländer“ nannte, dort den Ingenieur *Friedrich Giesbers*, den späteren Kompagnon von *Carl Poensgen* bei der Gussstahlfabrik in Gemünd (später Oberbilker Stahlwerk) kennengelernt hatte. Ein *Johann Paul Giesbers*, vielleicht

der Vater, ist in Düsseldorf seit 1833 als Destillateur nachweisbar. Dieser hatte im genannten Jahr eine Likörfabrik gegründet und war Mitinhaber der Zuckerfabrik Weber & Giesbers (Seeling 1960, 141). Er und seine Frau *Maria Agnes*, geb. *Steffens*, besaßen ein Stück Ackerland in Oberbilk, unmittelbar „an der Chaussee von Düsseldorf nach Köln,“ (der späteren Kölner Landstraße) „einem Fahrweg, Wittwe (sic!) Gutheil und Bergisch Märkische Eisenbahn und Heuser jetzt Hüllstrung, katastriert unter Artikel 173, Flur 15, Nummer 93 Anhang 8 Nummer 150 „auf'm Schiefenberg“ - und in der Nähe des damaligen Bahnhofs der Köln-Mindener-Eisenbahn am Graf-Adolf-Platz. *Albert Poensgen* vereinbarte noch im Februar einen Kauf mit dem Ehepaar *Giebers*; außerdem mietete er für seine Familie ein Haus in der Schadowstraße 43 (Pfeffer 1963, 55 ff.).

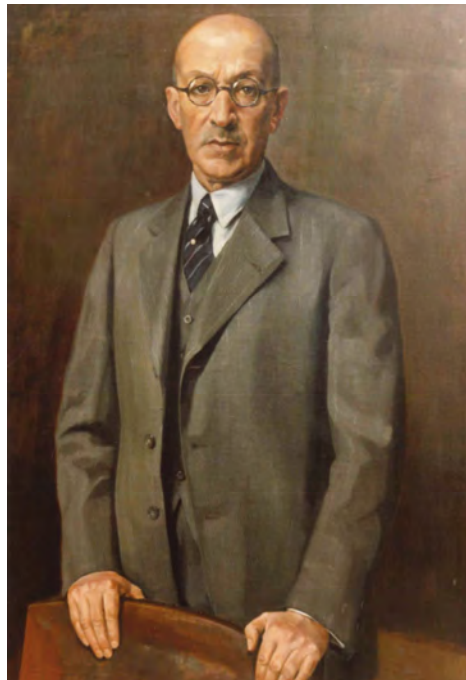
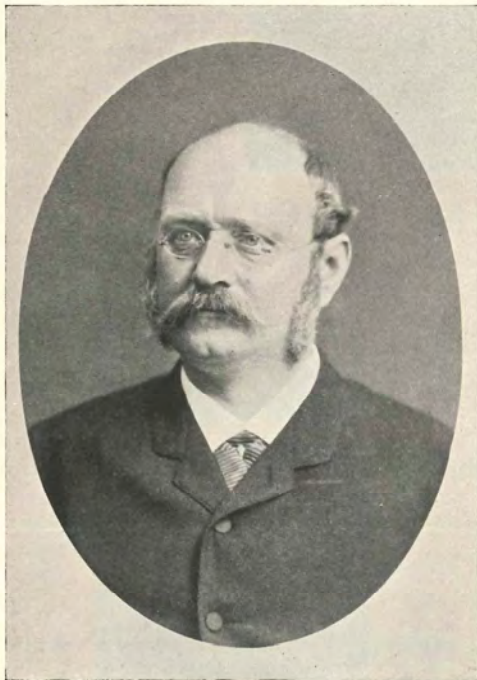
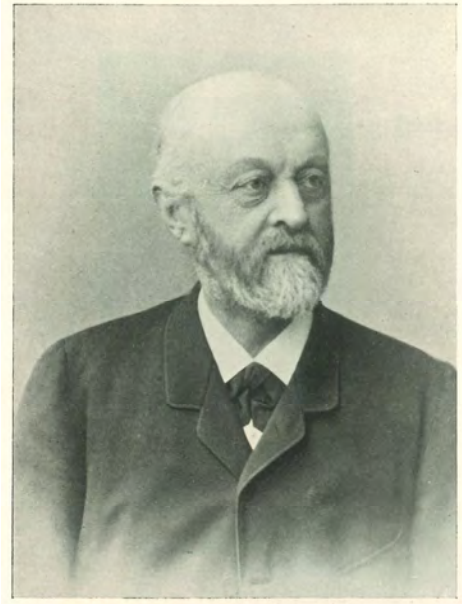
Das Grundstück der *Giesbers* in Oberbilk erwarb *Albert Poensgen* durch Notariatsakt vom 14. April 1860 für sich und im Namen seiner genannten Neffen. Am 17. Februar wurde dieses durch den Zukauf weiterer Grundstücke, unter anderem von 55 Ruten⁵ 97 Fuß bzw. 22/100stel Quadratrute, die der *Witwe Hermann Emil Gutheil*, *Amalie* geborene *Scheuermann*, gehörten, erweitert. Diese befanden sich zwischen dem im April 1860 gekauften Gelände und der Bergisch Märkischen Eisenbahn sowie einem Weg (Flur 15 Nummer 584 und 585). Ferner sicherte man sich die Rechte, einen Weg nutzen und ein Werksanschlussgleis verlegen und betreiben zu dürfen. Dafür mussten Kosten in Höhe von 900 Talern aufgewendet werden. Am 27. September 1866 übernahm *Albert Poensgen* den Rest des teilweise gewerblich genutzten Grundstücks der *Witwe Gutheil* für 16.500 Taler.

Laut einem Vertrag „über die Benutzung und Unterhaltung der Verkehrswege auf gemeinsamen Gelände“ vom 4. September 1868 besaß *Albert Poensgen* drei Morgen, 130 Ruten, 70 Fuß im Alleineigentum, die Firma *Reinhard Poensgen* fünf Morgen, 121 Ruten, 20 Fuß. Gemeinschaftlicher Besitz waren die Wege und Schienenanlagen außerhalb des jeweiligen Grundeigentums. Die auf dem Grundstück der Mariahütte befindliche Waage durfte samt Schienenanlage vom Röhrenwerk gegen Entschädigung mitgenutzt werden. Ein gemeinsamer Weg führte von der damaligen Kölner Chaussee entlang der Anlagen der Mariahütte bis zur Einfahrt ins Röhrenwerk (SK/MA, R 0 05 06, 1+3; R 4 00 01; R 6 01 08, 2).

⁵ Hier dürfte es sich, was im weiteren Verlauf bestätigt wird, um Quadratruten handeln; 1 Quadratrute hatte damals in Preußen 2.553,2 qm; 180 Quadratruten ergaben einen (preuß.) Morgen; 1 Rute maß 12 Fuß und 1 Fuß 31,4 cm.



Stammbaum der Familie Poensgen; Entwurf: Horst A. Wessel; Grafik: © Harald Krähe



Portraits von Albert, Gustav, Rudolf und Ernst Poensgen (von li oben nach re unten)
Quelle: © Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv in Mülheim an der Ruhr

Demontage in Mauel und Wiederaufbau in Oberbilk

Am 15. Februar kündigte *Albert Poensgen* im Unterhaltungsblatt und Anzeiger für den Kreis Schleiden und Umgebung an, er werde am 8. März seinen Grundbesitz in Mauel versteigern lassen. Am 1. April 1860 erfolgte die Grundsteinlegung des Röhrenwerks in Oberbilk. Am 24. April wurde *Albert Poensgen* aufgrund seiner Verdienste zum Ehrenbürger von Gemünd ernannt. Zwei Tage später gab ihm die Stadt ein Abschiedsessen. Am 27. April verließ er mit seiner Familie „schweren Herzens“ seine Heimat und reiste ab nach Düsseldorf, um sich in Oberbilk um den Aufbau des Röhrenwerkes zu kümmern und Vorbereitungen für die Verlagerung des Puddel- und Drahtwerkes seiner Neffen sowie der ihm gemeinsam mit seinem Bruder *Julius* gehörenden Nagel- und Bleirohrfabrik zu treffen.

Das Röhrenwerk, das zunächst noch in Mauel unter der Leitung des Bruders *Julius* produzierte, wurde in den Sommermonaten vollständig bis auf die Mauern demontiert. „Große Fuhrwerke transportierten die schweren Maschinen, Kessel etc. zu den neuen Anlagen“ in Oberbilk, wo sie in den neuen Hallen an der Kölner Straße auf die fertiggestellten Fundamente montiert wurden. Bereits vor Jahresschluss konnte der Betrieb im vollen Umfang aufgenommen werden. Die aus Mauel mitgebrachte Turmuhr regelte fortan in Oberbilk den Betriebsablauf. Hergestellt wurden längsnahtgeschweißte Rohre, und zwar Gas- und Wasserleitungsrohre nach dem Stumpfschweiß- und Siederohre überlapptgeschweißt nach dem Patentschweiß-Verfahren⁶. Die benötigten Blechstreifen bezog man von den Werken aus der Nachbarschaft, der Mariahütte von *Rudolf* und *Gustav Poensgen* nebenan und vom Blechwalzwerk der Familie *Piedboeuf* gegenüber an der (späteren) Albertstraße. Den Rationalisierungseffekt, den *Albert Poensgen* in Oberbilk in enger Zusammenarbeit mit den benachbarten Unternehmen seiner Neffen und *Piedboeuf* sowie den im rheinisch-westfälischen Industrierevier zahlreich vertretenen Schwarzblechfabriken – von der Versorgung mit Steinkohlen einmal abgesehen – erreichte, hätte er in der Eifel niemals erzielen können. Beide, das Röhrenwerk von *Albert Poensgen* und das Drahtwerk von *Rudolf* und *Gustav Poensgen*, waren auf dem europäischen Festland vorerst einmalig; sie lieferten Spitzenprodukte, die mit den englischen Erzeugnissen erfolgreich konkurrieren konnten.

⁶ Während beim Stumpfschweißen die erhitzten und zum Schlitzrohr gebogenen Blechkanten gegeneinander gedrückt werden, werden bei den nach dem Patentschweiß-Verfahren hergestellten Stahlrohren die Blechkanten erst abgeschrägt, dann auf Schweißhitze erwärmt und schließlich so durch eine Matrize gezogen, dass die Blechkanten übereinander liegen. Letztere halten einen höheren Druck aus und sind auch verformbarer. Seit den 1990er Jahren besteht auch die Möglichkeit, den oftmals störenden Innengrat längsnahtgeschweißter Stahlrohren wirtschaftlich zu entfernen (Wessel 2022).

Das Gemeinschafts-Gaswerk als Voraussetzung für den 24-Stundenbetrieb

Für Düsseldorf noch ungewohnt - hier beleuchtete seit wenigen Jahren das Privatunternehmen Sinzig neben einigen Straßenzügen das Theater und das Rathaus, jedoch in Oberbilk in einigen Werken bereits seit 1861 praktiziert, war die Beleuchtung von Fabrikhallen und Wohngebäuden (Hatzfeld 1964, 125 f.). *Albert Poensgen* hatte schon 1855 in Mael eine mit Harzgas betriebene Anlage einrichten und, wenn die Auftragslage dies erforderte, auch während der Nachtzeit produzieren lassen. Mit dem Neubeginn in Oberbilk erfolgte auch hier die Einführung der Gasbeleuchtung sowie des nun regelmäßigen Schichtbetriebs. Der Schichtwechsel erfolgte um 6.00 Uhr in der Frühe bzw. um 18.00 Uhr am späten Nachmittag. So konnten die Anlagen doppelt genutzt werden; lediglich die Belegschaft musste entsprechend vergrößert werden – im Unterschied zu heute entfiel auf den Personalaufwand der mit Abstand geringere Teil der Produktionskosten. Es kann daher nicht verwundern, dass auch die benachbarten Werke dem Beispiel von *Albert Poensgen* folgten. Im Herbst 1861 gründeten die Oberbilker Unternehmen J. P. Piedboeuf, Piedboeuf, Dawans & Co., Albert Poensgen, Reinhard Poensgen (Gustav u. Rudolf) und Weyer & Co. die Gesellschaft für Gasfabrikation Piedboeuf & Cie. in Oberbilk (Hatzfeld 1964, 163). Die Anlage bestand aus einem Gebäude mit der Gasfabrik, einem Gasometer und dem Rohrleitungsnetz. Das Gaswerk erzeugte und lieferte aus Steinkohle gewonnenes Leuchtgas, in Unterscheidung zum späteren Ferngas auch Stadtgas genannt (SK/MA, R 0 30 03).

Nachdem die Stadt Düsseldorf 1863 als eine der letzten großen Städte in Deutschland den Entschluss gefasst hatte, den 1866 auslaufenden Vertrag mit dem Gaserezeuger und -lieferanten Sinzig nicht zu verlängern, sondern die damals modernste Energieversorgung zur Erhellung von Straßen, Läden, Büros und Wohnungen sowie den Betrieb von Antriebsmaschinen in Eigenregie zu übernehmen (Landesarchiv 1845-70, 1-174; Stadtarchiv, II 825, Bl. 1-42; Seeling 2003, 195 ff.)⁷, erwarb sie im März 1867 mit Wirkung zum 1. Juli des genannten Jahres im Zuge der geplanten Aufnahme der Beleuchtung durch die Stadt die Oberbilker Gasanstalt „mit Ausschluß der Gebäude, des gemauerten Gasometer-Bassins und des Grundstückes, auf welchem die Anstalt erbaut ist, jedoch mit Einschluss der Erdrohrleitungen, der Haupt-Gas-Kontroll-Uhr, der Gasometer-Glocke und aller zur Gasbereitung dienenden Apparate.“ Der Kaufpreis betrug 9.500 Taler. Außerdem übernahm die Stadt zum Selbstkostenpreis sämtliche Materialien und Ersatzstücke (SK/MA, R 0 05 06).

⁷ Im Jahr 1840 hatten erst das Theater und dann auch das Rathaus eine „mobile“ Gasversorgung („Portativgas“, komprimiert in Ledersäcken) erhalten; 1848 hatte die Firma Sinzig die vorhandene Beleuchtung mit Rüböllaternen durch eine nicht zufriedenstellende Gasbeleuchtung ersetzt – allerdings auf nur wenigen Innenstadtstraßen.

Die Teilhaber der Gaswerksgesellschaft verpflichteten sich, „während der Dauer von zehn Jahren sämtliches, auf ihren Etablissements zu Oberbilk erforderliche Leuchtgas ausschließlich von der Stadt Düsseldorf zu entnehmen.“ Letztere verpflichtet sich, „dasselbe unter den, für die Lieferung von Leuchtgas seitens der städtischen Gasanstalt geltenden allgemeinen Bedingungen zu liefern.“ Ferner verpflichteten sich die Verkäufer, während der genannten zehn Jahre zu einem Jahreskonsum von einer Million Kubikfuß. Dafür wurde ein Preis von 1 Taler 15 Silbergroschen pro 1.000 Kubikfuß vereinbart. Der Preis, den die ehemaligen Besitzer des Oberbilker Gaswerks zu zahlen hatten, lag „stets 25 % unter dem für die Stadt Düsseldorf allgemein geltenden Normalpreise.“ Die Stadt sicherte vertraglich zu, „auf der Cölner Chaussee von der Elberfelder Chaussee an bis mindestens zu dem Etablissement von Gobiet (eine weitere Kesselfabrik, d.V.) eine den polizeilichen Anforderungen entsprechende Straßenbeleuchtung durch Gas einzuführen.“ (Hatzfeld 1964, 164 ff.)

Das Röhrenwerk nach der Wiederaufnahme des Betriebs

Die Einrichtungen des Röhrenwerks bestanden nach der Übersiedlung nach Oberbilk aus zwei Gasrohr- und zwei Siederohröfen, einem Rundofen mit Ziehbacken und sonstigem Zubehör, Rohrbiegerei, Rohrschmiede und Bearbeitungswerkstätten sowie mechanischer Werkstatt. Später kamen noch zwei Siederohröfen hinzu. Neben Gas-, Wasser- und Dampfleitungsrohren wurden auch Rohre für hydraulische Pressen und Blechröhren für die Bewetterung von Untertagebetrieben, vor allem schmiedeeiserne Röhren für Lokomotiv-, Locomobil- und Schiffskessel sowie Rohrbogen geliefert. Nachdem der Betrieb in Oberbilk voll angefahren war, beschäftigte *Albert Poensgen* etwa 200 Arbeiter, die rund 2.000 t Erzeugnisse fertigten. Die patentgeschweißten Rohre waren das Haupterzeugnis, insbesondere in technischer und wirtschaftlicher Hinsicht – *Poensgen* vermochte es, auf diesem Gebiet einige Jahre lang ein Monopol auf dem Kontinent zu behaupten. In Deutschland und in Kontinentaleuropa konnte *Poensgen* dem Wettbewerb durch englische Rohrhersteller, wenn auch mit Preiszugeständnissen, wirksam begegnen. Allerdings wurde der Konkurrenzkampf zunehmend schärfer.

Das Röhrenwerk regt zu Neugründungen an – in Oberbilk selbst und deutschlandweit

Selbst im Inland und vor allem in Düsseldorf entstanden neue Röhrenwerke – auch wenn diese zunächst hauptsächlich stumpfgeschweißte Rohre fertigten. Die Petition der Rohrwalzwerke, die 1870 an das „Hohe Zollparlament“ in Berlin gerichtet wurde, war von sieben Fabrikanten schmiedeeisener Röhren im Zoll-

verein unterzeichnet: von Albert Poensgen, Düsseldorf-Oberbilk; Henry Smith & Comp., Oberhausen; vom Gräfl. Einsiedelschen Eisenwerk, Riesa/Sachsen; von Joh. Haag, Augsburg; Yates & Comp., Köln; Rüdiger, Nassau; Hahn & Huldschinsky, Gleiwitz (Hatzfeld 1964, 204 ff.).

Diese, auch direkt räumliche Konkurrenz führte bei allen am Wettbewerb Beteiligten zu Verbesserungen, vor allem hinsichtlich der Qualität der Erzeugnisse; außerdem war man bemüht, Kostenvorteile zu erzielen und neue Produkte zu entwickeln. *Poensgen* blieb vorerst der bedeutendste Röhrenfabrikant in Kontinentaleuropa. Bereits 1861 walzte *Poensgen* mit rund 17.000 Zentnern fast doppelt so viel wie in der Eifel. Im darauf folgenden Jahr steigerte er die Produktion auf 18.600 Zentner. Damals zählte seine Belegschaft 98 geschulte Facharbeiter, 1871 300 bis 400. Hatzfeld hatte Anlass zu der Annahme, dass von den 63.000 Zentnern Stahlröhren, die 1867 in Deutschland hergestellt wurden, „mindestens 50 % aus Oberbilk stammten“ (Hatzfeld 1964, 59 ff., 88). Des Weiteren ging er mit Sicherheit davon aus, dass die Kapazität des Oberbilker Werks von 1861 bis 1871 von 17.000 auf mindestens 60.000 Zentner und damit auf mindestens das Dreifache gesteigert wurde.

Eigene Halbzeugherzeugung und Werksgründung in Lierenfeld

1871 machte sich *Albert Poensgen* unabhängig von den Halbzeug-Zulieferungen und erweiterte sein Röhrenwerk durch ein Puddel- und Universalwalzwerk. Es ging 1872 mit sechs Puddel- und zwei Schweißöfen in Betrieb. Hergestellt wurden rd. 5.000 t Schweißeisenluppen und 4.000 t Röhrenstreifen. Durch verschiedene technische Verbesserungen, vor allem durch den Bau von drei mit Gas betriebenen Puddelöfen, konnte die Erzeugung auf 16.000 t pro Jahr gesteigert werden. Im Röhrenwerk lief die noch stark handwerklich geprägte Stahlerzeugung mit Puddelöfen bis 1911, ein Jahr länger als im benachbarten Drahtwerk. Dass man nicht, wie bei der Errichtung des Oberbilker Stahlwerks geplant, dessen preiswerteren Massenstahl verwendet hat, findet seine Erklärung darin, dass für die Herstellung von Siederöhren eine besondere Stahlqualität benötigt wurde, die das Oberbilker Stahlwerk erst später, nach der Umstellung vom Bessemer- auf das Siemens-Martin-Verfahren, liefern konnte. Weil bereits 1870 die Walzleistung weit hinter den Aufträgen zurückgelegen hatte und 10.000 Gasrohre anderen Röhrenwerken hatten zur Fertigung überlassen werden müssen, plante *Albert Poensgen* den Bau eines weiteren Röhrenwerkes. Da dafür in Oberbilk der Platz fehlte, entstand dies dann 1 km entfernt, im benachbarten Lierenfeld.

In dem Vorschlag, den der Oberpräsident der Rheinprovinz am 12. November 1870 dem Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten unterbreitete, *Albert Poensgen* den Titel eines Kommerzienrats zu verleihen, lesen wir: „*Albert Poensgen*, Fabrikbesitzer in Düsseldorf, ist einer der bedeutendsten Industriellen des Regierungsbezirks. Er siedelte in Folge der schwierigen Betriebsverhältnisse der Eifel um Mitte der 1850er-Jahre (sic!) von Gemünd nach Düsseldorf über. Seine Firmen – Walzwerke, Röhrenfabriken pp. - haben an der Bergisch-Märkischen und Köln-Mindener Eisenbahn einen Wald von Etablissements und Schornsteinen und eine Kolonie von Arbeiterwohnungen gebildet...“ (SK/MA, R 0 05 03).

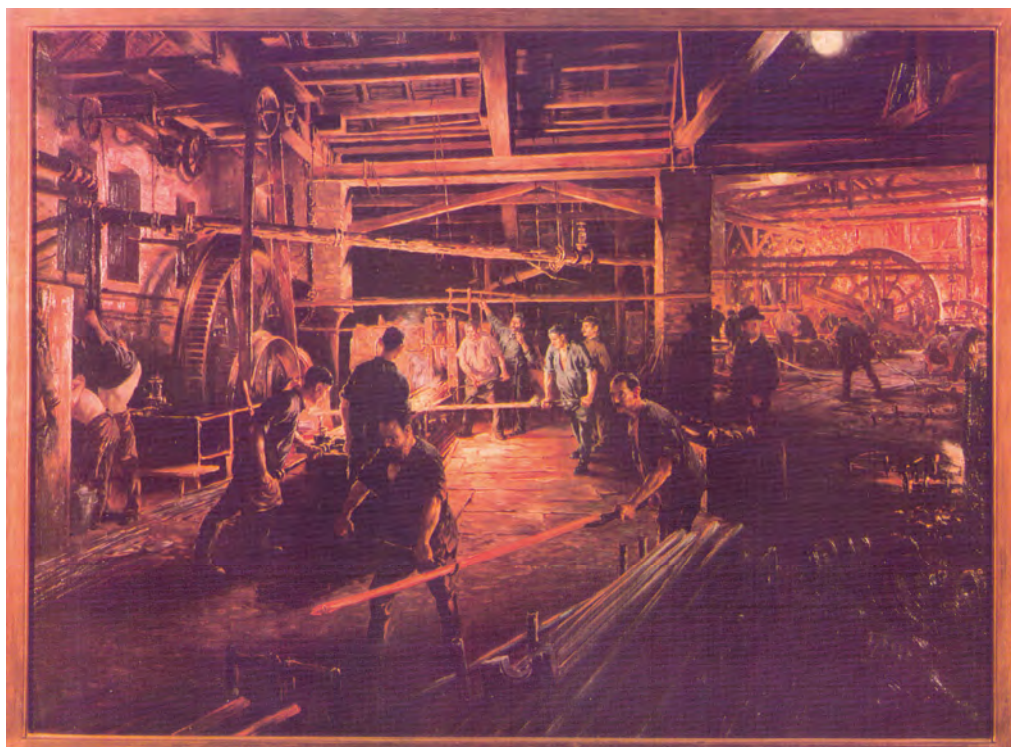
Mitarbeiter und Arbeitsbedingungen

Ohne die Fach- und Führungskräfte, die *Albert Poensgen* bereits in Mael beschäftigt hatte, wäre der Neuanfang in Oberbilk nicht zu schaffen gewesen. In Deutschland gab es damals ansonsten niemanden, der im Besitz des know hows zur Herstellung von Stahlröhren war. 1860 hat *Albert Poensgen* etwa 90 seiner Facharbeiter, und damit fast die komplette Belegschaft, mit nach Oberbilk gebracht; bis März 1861 hatten fast alle Facharbeiter die Eifel verlassen und waren nach Oberbilk übersiedelt. Zum genannten Zeitpunkt beschäftigte *Albert Poensgen* 239, die Mariahütte zunächst, lagebedingt, 92 Arbeiter. Die Belegschaften wurden bis 1872 durch die Arbeiter der bis 1865 noch in Gemünd arbeitenden Drahtzieher – auch durch Nachzügler, die nach dem Weggang ohne Verdienst geblieben waren – allein im Röhrenwerk auf etwa 360 Mann erweitert (SK/MA, R 4 00 01). Die Verbindung zur alten Heimat blieb in der ersten Zeit, schon aus familiären Gründen, eng. Im Oktober 1861 und 1862 (vermutlich auch in den folgenden Jahren) legte *Albert Poensgen* sein Röhrenwerk für eine Woche still und reiste mit 80 Arbeitern in drei (Pferde-) Omnibussen nach Gemünd, um dort die Kirmes mitzufeiern.

Die Werkmeister *Jacobs* und *Heck*, die aus Mael mit nach Oberbilk gekommen waren, lösten sich gegenseitig in Tag- und Nachtschicht⁸ ab. Die Löhne waren aus naheliegenden Gründen stark von der Tätigkeit und der übertragenen Verantwortung abhängig. Ein Meister verdiente mehr als ein Walzer, und dieser wiederum mehr als ein Ofenarbeiter oder ein Platzarbeiter; der Meister im Siederohrwerk mehr als sein Kollege im Gasrohrwerk. Der Meister im Walzwerk musste beispielsweise mit bloßem Auge erkennen, wann das Werkstück im Ofen die richtige Walzhitze erreicht hatte und verarbeitet werden konnte. War es nicht ausreichend erhitzt, konnte der Schweißvorgang nicht in der benötigten Qualität erfolgen. War das

⁸ Gearbeitet wurde damals in zwei Schichten von jeweils 12 Stunden 270 Tage im Jahr; um 6 Uhr früh und um 18 Uhr abends wechselten die Schichten

Werkstück zu lange der Hitze ausgesetzt, so verbrannte es; die Kanten waren nicht mehr stark genug und das Halbzeug war unbrauchbar. Messgeräte standen ihm nicht zur Verfügung; er musste sich ganz auf seine Erfahrung und sein Auge verlassen.



Hahnsches Röhrenwerk in Oberbilk ca.1891 - Gemälde von *Friedrich Klein-Chevalier*⁹
Quelle: *Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv in Mülheim an der Ruhr*

1865 erhielt der Meister im Siederohrwerk je Schicht 4 Taler und 10 Silbergroschen (30 Silbergroschen = 1 Taler), der im Gasrohrwerk jedoch nur 2 Taler 15 Silbergroschen. Die Walzer, die Handwerker und die Ofenarbeiter verdienten in beiden Betrieben 1 Taler 15 Silbergroschen. Die Arbeiter in den Platzbetrieben löhnten einen Taler je Schicht. Im Röhrenwerk wurden im Schnitt mit 18 bis 22 Silbergroschen pro Tag Spitzenlöhne verdient (Jahresverdienst etwa 233 Taler oder 700 Mark) (Hatzfeld 1964, 97).

Das Ausscheiden aus dem Arbeitsleben wurde nicht durch das Lebensalter, sondern durch die Arbeits(un)fähigkeit.¹⁰ Auch wenn die Löhne in der Industrie

⁹ *Friedrich Klein-Chevalier* (1881-1938) war ein deutscher Historien- und Porträtmaler der Düsseldorfer Malerschule.

¹⁰ Ein gesetzliches Altersruhegeld (Rente) für gewerbliche Arbeitnehmer gibt es in Deutschland erst seit 1889, für Angestellte seit 1911 – mit entsprechenden Wartezeiten.

höher waren als im Handwerk und in der Manufaktur, so lagen sie damals doch nur wenig über dem Existenzminimum. Den Arbeitern blieb daher nicht die Möglichkeit, in ausreichendem Maße für einen arbeitsfreien Ruhestand vorzusorgen. Das verpflichtete umgekehrt den Arbeitgeber, auch in diesem Fall die Existenz seines Arbeiters und dessen Familie zu sichern. Das Röhrenwerk von *Poensgen* in Oberbilk beschäftigte noch in den Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs einige Arbeiter, die nicht mehr über ihre volle Arbeitskraft verfügten, mit weniger anspruchsvollen Arbeiten. Einigen langgedienten Arbeitern zahlte das Unternehmen einen sog. „Ehrensold“. So kam beispielsweise *Josef Walber*, der längst Invalide war, an jedem Lohntag ins Werk, „um seine Lohntüte, einen Ehrensold von drei Mark täglich, abzuholen. Er soll 60 Jahre im Werk gewesen sein.“ (Hatzfeld 1964, 91). Der erwähnte Meister *Heck*, der 1910 einen Jahreslohn von 3.000 M bezog, war 1858 eingetreten. *Ernst Poensgen* empfahl ihn 1911, nach 53jähriger Zugehörigkeit, für den Erhalt einer Werkspension. In dem Schreiben erwähnte er, dass im Oberbilker Röhrenwerk 34 Arbeiter tätig seien, die 60 und mehr Jahre zählten, jedoch das damals geltende Ruhestandsalter von 70 Jahren noch nicht erreicht hätten. 17 von ihnen seien so gebrechlich, dass „sie kaum mehr eine Halle ausfegen könnten.“ Diesen wurde eine zusätzliche Unterstützung zur Invalidenrente in Höhe von 30 M monatlich gewährt (SK/MA, R 1 10 31).

Ein beachtlicher Teil der Belegschaft kam auch noch nach 1860 aus der Eifel nach Oberbilk. Die Verbindung war nach dem Umzug nicht abgebrochen. Allein schon die verwandtschaftlichen Bindungen brachten es mit sich, zu Familien- oder auch Dorffesten in die alte Heimat auf Besuch zu fahren. Umgekehrt kamen auch die Eifeler nach Oberbilk. Einer dieser Besuche ist überliefert: „Eines Abends führte die Frau eines Walzers, der gerade auf Nachtschicht war, solchen Besuch um das Werk herum. Jedesmal, wenn drinnen ein Rohr aus dem Ofen gezogen und zum Walzen angesetzt wurde, gab es einen lauten Knall. Da erklärte die Frau aus der Eifeler Straße: ‚Saat, hurt ihr dat Krache? Dat deht all mine Mann. Und Poensgen hot wierrer en Daler verdijnt.‘“ (Aussage eines Zeitzeugen, überliefert von Hatzfeld 1964, 92 f.).

Absicherungen der Arbeiter gegen die Wechselfälle des Lebens

In der Eifel hatte es keine Orts- und auch keine Fabrikkrankenkasse gegeben. Wie bei der Invalidität hatten die Arbeiter auch in den sonstigen Wechselfällen des Lebens auf die Unterstützung durch ihren Arbeitgeber rechnen können. In Oberbilk sahen sich die *Poensgens* vor die Alternative gestellt, einer der bestehenden Ortskrankenkassen beizutreten oder eine eigene Kranken- und Unterstützungskasse zu gründen. Sie entschieden sich für die zuletzt genannte Möglichkeit. Da sie

selbst zur Finanzierung beitragen, wollten sie auch über die Leistungen mitbestimmen und die Tätigkeit der Kasse kontrollieren. Dafür waren sie auch bereit, die Verwaltungskosten zu übernehmen. Die Versicherten bekamen bessere Leistungen, hatten kürzere Wege und waren darüber hinaus an der Geschäftsführung beteiligt. Neben *Albert Poensgen* saßen vier Arbeiter im Vorstand. Außerdem konnten diszipliniere Strafgelder der Kasse zugeführt werden. Die Kasse wies für das Jahr 1862 folgende Bilanz aus: Einnahmen 502.27 Taler; Ausgaben 312.23 Taler. 143 Taler waren für Krankengeld, 104 Taler für Arztrechnungen, 34 Taler für Arzneien und 20 Taler für Sterbegelder aufgewendet worden (StA Düsseldorf, II, 351). Außerdem gab es einen Unterstützungsfonds, der zu besonderen Anlässen in Anspruch genommen werden konnte. Dieser wurde wiederholt aufgestockt, beispielsweise wurde das Kapital 1890 aus betrieblichen Mitteln um 40.000 M auf 200.000 M erhöht; außerdem vermachten die Aufsichtsratsmitglieder *Alphons Haniel* und *Carl Poensgen* dem Fonds je 25.000 M. 1897 bewilligte der Vorstand aus Anlass des 25jährigen Bestehens 100.000 M für die Gründung einer Beamten-Pensionskasse¹¹; die Mitglieder des Aufsichtsrats stockten danach die Summe durch Zuwendungen in Höhe von weiteren 120.000 M auf. Ende 1898 zählte die Kasse 46 Leistungsberechtigte (SK/MA, R 2 06 30-33).

Das Fabrikmanagement

Leiter der Produktion war der Engländer *Benjamin Smith*, der seit 1845 die technische Leitung hatte. Dieser schied jedoch bereits 1861 aus dem Unternehmen aus, um sich mit der Unterstützung durch *Albert Poensgen* in Birmingham, seiner alten Heimat, selbständig zu machen. Sein jüngster Bruder, *John Henry Smith*, der seit 1856 Fabrikaufseher war, wurde für vier Jahre sein Nachfolger. Er hatte während seiner Zeit in der Eifel eine Deutsche geheiratet und wollte daher in Deutschland bleiben. Als *Franz Haniel* ihm die Gelegenheit bot, in Oberhausen ein eigenes Röhrenwerk zu gründen, schied er in Oberbilk aus und wurde Teilhaber und technischer Leiter des Unternehmens *Henry Smith & Co.* (Hatzfeld 1964, 69). Der Weggang von *Smith* bedeutete für *Albert Poensgen*, dass er seinen technischen Leiter verlor und außerdem sein Monopol bei der Herstellung von Siederohren einbüßte. Nachfolger wurde *Wilhelm Kalthoff*, der von 1848 bis 1858 die technische Leitung der Mariahütte innegehabt hatte. Als dieser im März 1871 infolge eines Herzschlags verstarb, trat *Carl Poensgen*, der *Clara Poensgen*, die Tochter von *Albert* und *Emma Poensgen*, eine Verwandte, geheiratet hatte, aus der Leitung des

¹¹ Bis zum I. Weltkrieg trugen die Angestellten die Bezeichnung „Beamte“. Eine gesetzliche Alters- oder Invalidenversorgung für Angestellte wurde erst 1911 geschaffen.

Oberbilkler Stahlwerks aus, um die technische Leitung des Röhrenwerks zu übernehmen.

Die kaufmännische Leitung verblieb zunächst im großen Umfang bei *Albert Poensgen* selbst. Allerdings wurde mit der Expansion des Unternehmens und der Zunahme der Aufgaben eine fachliche Unterstützung unabdingbar. Die Kassen- und Buchführung hatte bereits in der Eifel *Carl Becker* verantwortet. Dieser übernahm in Oberbilk immer mehr Aufgaben der kaufmännischen Verwaltung und stand schließlich als Direktor bis zu einem Dutzend Commis (kaufmännischer Angestellter) vor. Das kaufmännische Personal verdiente damals weniger als die Beschäftigten in der Produktion. Das Kontor hatte sich zunächst auf dem Fabrikgelände befunden. 1869 war es schon lange zu klein geworden; deshalb wurde an der Grenze des Fabrikareals, in der Nähe der Fabrikeinfahrt, ein neues Kontorgebäude errichtet; dieses musste bereits 1871 erweitert werden.

Schwieriger Neubeginn für das Stahl- und Drahtwalzwerk von Rudolf und Gustav Poensgen

Die Brüder *Rudolf* und *Gustav Poensgen* hatten gleichfalls ab 1860 die von ihrem Vater *Reinhard* 1840 in Gemünd in der Eifel gegründete Mariahütte, die mit einem Puddelofen arbeitete, nach Düsseldorf verlegt. Allerdings waren im Unterschied zum Röhrenwerk von der Mariahütte nur die moderneren Anlagen überführt worden. Ende Mai waren in Gemünd die Demontearbeiten am Stahl- und Walzwerk schon weit fortgeschritten und Ende August 1860 abgeschlossen. Das Drahtwerk wurde bis 1865 in der Eifel weiterbetrieben und dann aufgegeben. In Oberbilk entstand ein vollständig neues Drahtwerk. Im August bzw. Oktober 1860 haben *Gustav* und *Rudolf* Gemünd verlassen, um in Düsseldorf neu anzufangen – das ihnen von der Stadt angebotene Abschiedsessen hatten sie abgelehnt. Das Unternehmen firmierte in Oberbilk unter „Puddlingswerk, Eisen- und Drahtwalzwerk von Reinhard Poensgen“.

Die neuen, von Piedboeuf gelieferten Dampfanlagen in Oberbilk (Hocker 1867, 387) wurden im September 1860 der vorgeschriebenen Revision unterzogen und bald darauf angefahren. Noch vor Jahresende konnte der Produktionsbetrieb auch in der neuen Mariahütte aufgenommen werden. Am 17. Dezember kam er jedoch schon wieder für mehrere Monate zum Stillstand, weil sich – vermutlich durch Unachtsamkeit des Bedienungspersonals – eine folgenschwere Kesselexplosion ereignet hatte. Dabei war das Kesselhaus zertrümmert sowie das gesamte Fabrikdach zerstört worden; große Stücke des Kessels waren mehrere hundert Meter weit geschleudert worden; in der benachbarten Waggonfabrik waren die Scheiben zersprungen. Glück im Unglück war, dass das Unglück vor Beginn der Tagschicht

passiert war, sonst wären wahrscheinlich noch viel mehr als drei Arbeiter ums Leben gekommen.

Die Brüder *Gustav* und *Rudolf Poensgen* stellten in Oberbilk mit einem Puddelstahlofen¹² und zwei Walzstraßen Stabeisen und Röhrenstreifen her, ferner mit einer weiteren Walzstraße feinen Draht von hoher Güte. Die Mariahütte hatte bereits in der Eifel zu den technisch führenden deutschen Unternehmen für die Erzeugung und Verarbeitung von Stahl zu Drahterzeugnissen gehört. Diese waren wegen ihrer herausragenden Qualität wiederholt ausgezeichnet worden. Er eignete sich sogar für die Herstellung von Kratzendraht für die im Rheinland weit verbreitete Wollverarbeitung. Um die Wolle vor der Verarbeitung auszukämmen, wurde ein ausgesprochen harter und doch flexibler Draht benötigt. Die Mariahütte von Reinhard Poensgen war eine der modernsten und ersten ihrer Art in Kontinentaleuropa. Sogar der preußische Kronprinz *Friedrich Wilhelm* hatte 1839 die Fertigung auf seiner Reise durch die Eifel besichtigt und als preußische Pioniertat gelobt.

Ausbau der Stahlerzeugung und Drahtfertigung

Am neuen Standort wurde die Stahl- und Drahtfertigung nach langfristiger Planung ausgebaut. Die Zahl der Puddelöfen wurde auf sieben, dann auf 13 erhöht. 1871 soll das Puddelwerk der Mariahütte das drittgrößte im Rheinland gewesen sein (Klag 1947, 60). 90 Arbeiter erzeugten jährlich etwa 9.000 t; später wurden mit 65 Arbeitern 13.000 t Schweißseisenluppen hergestellt. Das Stahlhalbzeug diente weiterhin der Herstellung hauptsächlich von Draht und Röhrenstreifen. Aus Letzteren fertigte das benachbarte Röhrenwerk längsnahtgeschweißte Rohre für Gas- und Wasserversorgungsanlagen, die wiederum zum Teil an die dem Werk gegenüberliegende Kesselfabrik von *Piedboeuf* gingen. Der handwerkliche Puddelbetrieb wurde aus Gründen der Erzeugung von Qualitätshalbzeug erst 1910, ein Jahr vor dem im benachbarten Röhrenwerk, eingestellt. 1857, am ehemaligen Standort in der Eifel, waren rund 45.000 ztr Erzeugnisse hergestellt worden; 1865 waren es in Oberbilk bereits 125.000 ztr. Zu dieser Zeit waren mindestens vier Dampfmaschinen mit insgesamt 280 PS in Betrieb, zur Belegschaft gehörten 200 bis 240 Arbeiter.

1870 wurde die Mariahütte durch eine zweite Walzstraße für Draht erweitert, außerdem durch weitere Puddel- und Schweißöfen. Die Leistung des Puddelofens war durch die Umstellung auf Gasfeuerung bei 12stündiger Schicht von 900 kg (1840) auf 1.050 kg (1870) gesteigert worden. Gleichzeitig war die Zahl der

¹² Siehe dazu den Beitrag über das Oberbilker Stahlwerk in diesem Buch S. 16 ff.

Arbeiter im Puddelstahlwerk von 120 auf rund 90 zurückgegangen. Die Mariahütte kam damit auf eine Jahreserzeugung an Walzerzeugnissen von 12.000 t mit ungefähr 260 Arbeitern. Bis 1873 wuchs die Zahl der Beschäftigten bis auf 1.100 Personen an. Das Erzeugnisprogramm war durch die Herstellung von Hufstab-eisen, Rund- und Schneideisen erweitert worden (Phoenix AG 1912, 84).

Die Mitarbeiter des Stahl- und Drahtwalzwerks und deren Leistung

Auch die erfolgreiche Übersiedlung bzw. der Neubeginn der Mariahütte wäre ohne die Mitnahme der Facharbeiter, vor allem der Puddler und Drahtzieher, aus der Eifel nach Oberbilk nicht möglich gewesen. Das Drahtwerk nahm in Oberbilk seine Arbeit mit 92 Facharbeitern auf, die ausnahmslos mit aus Gemünd nach Oberbilk gekommen waren. Ob die Kesselexplosion wenige Monate nach dem Wiederanlaufen der Produktion durch die Unachtsamkeit bzw. Nachlässigkeit oder durch die nicht ausreichende Erfahrung des Kesselwärters verursacht wurde, lässt sich heute nicht mehr feststellen; auch nicht, ob es sich bei dem verantwortlichen Kesselwärter um einen der Stammmannschaft oder um einen neuen Mitarbeiter gehandelt hat. Auf jeden Fall hatte die Mariahütte in Oberbilk, wo eine Gasbeleuchtung zur Verfügung stand, gleichfalls den Betrieb auf Doppelschicht umgestellt. Im Unterschied zum Röhrenwerk, wo der Schichtdienst bereits in der Eifel erprobt worden war, war dieser für die Belegschaft der Mariahütte neu. Vorstellbar ist, dass die Übernahme bei Schichtwechsel noch nicht sachgerecht organisiert oder eingespielt und der Dampfbetrieb zu lange ohne Aufsicht geblieben war.

In Anbetracht der schnellen Expansion des Unternehmens und der Einführung der zweiten Schicht wuchs die Belegschaft rasch an. Bei weitem nicht alle Arbeitsplätze konnten trotz der fortbestehenden engen Beziehungen in die alte Heimat durch den Nachzug von Verwandten und Bekannten besetzt werden. Viele Arbeitskräfte kamen aus der ländlichen Umgebung Düsseldorfs, aus anderen deutschen Regionen sowie, wie die Namen vermuten lassen, aus dem Ausland. Bemerkenswert gering – jedenfalls im Vergleich mit dem Ruhrrevier – scheint der Anteil der Zuwanderer aus den östlichen Provinzen des Königreichs Preußen gewesen zu sein, dagegen auffällig groß der Anteil derjenigen mit französisch klingenden Namen. Auf jeden Fall bildeten die über größere Entfernungen nach Oberbilk gekommenen Mitarbeiter bald die Mehrheit. Das dürfte auch für die Bewohner des Stadtteils Oberbilk allgemein gelten.

Obwohl die Zahl der Walzwerke um eins, von fünf auf vier, verringert worden war, konnte infolge einer Leistungssteigerung, u.a. durch die Einführung von Einzelantrieben und die Verbesserung der Dampfwirtschaft, vor allem jedoch durch die Einführung der Nachtschicht, die Produktion gesteigert werden. Die

Walzstraßen verzeichneten 1862 ein Ergebnis von 70.000, dagegen 1867 von 120.000 Zentnern. Während in Gemünd 1857 rund 45.000 Zentner Erzeugnisse auf den Markt gebracht worden waren, waren es in Oberbilk 1865 125.000 Zentner, also fast dreimal so viel. Das entsprach auch den Ergebnissen der folgenden Jahre (SK/MA, R 8 05 05). Um die Produktionsanlagen leistungsfähig zu erhalten oder deren Kapazität und Wirtschaftlichkeit noch zu steigern, jedoch auch, um die rasch wachsende Halbzeugnachfrage des benachbarten Röhrenwerkes zu erfüllen, wurden erhebliche Aufwendungen gemacht. Summiert man allein die dokumentierten Investitionen, so kommt man auf insgesamt rund 55.000 Taler (Hatzfeld 1964, 58 f.). 1872 waren neben den vier Walzwerken im Bandeisenwalzwerk acht Puddelöfen und ein 30-Zentner-Hammer in Betrieb. Die Bandeisenwalzwerke stammten aus den Jahren 1871 und 1872; auch das Universalwalzwerk war erst im Frühjahr 1872 von Bechem und Keetman in Duisburg geliefert worden.

Fusion zur Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke AG und die Abt. Oberbilk

Ende 1872 vereinigten sich die beiden Unternehmen mit Übernahme der Röhrenfabrik von *Benjamin Smith* in Oberhausen zur Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke AG, vormals Poensgen, (DREW). *Henry Smith* wollte aus dem von ihm mitgegründeten und geleiteten Unternehmen ausscheiden und fortan Rentier sein (Person, die von den Erträgen ihres Vermögens lebte). Das Werk in Oberhausen wurde 1879 geschlossen und die Walzanlagen nach Düsseldorf verlagert. Außerdem wurde im benachbarten Lierenfeld ein weiteres Werk für die Erzeugung und Verarbeitung von Stahl, v.a. für die Herstellung von Siederöhren, errichtet.

Die engere Zusammenarbeit der beiden Poensgen-Unternehmen war bereits seit längerem verhandelt worden, jedoch vorerst an *Gustav* und *Rudolf Poensgen* gescheitert. Dabei hätten gerade beide Grund für eine Vereinigung gehabt; denn seit der Abfindung der nicht im Unternehmen tätigen Geschwister war die Kapitallage der Mariahütte nicht mehr ausreichend für die unbedingt notwendigen Investitionen. Erst als *Albert* und sein Schwiegersohn *Carl Poensgen* ernsthafte Anstalten getroffen hatten, ihre Röhrengesellschaft in eine Aktiengesellschaft einzubringen (SK/MA, R 1 00 00, 1), waren die Inhaber der Mariahütte zur Fusion bereit gewesen. Lieber wollte man mit der ihnen vertrauten Verwandtschaft als mit orts- und fachfremden Miteigentümern aus Köln, Essen und Euskirchen zu tun haben. Zwar ließ sich Letzteres, weil neues Kapital benötigt wurde, nicht ganz vermeiden, aber die Mehrheit der Unternehmensanteile blieb bei den Familien *Poensgen*. Die Gründer verpflichteten sich, „in den nächsten 20 Jahren weder eine Röhrenfabrik zu errichten, noch sich an einer solchen zu beteiligen.“

Mit Wirkung vom 1. Januar 1873 ab wurden die Vermögenswerte der drei Gesellschaften in Oberbilk und Oberhausen auf die neu gegründete Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke AG (DREW), die mit einem Gründungskapital von 3 Mio. Talern, eingeteilt in 6.000 auf Inhaber lautende Aktien á 500 Taler, ausgestattet war, übertragen. Entsprechend verteilten sich auch die Aktienanteile: Auf die Fa. Albert Poensgen entfielen bei einem Wert von 950.000 Talern 1.900 Aktien, auf die Fa. Reinhard Poensgen bei 655.000 Talern 1.310 Aktien und auf die Fa. H. Smith & Co. mit einem Wert von 445.000 Talern 890 Aktien (SK/MA, R 6 0103). Der Vorstand bestand für die ersten zehn Jahre aus *Rudolf* und *Carl Poensgen*. Vom Aufsichtsrat wurden *Albert* und *Gustav Poensgen* sowie *Alphons Haniel* in den Vorstand delegiert. Dem Aufsichtsrat gehörten außer den drei genannten Herren noch *Ernst Koenigs*, Direktor des A. Schaaffhausenschen Bankvereins in Köln, der Kaufmann *Laurenz Fischer* aus Euskirchen, der Kaufmann *Adolph Rautenstrauch* aus Köln, der Advokat-Anwalt *Robert Esser* aus Köln, der Generaldirektor *Martin Neuerburg* aus Kalk und der Zivil-Ing. *Friedrich Kesten* aus Düsseldorf an. *Esser* übernahm den Vorsitz, *Neuerburg* den stellvertretenden Vorsitz im Aufsichtsrat. Durch eingebrachte Zuschüsse erhöhte sich das Aktienkapital, so dass sich die Aktien 1873 wie folgt verteilten: *Albert Poensgen*: 1.914; *Gustav Poensgen*: 837; *Rudolf Poensgen*: 837; *Carl Poensgen*: 638; *Haniel*: 416; *Kesten*: 416; *Smith*: 208; *Rautenstrauch*: 59; *Neuerburg*: 59; *Esser* (für sich und *Friedrich Grillo*): 59; *Kayser* (Rentier aus Köln): 59; *Fischer*: 59; *Mauritz*: 30. Die restlichen Aktien befanden sich im Besitz des Bergwerks- und Hüttenbesitzers *Friedrich Grillo* und des A. Schaaffhausenschen Bankvereins. Die weitaus überwiegende Mehrheit hielten die Familien *Poensgen*, insbesondere *Albert* und *Carl Poensgen* (SK/MA, R 1 00 00, 2).

Die Abteilung Oberbilk der DREW bestand aus a) dem Drahtwerk (vorm. Reinhard Poensgen) einschließlich Puddelstahlwerk, den Anlagen zur Herstellung von Luppeneisen, Draht, Stabeisen, Röhrenstreifen und Universaleisen. b) dem Röhrenwerk I (vorm. Albert Poensgen) mit den Anlagen für gewalzte und gezogene Röhren mit Puddel- und Walzwerk zur Herstellung von Luppeneisen, Röhrenstreifen und Universaleisen. Abgesehen von den Spezialitäten Draht und Röhren überschritten bzw. ergänzten sich die Produktionen der beiden benachbarten Werke (Phoenix AG 1912, 85).

Besitz von Grundstücken und Werkshäusern

Der Gründungsakt vom 23. Dezember 1872 enthält weitere interessante Details. Er weist nicht allein die erworbenen Grundstücke, samt Verkäufer und Lagebezeichnung („Auf'm Schiefenberg“, „In den Bergen“, „An den Bettlaken“, „Am Geisten“) nach, sondern nennt auch die zwischenzeitlich gebauten oder erworbe-

nen Häuser für die Mitarbeiter. Beispielsweise erwarb *Albert Poensgen* am 1. März 1872 von den Gärtnersleuten *Jacob Heidkamp* und *Katharina Hoff* in Oberbilk ein Gelände „An den Bettlaken“ unter anderem mit zwei Häusern und Garten, am 23. März 1872 von dem Rentier *Wilhelm Weiler* aus Düsseldorf sechs in Flingern liegende Wohnhäuser mit Nebengebäuden, am 2. April 1872 von dem Gutsbesitzer *Carl Kürten* in Pempelfort ein Haus mit Hofraum und Garten, gleichfalls in Flingern, am 15. August 1872 von einer Erbgemeinschaft unter anderem ein Wohnhaus mit Garten und Ackerland in Lierenfeld (SK/MA, R 1 00 00, 2, A.3,4,6,7). Weitere Erwerbungen und Informationen zum damals wichtigen Instrument der freiwilligen Sozialpolitik sind den Adressbüchern der Stadt Düsseldorf für 1895 und 1900 zu entnehmen:

Die Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke waren Eigentümer der Mietshäuser

in der Eifelstraße Nr.

2 mit 8 Mietern (3 Witwen, 4 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner)

4 mit 1 Mieterin (Witwe)

8 mit 5 Mietern (3 Witwen, 1 Fabrikarbeiter, 1 Schreiner)

10 mit 6 Mietern (3 Witwen, 3 Fabrikarbeiter)

12 mit 6 Mietern (1 Witwe, 4 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner)

14 mit 3 Mietern (1 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner, 1 Bürodienner)

16 mit 6 Mietern (3 Fabrikarbeiter, 2 Schlosser, 1 Wäscherin)

18 mit 4 Mietern (2 Witwen, 2 Fabrikarbeiter)

20 mit 7 Mietern (2 Witwen, 4 Fabrikarbeiter, 1 Walzmeister)

22 mit 3 Mietern (2 Fabrikarbeiter, 1 Dreher)

in der Ellerstraße Nr.

153 mit 1 Mieter (1 Obermeister)

155 mit 2 Mietern (1 Fabrikarbeiter, 1 Schreiner)

155a mit 1 Mieter (1 Tagelöhner)

in der Kölnerstraße Nr.

165 mit 7 Mietern (2 Witwen, 1 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner, 1 Walzmeister, 1 Obermeister, 1 ohne Geschäft)

167 mit 6 Mietern (2 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner, 1 Dreher, 1 Fabrikmeister, 1 Schweißmeister)

172 bis 178 mit den Abteilungen Draht-, Röhren- und Puddlingswerk und 3 Mietern (je 1 Betriebschef, Ingenieur, Betriebsführer)

186 mit 5 Mietern (2 Witwen, 2 Fabrikarbeiter, 1 Eisenwarenhandlung)

188 mit 3 Mietern (2 Fabrikarbeiter, 1 Schlosser)

190 mit 1 Mieter (Invalide¹³)

in der Albertstraße Nr.

25 mit 3 Mietern (1 Witwe, 1 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner)

27 mit 4 Mietern (1 Witwe, 2 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner)

45 mit 2 Mietern (1 Fabrikarbeiter, 1 Bahnwärter)

44 mit 3 Mietern (2 Witwen, 1 Fabrikarbeiter)

44a mit 3 Mietern (1 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner, 1 Puddler)

44b mit 2 Mietern (1 Tagelöhner, 1 Hammerschmied)

in der Hildenerstraße Nr.

127 mit 4 Mietern (1 Witwe, 2 Fabrikarbeiter, 1 Schlosser)

außerdem in Lierenfeld Nr.

28a mit 3 Mietern (2 Fabrikarbeiter, 1 Puddlermeister)

33 b mit 2 Mietern (1 Fabrikarbeiter, 1 Tagelöhner)

33c mit 3 Mietern (3 Fabrikarbeiter)

35a mit 2 Mietern (2 Fabrikarbeiter)

35b mit 1 Mieter (1 Maurer)

35c mit 2 Mietern (2 Fabrikarbeiter)

35d mit 6 Mietern (3 Fabrikarbeiter, 1 Platzmeister, 1 Obermeister, 1 Schaffner)

38a mit 2 Mietern (2 Tagelöhner)

38b mit 1 Mieter (1 Viehhändler).

Allein 1872 hatte das Unternehmen 17 Wohnhäuser, zehn in Oberbilk und sieben in Flingern, mit mindestens 70 Wohnungen gekauft (SK/MA, R 1 01 00, 1). In der Begründung des Vorschlags, *Albert Poensgen* den Titel eines Kommerzienrats zu verleihen, verwies der Oberpräsident der Rheinprovinz ausdrücklich auch auf „eine Kolonie von Arbeiterwohnungen“, die dieser errichtet hatte (Hatzfeld 1964, 213). 1874 besaß die DREW 37 Häuser mit insgesamt 170 Wohnungen – bei einer Belegschaft von 612 Arbeitern und zwei Jungarbeitern; weibliche Arbeitskräfte wurden noch nicht beschäftigt. Erst im Jahre 1902 wurde mit *Käthe Thöne* die erste weibliche Angestellte, und zwar für das Betriebsbüro des Blechwalzwerks, eingestellt.

¹³ Arbeiter, die ihren erlernten Beruf nicht mehr ausüben konnten, wurden für Reinigungsaufgaben (Waschkäue, Werkstatt und Fabrikhof) eingesetzt, bezogen jedoch mit Rücksicht auf ihre lange Zugehörigkeit sowie niedrigeren Lohn einen „Ehrensold“. Auch Invalide und Witwen durften, wie die Beispiele zeigen, in der Werkswohnung bleiben. Das war in der Zeit vor der gesetzlichen Altersversorgung von einer nicht zu überschätzenden Bedeutung.



Ledigenheim an der Eisenstraße, um 1910
Quelle: StaD 027-810-001-1

Ersatz- und Neuinvestitionen, Umstrukturierung und Ergebnisse

Die alte Drahtstraße der Mariahütte in Oberbilk wurde 1880 durch ein Universalwalzwerk mit einem Siemens-Martin-Stahl-ofen, der eine Tagesleistung von 12 t hatte, ersetzt. Die andere Drahtstraße wurde im gleichen Jahr auf täglich 13 t, 1901 auf 18 t Erzeugung gebracht. Nach und nach wurde das Werk auf die Erzeugung von Halbzeug auf der Grundlage von Massenstahl hoher Qualität umgestellt.

1895 kamen zwei weitere SM-Öfen mit einer Kapazität von 40 bzw. 70 t pro zwölfstündiger Schicht hinzu. Das neue Blechwalzwerk in Lierenfeld erhielt ein Stahlwerk mit acht Puddelöfen, deren Zahl in den Jahren von 1879 bis 1882 auf 28 Öfen gesteigert wurde. Die anfängliche Jahreserzeugung von 9.000 t mit etwa 100 Arbeitern stieg auf ungefähr 23.000 t mit rund 171 Arbeitern. Hergestellt wurden Blechstreifen für die Röhrenherstellung vor Ort. Offensichtlich setzte man hier trotz höherer Kosten noch für gut eineinhalb Jahrzehnte auf gepuddelten Stahl. Die Blecherzeugung lohnte sich; die Blechpreise waren stark angestiegen, allein von Januar bis Juni 1872 von 270 auf 480 M.

Trotz der Erweiterungen und Verbesserung der Puddelstahlwerke konnten diese mit der Vergrößerung der Walzwerke nicht Schritt halten; außerdem war das Verfahren zu personalaufwändig und damit das Einsatzmaterial zu teuer. Ab 1897 begann man auch hier auf die Erzeugung von Massenstahl in Siemens-Martinqualität umzustellen. Zunächst erfolgte der Bau eines Siemens-Martin-Werkes. Dieses bekam zunächst zwei Öfen von je 25 t Einsatz, denen bereits ein Jahr später ein dritter Ofen folgte. Die Jahreserzeugung betrug mit rund 130 Arbeitskräften etwa 35.000 t. 1898 kam ein vierter Ofen für 80 t Einsatz hinzu; die anderen Öfen wurden für 80 bis 100 t eingerichtet und mit nunmehr 360 Arbeitern auf eine Jahreserzeugung von rund 160.000 t, etwa drei Viertel des Bedarfs der Düsseldorfer Werke, gesteigert. 1905 wurde die 1880 modernisierte Drahtstraße durch eine den neuesten technischen Erfahrungen entsprechende Anlage mit anfangs 50 t, später 100 bis 110 t täglicher Leistung ersetzt. Während auf den alten Straßen fast nur Schweißeisendraht (aus Puddelstahl) hergestellt worden war, verarbeitete die neue Straße das preiswertere Flusseisen (Massenstahl). Auf den beiden anderen Walzstraßen, einer Feineisen- und einer Grobstraße, wurde die Erzeugung von Schweißeisenerzeugnissen neben der aus Flusseisen bis 1912 beibehalten. Die Feineisenstraße war 1895 durch Neubau auf eine Leistung von 12 t gesteigert worden. Die Produktion dieser und auch des Grob- sowie des inzwischen angegliederten Universalwalzwerks war durch den Bau der erwähnten zwei modernen Siemens-Martin-Öfen auf 40 bzw. 70 t in zwölfstündiger Schicht erhöht worden. In den Walzwerksbetrieben waren durchschnittlich 220 Arbeiter tätig.

Im Röhrenwerk I in Oberbilk war gleich nach Gründung der DREW die Gasrohrfabrikation eingestellt und die Anlagen nach Oberhausen verlagert worden. 1888 erwarb man eine Lizenz für das Mannesmann-Schrägwalz-Verfahren zur Herstellung nahtloser Stahlrohre aus dem massiven Stahlblock allein durch Walzen. Allerdings gelang die Herstellung von Mannesmannröhren in Oberbilk nicht. 1890 gab man die Versuche auf und errichtete stattdessen zwei weitere Siederohröfen mit Zubehör. Im Ganzen waren nun sechs Öfen im Röhrenwerk in Betrieb.

Nun wurden ausschließlich die produktionstechnisch anspruchsvolleren Siederöhren hergestellt. Die Zahl der Arbeiter wuchs auf ungefähr 500 und die Erzeugung auf ungefähr 9.000 t im Jahr.

Im letzten Jahrzehnt vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs fand ein vollständiger Umbau statt. Es entstanden neue Öfen und Walzeinrichtungen für Röhren bis 356 mm Durchmesser und Längen bis 9 m. Eine neue Fabrikation bildeten geschweißte Muffenrohre als Ersatz für die schweren, kurzen und druckempfindlichen gusseisernen Rohre für zentrale Gas- und Wasserversorgungsanlagen. Um die Rohre vor Korrosion zu schützen, wurden sie mit Teer oder Asphalt beschichtet und anschließend mit Jute umwickelt. Eine andere Abteilung umfasste die Biegerei und die Anlage zur maschinellen Herstellung von Überhitzersystemen, Kühl- und Wärmeschlangen usw., sowie für das Biegen und Fertigstellen auch der komplizierteren Rohrkonstruktionen. Dazu kam eine Anlage zum autogenen Aufschiessen von Stützen sowie zur Herstellung dünnwandiger Blechrohre und Formstücke. In dieser Abteilung kam ein neu erworbenes Patent zur Ausführung, nach dem Heiz- und Kühlrohre mit aufgewalzten Rippen versehen wurden. Diese Abteilung erzielte eine Erzeugung von 16.000 t. Das Puddelwerk 2 in Oberbilk erreichte durch verschiedene Verbesserungen, insbesondere durch den Bau von drei mit Gas betriebenen Puddelöfen 1909 eine Luppenerzeugung von 16.000 t. Die zugehörigen Luppen- und Universalstraßen, deren Leistung bis auf 12.000 t gekommen war, wurden 1909 stillgelegt (Phoenix AG, 86).

Die Nagel- und Bleirohrfabrik Gebr. Poensgen

Die 1847 in Gemünd gegründete Nagel- und Bleirohrfabrik, die den Brüdern *Albert* und *Julius Poensgen* gehörte, wurde 1860/61 gleichfalls nach Düsseldorf verlagert. Ende November 1860 verließ auch *Julius Poensgen* Muel und begann in Düsseldorf mit der Anlage der neuen Fabrik. Der Betrieb in der Eifel wurde am 10. Januar 1861 eingestellt; am Tag darauf begann man mit der Demontage der Produktionseinrichtungen. Bereits im Frühjahr 1861 wurde die Fertigung mit 20 Drahtstiftmaschinen, einer Nietemaschine und einem Bleiröhrenwalzwerk sowie 21 Beschäftigten in Düsseldorf wiederaufgenommen; die Antriebsenergie lieferte anfangs eine Dampfmaschine von 5 PS (SK/MA, R 0 00 30, 3).

Zum 1. August 1863 wurde die Herstellung von Nägeln und Nieten eingestellt. Das Überangebot, selbst in Düsseldorf und Umgebung gab es inzwischen mehrere Hersteller, war zu groß. Außerdem brauchte man die Kapazitäten an Kapital, Anlagen und Personal, um die Herstellung von Bleiröhren auszubauen. Diese wurden im rasch wachsenden Umfang für Hausanschlüsse und die innerhäuslichen Gas- und Wasserversorgungsanlagen nachgefragt. 1878 wurde die Bleihütte

Herbst & Co. in Kall in der Eifel erworben, an der *Albert* und sein Bruder *Julius* bereits seit 1863 beteiligt waren. Sie wurde unter der Firma *Albert Poensgen & Söhne* von Oberbilk aus geführt und hat bis 1936 bestanden; die Bleiwalzwaren wurden ab 1881 in einem Walzwerk in Klein-Eller gefertigt (SK/MA, R 0 04 01). Das Erzeugungsprogramm wurde durch weiteres Leitungszubehör, später auch Dampfheizungsanlagen, erweitert. Letztere wurden neben den mit Dampf betriebenen Wasch- und Desinfektionseinrichtungen ein Spezialgebiet des Unternehmens, das zu deren Herstellung eine Fabrik in Rath errichtete und das Unternehmen in *Maschinenfabrik Poensgen* umfirmierte. Auf der Düsseldorfer Industrieausstellung von 1902 wurde das Unternehmen mit der Silbernen Staatsmedaille ausgezeichnet (Gebr. Poensgen).

Die weitere Entwicklung der Abt. DREW Oberbilk

Das Werk Oberbilk hatte eine Fläche von 7,5 ha und umfasste die Betriebe Röhrenwerk I und das Drahtwerk. Das Röhrenwerk I hatte Walzstraßen mit zwei Schweißöfen und allen damals modernen Einrichtungen zur Herstellung überlappt geschweißter Röhren bis 356 mm Durchmesser und 9 m Länge aus Schweiß- und Flusseisen. Die jährliche Kapazität betrug etwa 20.000 t; beschäftigt wurden 480 Arbeiter. In den Zurichtungswerkstätten mit Hilfsmaschinen, Dreh- und Gewindebänken sowie Spezialmaschinen wurden alle Rohrarten, von den kleinsten bis zu den größten Durchmessern und Längen fertiggestellt. Auf hydraulischen und Schmiedepressen wurden Bunde auf Rohre geschweißt, Muffenrohre als Ersatz für gusseiserne Muffenrohre gefertigt sowie alle Staucharbeiten ausgeführt, die für Kessel- und Bohrrohre, Rohrmasten usw. erforderlich waren. In einer Teer- und Asphaltieranlage wurden Rohre bis zu den größten Abmessungen zum Schutz gegen äußere Einflüsse mit einer Schutzschicht überzogen und auf Bejutungsmaschinen mit getränkten Jutestreifen umwickelt. Abschließend erfolgte auf hydraulischen Abpressvorrichtungen die Druckprüfung.

Nach Kundenwunsch wurden die Rohre in den Adjustagehallen fertiggearbeitet. Mit Spezialmaschinen bzw. -vorrichtungen wurden die Rohre gebogen, Kühl- und Wärmeschlangen hergestellt. Zum Aufschweißen der Stutzen sowie zur Fertigstellung dünner Blechrohre und Formstücke diente eine autogene Schweißanlage. Alle Hebezeuge sowie der Antrieb der Arbeitsmaschinen erfolgte bereits elektrisch. Die elektrische Energie lieferte das Kraftwerk in Lierenfeld. Das für die Prüfvorrichtungen und verschiedene Antriebe benötigte Druckwasser stellten werkseigene hydraulische oder elektrisch betriebene Presspumpen bereit. Für den Betrieb der Schmiede- und Biegefeuer war eine Wassergasanlage mit einer Leistungsfähigkeit von 40.000 cbm Wassergas vorhanden. Den im Betrieb erforder-

derlichen Dampf lieferten vier Kessel mit zusammen 560 qm Heizfläche.

Zum Betrieb des Drahtwerks gehörten ein Drahtwalzwerk und ein Walzwerk für Röhrenstreifen und Stabeisen. Die Drahtstraße bestand aus einem mit einer besonderen Tandem-Maschine von 300 PS angetriebenen Vorblocktrio von 450 mm Walzendurchmesser, auf dem rechteckige Blöcke von 130 mm zu rechteckigen Knüppeln von 40 mm ausgewalzt wurden, ferner aus einer Vor- und Fertigstraße. Die Tandem-Walzenzugmaschine für die letzteren beiden Stränge leistete bis zu 2.250 PS. Zum Erwärmen der Blöcke auf Walzhitze diente ein Stoßofen. Die Kapazität der Drahtstraße lag bei etwa 57.000 t jährlich.

Das Walzwerk für Röhrenstreifen und Stabeisen bestand aus einer Grobstraße von 425 mm und einer Feinstraße von 330 mm mit Vorgerüsten von 530 bzw. 420 mm Walzendurchmesser. Bei beiden Antriebsmaschinen handelte es sich um Tandem-Maschinen mit Oberflächenkondensation; sie leisteten 800 bzw. 500 PS. Die Walzwerke hatten Siemens-Schweißöfen von je 30 t in zwölfstündiger Schicht; die Grobstraße hatte zwei, die Feinstraße einen Ofen. Erstere hatte eine Kapazität von etwa 35.000, die andere von 25.000 t. Den Betriebsdampf lieferten sieben Wasserröhrenkessel mit insgesamt 1.780 qm Heizfläche, die mit Vorwärmern und Überhitzern versehen waren. Sämtliche Hilfsmaschinen, wie Scheren, Hebezeuge, Motorlaufwinden wurden elektrisch angetrieben. Die mechanische Werkstätte bestand unter anderem aus einer Walzendreherei, aus einer Reparatur-Schlosserei und Schmiede sowie einer Modellschreinerei. Beschäftigt wurden im Drahtwerk 290 Personen (Phoenix AG 1912, 134 f.).

1873 beschäftigte die DREW an den Standorten Oberbilk und Lierenfeld 1.100 Mann (inkl. Bauarbeiter), die rund 700.000 ztr. Roheisen verarbeiteten; im genannten Jahr wurden Waren im Wert von knapp 3 Mio. Taler an fremde Abnehmer abgesetzt. In den 1880er Jahren hatten sich die deutschen und auch die österreichischen Hersteller längsnahtgeschweißter Stahlrohre zu Sydikaten zusammengeschlossen, um das technisch hoch überlegene Mannesmannrohr zu bekämpfen; sie hatten sogar ein Gentlemen's Agreement mit den britischen Röhrenherstellern getroffen. Dieser Kampf war vergeblich; letztlich blieb nichts übrig, als der Deutsch-Österreichischen Mannesmannröhren-Werke AG die Mitgliedschaft sowohl im Gasröhren- als auch im Siederöhren-Syndikat zuzugestehen – in Letzterem mit einer Quote von mehr als 25 %.

Auf der Düsseldorfer Gewerbeausstellung des Jahres 1880 präsentierte DREW als Besonderheiten unter anderem ein schmiedeeisernes Rohr von 12 Zoll Durchmesser, 7/8 Zoll Wandstärke, 18 Fuß lang und 1.650 Pfund schwer, sowie Rohre für Lokomotivkessel und Heizungen, außerdem Rohre mit rechteckigem Querschnitt. Als Spezialitäten galten Röhren mit Flanschen oder mit Schraubvor-

richtungen am Ende, und zwar nicht angeschweißt, sondern aus dem gleichen Rohrstück getrieben („aufgemufft“). Die Exponate fanden internationale Anerkennung. Die Leistungen des Unternehmens, das zu dieser Zeit 900 Arbeiter beschäftigte, wurden mit der Staatsmedaille Preußens in Gold ausgezeichnet. Spätestens Mitte der 1880er Jahre war die DREW ein Unternehmen von Weltrang. Es unterhielt Verkaufsniederlassungen in sieben Städten im Deutschen Reich, ferner in Brüssel, Budapest, Genua, Montreal, Nikolajew, Paris, Prag, Warschau und Wien. Bedeutende Exportfirmen hatte sie unter Vertrag, beispielsweise Arnold Otto Meyer in Hamburg für Thailand, Singapur, Philippinen, Soerabaya und Niederländisch Indien (Indonesien); Orenstein & Koppel für Japan, Formosa, Korea und Südmandschurei. Etwa 40 Provisionsvertreter wurden beschäftigt (SK/MA, R 5 10 60-69). Es gab Kataloge bzw. Preislisten u.a. in englischer, französischer, spanischer und russischer Sprache (SK/MA, R 1 05 11-20).

1896 wurden 1.930 Mann beschäftigt. Die Gesamtlohnsumme belief sich auf 2, 4 Mio M; das ergibt einen durchschnittlichen Jahreslohn von 1.260 M. Der Beschäftigungsstand schwankte je nach Auftragslage, stieg jedoch längerfristig immer weiter an – 1898 auf 2.100, 1899 auf 2.293, 1902 auf 1.937, 1905 auf 2.035 und 1908 – trotz Beschäftigungsmangels – auf 2.294 Mann. Bereits 1909 ging es bei anziehender Nachfrage, vor allem im Export, weiter aufwärts, zunächst auf 2.717, 1910 auf 3.225. Mit der wachsenden Belegschaft sank die Zahl der Jahre der durchschnittlichen Zugehörigkeit zum Unternehmen. Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs waren noch etwa 58 % seit mindestens drei Jahren im Unternehmen tätig.

Die Entwicklung der freiwilligen Sozialpolitik

Nach der Fusion bestanden die betrieblichen Kranken- und Unterstützungskassen der einzelnen Werke zunächst unabhängig voneinander fort – offensichtlich waren deren Leistungen unterschiedlich. Beispielsweise waren in der des Röhrenwerks inzwischen auch die Familienangehörigen mitversichert. 1912, bei der Eingliederung der DREW in den Phoenix-Konzern, war beabsichtigt, diese Erweiterung auch für die übrigen Kassen zu treffen. 1890 gründete das Unternehmen eine Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Arbeiter sowie Witwen und Waisen früherer Arbeiter, 1898 auch für Angestellte. Die Leistungen des aus den Stiftungen der Familie Poensgen und des Unternehmens hervorgegangenen privaten „Poensgen-Stiftung“ kam allen Witwen und Waisen früherer Mitarbeiter und hilfsbedürftigen Beschäftigten der DREW zugute. Das Stiftungsvermögen betrug 1912 460.000 M. Aus den Zinsen wurden sowohl fortlaufende wie einmalige Unterstützungen gewährt. 30.000 M dieses Fonds, eine Stiftung von *Carl Poensgen*,

dienten in erster Linie der Wöchnerinnen-Pflege. Wenn die Mittel der Stiftung nicht ausreichten, konnten Mittel der Unterstützungskassen des Unternehmens verwendet werden.

Für „Wohlfahrtszwecke“ wendete DREW 1911/12 auf:

a) gesetzliche:

Beiträge zur Unfall-Berufsgenossenschaft	86.905 M
Mehrkrankengeld für Unfallverletzte (§ 12 GUV)	1.743 M
Beiträge zur Werkskrankenkasse	50.948 M
Beiträge zur gesetzlichen Invaliditäts- u. Altersversorgung	<u>29.028 M</u>
	= 168.624 M

b) freiwillige:

Private Unfallversicherung für Beamte	2.210 M
Jubilar-Prämien für Arbeiter und Beamte	3.300 M
Unterstützungen und sonstige Wohlfahrtszwecke	<u>11.162 M</u>
	= 16.672 M
	<u>Summa 185.296 M</u>

Die DREW besaß im genannten Geschäftsjahr 36 Wohnhäuser für Beamte und Arbeiter mit insgesamt 173 Wohnungen (Phoenix AG 1912, 161).

Nachteile eines „Spezialisten“ und ein nicht zu vermeidender Konzernanschluss

1910 wurden alle Walzanlagen elektrisch betrieben (SK/MA, R 4 21 10). Dadurch wurden die aufwendigen und arbeitsintensiven Dampfmaschinenantriebe weitgehend überflüssig. Außerdem brauchte weniger Kohle beschafft werden. Letztere war vor allem noch notwendig für die Beschickung der Öfen im Stahlwerk und in den Walzwerken. Da die Kohle über das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat bezogen werden musste und DREW ohne Zeche höhere Preise zahlte, unterbreitete man 1910 der Mannesmannröhren-Werke AG den Vorschlag, gemeinsam eine Zeche zu erwerben. Außerdem beabsichtigte man, weil auch das Halbzeug für Nicht-Kartellmitglieder teurer war, gemeinsam mit dem Partner Mannesmann ein Hochofenwerk zu errichten und zu betreiben – sogar eine Fusion der beiden Walzspezialisten wurde nicht ausgeschlossen. *Ernst Poensgen* hielt die Fusion für erstrebenswert, weil Mannesmann schon durch seine geografische Lage stark war, an der Saar günstig zur Versorgung des süddeutschen Marktes liege, seine Werke in Österreich und Italien durch Zollschranken gesichert waren, in England erfolgreich Fuß gefasst hatte und weltweit eine vorzügliche Absatzorganisation besaß. Auch die DREW hatte etwas in den Zusammenschluss miteinzubringen: In manchen Rohrdimensionen war man Mannesmann überlegen.

Nachdem Mannesmann das Angebot abgelehnt hatte, wurde das Unternehmen – mit insgesamt 64 Niederlassungen in aller Welt – im Herbst 1910 in die Phoenix AG für Bergbau- und Hüttenbetrieb, einem Halbzeugproduzenten mit eigener Steinkohleförderung, eingegliedert und als Abteilung DREW weitergeführt. Der Übertragungswert belief sich auf 14,4 Mio M. Der Ausbau mit entsprechender Verstärkung der Belegschaft wurde planmäßig realisiert. 1911 wurde in Lierenfeld für 1 Mio M eine zweites Nahtlos-Werk errichtet und im Blechwalzwerk für 3 Mio M ein Universalwalzwerk. Damals verdienten die Arbeiter im Durchschnitt 6 M pro Tag. Der von einigen Mitgliedern der Belegschaft geforderte allgemeine Sommerurlaub wurde abgelehnt. Anspruch auf bezahlte Freizeit während eines Arbeitsverhältnisses bestand damals noch nicht. 1912 kam es sogar zu einem Arbeitskampf. Allen Bohrrohdrehern wurde wegen „unvertretbar hoher Lohnforderungen“ gekündigt. Weitere Arbeiter beteiligten sich an dem Streik. Dieser war erst nach Wochen beendet; die in den Ausstand getretenen Arbeiter wurden nicht wieder eingestellt.

Erster Weltkrieg und ein turbulentes Nachkriegsjahrzehnt

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs war ein starker Einschnitt, nicht allein für den so wichtigen Export. Mit der Mobilmachung wurden sofort 88 Betriebsbeamte und 133 Arbeiter einberufen. Im August 1914 wurde im Bürogebäude der Zentralverwaltung an der Kölner Straße ein Reservelazarett mit 52 Betten eingerichtet und der Militärverwaltung zur Verfügung gestellt. Bis Mitte 1915 waren 8 Betriebsbeamte und 61 Arbeiter gefallen; viele weitere Belegschaftsmitglieder waren so stark verwundet, dass eine spätere Weiterbeschäftigung am früheren Arbeitsplatz ausgeschlossen war. Um die durch die Einberufungen entstandenen Lücken zu schließen, wurden nun auch Frauen eingestellt (SK/MA, R 8 10 05). Von der Verwendung ausländischer Arbeitskräfte riet *Ernst Poensgen*, der nach Brüssel kommandiert worden war, ab (SK/MA, R 1 10 25). Dennoch wurden im Laufe des Krieges nicht nur französische, belgische und russische Kriegsgefangene, sondern auch Zivilarbeiter aus den Niederlanden, aus Österreich-Ungarn, Serbien und Litauen beschäftigt (SK/MA, R 2 1074/75).

Die kriegsbedingt schwierige Versorgungslage, insbesondere der Familien einberufener Belegschaftsmitglieder, versuchte man durch freiwillige Sozialleistungen zu verbessern. Beispielsweise wurde werksseitig ein Kindergeld gewährt. In der Eintrachtstraße 9 wurde eine von zwei Schwestern geleitete Fürsorgestelle eingerichtet. Mit den Zinsen der Poensgen-Stiftung standen weitere finanzielle Zuwendungen im Umfang von monatlich 400 M zur Verfügung (SK/MA, R 2 10 33). Die Folgen der bereits in den Kriegsjahren einsetzenden Geldwertverschlechte-

rung wurden auf Druck der deutschen Belegschaft durch wiederholte Teuerungszulagen gelindert. Auch die Beschaffung von Einkellerungskartoffeln und Winterbrennmaterial wurde werksseitig erleichtert (SK/MA, R 2 10 05-06; 2 10 33; 2 10 67; 2 20 91-94; 2 52 68).

Um den Genesenden im Lazarett an der Kölner Straße die Zeit zu verkürzen, wurde eine kleine Werkstatt eingerichtet, in der sie Flecht- sowie Papp- und Holzschnitarbeiten ausführen konnten. Im Februar 1915 besuchte der Geheime Medizinalrat *Prof. Dr. Oskar Witzel* in seiner Eigenschaft als chirurgischer Beirat des VII. Armee Korps das Lazarett. Nach Gesprächen mit den Verwundeten und der Werksleitung schlug er vor, den Versuch zu machen, die zur Arbeit Fähigen ihren Möglichkeiten entsprechend im Werk zu beschäftigen. Das Unternehmen erklärte sich bereit, den Versuch zu machen, ehemals im Werk Beschäftigte sowie Arbeiter aus anderen Werken der Eisen- und Stahlindustrie, die sich schon länger in Behandlung befanden, wieder an ihre frühere Tätigkeit heranzuführen. Es war der erste Versuch dieser Art. Die im Werk an der Kölner Straße praktizierte, wissenschaftlich betreute Arbeitstherapie erwies sich in sehr vielen Fällen als erfolgreich. Zahlreiche Kriegsbeschädigte konnten, dank dieser Maßnahme und auch mit Unterstützung durch in Düsseldorf entwickelte künstliche Gelenke und sonstige Hilfsmittel, in Beruf und Alltag wiedereingegliedert werden, ein selbstbestimmtes Leben führen und ihren sowie den Lebensunterhalt ihrer Familien durch eigene Arbeit sichern (Wessel 2018).

Nach dem Waffenstillstand herrschten längere Zeit verworrene und sogar chaotische Verhältnisse. Die zurückgekehrten Soldaten drängten an ihre Arbeitsplätze zurück. Die waren jedoch von jüngeren männlichen sowie weiblichen Arbeitskräften besetzt. Auch die Schwerkriegsbeschädigten forderten eine Wiedereinstellung (SK/ME, R 2 10 77). Zusätzliche Probleme entstanden durch politische Unruhen. Arbeiter- und Soldatenräte beabsichtigten einen Umsturz der Verhältnisse. Die Wintermonate 1918/19 sowie das folgende Frühjahr waren geprägt durch Streiks und Tumulte; es entstanden beträchtliche Schäden in den Werken und an den Werkshäusern. Da nützte es auch wenig, dass sich auf Reichsebene Vertreter der Arbeitnehmer und Arbeitgeber auf einen gemeinsamen Neubeginn geeinigt hatten. Bei gleichem Lohn wurde die tägliche Arbeitszeit auf acht Stunden gekürzt. Zwar fielen alle Zuschläge und Prämien mit Ausnahme des Kindergelds weg, aber stattdessen gab es einen 25%igen Aufschlag auf die Lohn- und Akkordsätze. Die Einführung einer Treueprämie wurde nach eingehender Diskussion im Vorstand als zurzeit nicht opportun, vertagt. Auch eine beschränkte Gewinnbeteiligung und die Einführung von „Kleinaktien“ wurde nicht realisiert (SK/MA, R 1 10 80-84).

Die Arbeiterausschüsse berieten während des durch die „Spartakisten“ erzwungenen Stillstands der Produktion gemeinsam mit den Werksleitungen über die Bezahlung und Beschäftigung der Belegschaft – immerhin 2.244 Arbeiter und Angestellte in Oberbilk und Lierenfeld. Weil zeitweise der Eisenbahnverkehr unterbrochen war, fehlte es an Kohlen. Man einigte sich auf Notstands- und Wartungsarbeiten, gewährte Teuerungszuschläge und lehnte eine Zusammenarbeit mit der revolutionären Stadtgewalt ab.¹⁴ Die Werksleitung weigerte sich, den revolutionären Betriebsrat anzuerkennen, solange dieser nicht gesetzlich bestätigt sei. Darauf ließ dieser wissen, dass man „die Bude auf den Kopf stellen“ werde. Vor der Gewalt floh die Werksleitung nach Krefeld, das von belgischen Truppen besetzt war (SK/MA, R 2 10 51, 55).

Vorübergehend beruhigte sich die Lage in Oberbilk, weil sich eine größere Anzahl der rebellierenden Arbeiter 1920 dem Aufstand der „Roten Ruhrarmee“ im Ruhrgebiet angeschlossen hatten (zur „Märzrevolution 1920“ vgl. Schneider/Prosek 2009, 32 f.). Allerdings zeigten die im Werk verbliebenen Arbeiter wenig Lust zur Arbeit. Dabei herrschte ohnehin Auftragsmangel. Die Inlandsnachfrage war wegen zahlreicher Arbeitskämpfe und politischer Unruhen mit gewalttätigen Auseinandersetzungen schlecht; außerdem war das Werk durch die neue Zollgrenze von seinen wichtigen Halbzeuglieferanten abgeschnitten und beim Export behindert. Im Mai 1921 mussten mehrere Betriebe stillgelegt und 650 Arbeiter entlassen werden; weitere 600 Arbeiter wurden mit Notstandsarbeiten beschäftigt. Weil die Belegschaft darauf mit Streik und Zerstörungen reagierte, wurde im November die gesamte Belegschaft entlassen. Im Dezember wurde der Arbeitskampf für beendet erklärt und die Arbeiter, die nicht aktiv an Gewaltmaßnahmen teilgenommen hatten, wiederingestellt. Auch in der Folgezeit kam es wiederholt zu Arbeitskämpfen, auch wilden Streiks. Zeitweise stockte auch die Versorgung mit Steinkohlen, weil die Eisenbahner oder die Bergleute sich im Ausstand befanden.

Das Ringen um eine neue Arbeitsordnung und eine betriebliche Mitwirkung

Die gemeinsam von Unternehmensleitung und Vertretern der Belegschaft erarbeitete und am 25. April 1921 verabschiedete „Allgemeine Arbeits-Ordnung“ regelte unter anderem die Arbeitszeit und die Strafen für Verstöße: „Die regelmäßige, wöchentliche Arbeitszeit mit Ausschluß der Pausen beträgt 48 Stunden ... Die regelmäßige, tägliche Arbeitszeit dauert bei 3 Schichten am Tage von 6 Uhr morgens bis 2 Uhr mittags als Morgenschicht, von 2 Uhr mittags bis 10 Uhr abends

¹⁴ Siehe dazu auch den Beitrag zum sogenannten „Spartakus-Aufstand“ in diesem Buch, S. 107 ff.

als Nachmittagschicht und von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens als Nachtschicht. ... Diese Arbeitsschichten verstehen sich ohne Pausen, soweit nicht das Gesetz für die jugendlichen Arbeiter eine andere Regelung trifft; jedoch wird dem Arbeiter Gelegenheit gegeben, innerhalb der Arbeitszeit einen Imbiß einzunehmen...“ (§ 3). „Bei wiederholtem Ausbleiben während eines und desselben Monats kann der Ausgebliebene sofort entlassen werden. Wer ohne genügende Entschuldigung mehr als zwei Tage ausbleibt, verliert das Recht auf Weiterbeschäftigung ... In diesem Falle ... verfällt der Arbeiter in eine Strafe in Höhe eines durchschnittlichen Wochenlohnes zugunsten der Betriebskrankenkasse ...“ (§ 5). „Wer nach Beginn der Arbeitszeit zur Arbeit kommt oder vor Beendigung der Arbeitszeit die Arbeit verläßt, verliert $\frac{1}{4}$ Schichtlohn...“ (§ 6) und „hat keinen Anspruch auf Beschäftigung oder Weiterbeschäftigung während der betreffenden Schicht.“ (§ 7).

Außerdem wurde festgelegt: „Alle Arbeiter sind ihrem Vorgesetzten im Dienst unbedingten Gehorsam schuldig...“ (§ 10). „Ruhestörung, ungebührliches Benehmen gegen Vorgesetzte und Mitarbeiter, Widersetzlichkeit gegen das Wächterpersonal, Selbsthilfe, Streitigkeiten, insbesondere Tätlichkeiten, sind verboten und berechtigen zur sofortigen Entlassung...“ (§ 12). „Jeder Arbeiter ist verpflichtet, zeitweise auch andere Arbeit ... zu übernehmen. Wenn wegen Arbeitsmangels oder Betriebsstörungen einzelne Schichten ausfallen oder die tägliche Arbeitszeit eingeschränkt wird, hat der Arbeiter keinen Anspruch auf Lohn für die ausfallende Zeit...“ (§ 15). „Angehörige, welche den Arbeitern das Essen zutragen, dürfen den Hüttenhof nicht betreten...“ (§ 17). Es ist verboten, auf dem Werk Branntwein zu trinken...Wer betrunken zur Arbeit kommt..., verliert den Anspruch auf ...Beschäftigung ... und kann ohne Kündigung entlassen werden.“ (§ 18). „Im Verbrauch der Materialien und Geräte ist stets die größte Sparsamkeit zu beobachten.“ (§ 19). „Jeder Arbeiter ist zu Ueberschichten verpflichtet...Für die jugendlichen Arbeiter gelten die gesetzlichen Bestimmungen,“ (§ 26).

Es gab jedoch auch schon wegweisende Arbeitsschutzbestimmungen. Abgesehen von den Regelungen für den Aufenthalt in der Nähe von Maschinen und Anlagen sowie in Räumen mit Gas-, Starkstrom- oder Dampfanlagen betrafen die Ausführungen auch schon die Schutzausrüstung: „Werden Arbeiter an Orten beschäftigt, die dem Spritzen von heißer Schlacke oder Sprühen von Funken und Metallsplintern ausgesetzt sind, so haben sie Schutzmasken oder Schutzbrillen zu tragen, welche unentgeltlich geliefert werden.“ (§ 31). Die beigefügten „Strafbestimmungen“ führten die Vergehen für Verwarnungen bzw. Geldstrafen an; letztere reichten von einem Viertel bis zum vollen durchschnittlichen Tages-Tarifverdienstes sowie zur sofortigen Entlassung.

Infolge der immer rascher voranschreitenden Geldwertverschlechterung wur-

de es schwierig, die Löhne entsprechend anzupassen. Um diese wertbeständig zu halten, wurden Lebensmittel für die Belegschaft und deren Familien bereitgestellt. Außerdem wurden Schichten verfahren, die mit Lebensmitteln abgegolten wurden. Außerdem stellte das Unternehmen im Herbst 1923 Geld für die Beschaffung von Einkellerkartoffeln zur Verfügung (SK/MA, R 2 10 05). Kurios mutet eine Aktion zahlreicher Angestellter an: Sie führten an jedem wöchentlichen Gehaltszahltag drei Goldmark an eine gemeinsame Kasse ab; den jeweils eingezahlten Gesamtbetrag erhielt der Reihe nach derjenige, der dazu durch Los bestimmt worden war. Durch die alliierte Ruhrbesetzung und den passiven Widerstand verschärfte sich die wirtschaftliche Lage und machte es im letzten Quartal des Jahres 1923 notwendig, die Werke zu schließen und die gesamte Belegschaft zu entlassen. In Anbetracht dessen, dass es noch keine gesetzliche Arbeitslosenversicherung bzw. -unterstützung gab (sie wurde erst 1927 eingeführt), waren die Arbeitslosen und deren Familien auf die Erwerbslosenfürsorge ihrer Unternehmen und die öffentliche Unterstützung angewiesen. Den Mietern von Werkswohnungen wurde die Miete gestundet.

Die Poensgengruppe in der Vereinigte Stahlwerke AG

1926 war der Phoenix-Konzern Mitgründer der Vereinigte Stahlwerke AG (VSt) mit Sitz in Düsseldorf. In der Folge kam es zu einer Straffung der Produktion und einer Konzentration auf die leistungsstärksten Anlagen. Dadurch verbesserte sich auch die Beschäftigungslage im Werk Oberbilk. Nach dem Ersten Weltkrieg waren neue soziale Leistungen per Gesetz oder durch Tarifvertrag eingeführt worden. Beispielsweise mussten Beschäftigte, die das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten und Nachtschicht machten, mindestens halbjährlich von einem Facharzt untersucht werden. Lagen gesundheitliche Schädigungen durch die Nachtarbeit vor, musste das Belegschaftsmitglied bis zu seiner Wiederherstellung anderweitig beschäftigt werden. Das neue Werk für stumpfgeschweißte Rohre nach dem Fretz-Moon-Verfahren, das für Oberbilk geplant war, wurde in Mülheim errichtet, weil dafür in Oberbilk der Platz fehlte (SK/MA, R 4 20 42; 4 51 42). Die Weltwirtschaftskrise machte sich im Röhrengeschäft erst ab 1929 bemerkbar. Im Frühjahr 1933 musste wegen der katastrophalen Wirtschaftslage die Arbeitszeit um 15 % gekürzt werden; die Angestelltegehälter wurden gleichfalls um 15 % herabgesetzt.

1934 wurden die Röhrenwerke des Konzerns in der juristisch selbständigen Betriebsgesellschaft Deutsche Röhrenwerke AG zusammengefasst. Die Werke in Oberbilk und Lierenfeld bildeten zusammen mit den Röhrenwerken in Benrath,



Phoenix-Werk der Vereinigten Stahlwerke AG um 1930 (vormals Düsseldorfer Eisen- und Röhrenwerke) ; Quelle: StaD 5-81234.007

Immigrath, Langenfeld und Hilden die Werksgruppe Poensgen (SK/MA, R 1 50 00-04). Die mit der Regierung beauftragten Nationalsozialisten beseitigen 1933 mit Gewalt die Gewerkschaften und ersetzen den politisch eher links ausgerichteten Betriebsrat durch den stark konservativ gesinnten Vertrauensrat. Mitglieder der inzwischen verbotenen Kommunistischen Partei (KPD) sahen sich einer scharfen Beobachtung und sogar der Verfolgung ausgesetzt. Alle Belegschaftsmitglieder mussten Mitglied der Deutschen Arbeitsfront werden. Wiederholt wurden die Werke in Oberbilk und Lierenfeld für ihre vorbildliche Berufsausbildung ausgezeichnet.

Die Poensgenstiftung, die über ein Stiftungskapital in Höhe von inzwischen 73.000 RM verfügte, war nicht mehr als Stiftung anerkannt; das Vermögen wurde dem „Wohlfahrtsfonds der Firma Alte Poensgen-Stiftung“ zugeführt. Die nationalsozialistische Organisation „Kraft durch Freude“ organisierte Betriebsausflüge an den Mittelrhein und ins Sauerland. In der Eifel wurde ein Haus erworben und zum Erholungsheim für die Belegschaft ausgebaut. 1938 wurde ein allgemeiner Lohnstopp eingeführt. Im genannten Jahr stiftete *Ernst Poensgen*, inzwischen stellver-

tretender Vorsitzender der Vereinigte Stahlwerke AG¹⁵, die nach ihm benannte Sportanlage am Wilhelm Heinrichweg. Die Anlage wurde 1946 an Düsseldorf SV 04 verpachtet und ist heute Bezirkssport-Anlage. 1941 errichtete dieser mit 100.000 RM die Ernst-Poensgen-Stiftung. Dieser Fonds wurde anlässlich des runden Geburtstags durch weitere Spenden, auch der Mannesmann AG, auf 700.000 RM aufgestockt. Die Erträge der Stiftung dienten der zusätzlichen Unterstützung und Beihilfe der Kinder von Belegschaftsmitgliedern (SK/MA, R 2 06 25).

Das Unternehmen im Zweiten Weltkrieg

Der Zweite Weltkrieg machte sich zunächst durch Einberufungen und Neueinstellungen, darunter viele deutsche Frauen und zunehmend auch ausländische Arbeitskräfte, bemerkbar. Die ersten ausländischen Arbeitskräfte wurden im Juli 1940 eingestellt. Es waren Facharbeiter, vorwiegend aus westeuropäischen Staaten, die sich selbst beworben hatten oder einem Angebot gefolgt waren. In den weiteren Kriegsjahren stieg der Anteil der ausländischen Belegschaft, vor allem durch Kriegsgefangene, Fremd- und Zwangsarbeiter (sogar Familien), auf schließlich 35,4 %. Am schlechtesten, hinsichtlich Unterbringung, Verpflegung, Entlohnung und Verpflegung, standen sich wegen der rassistischen Politik der Nationalsozialisten die Arbeiter und Arbeiterinnen aus der Sowjetunion, die sogenannten „Ostarbeiter/innen“. Zur Unterbringung betrieb das Unternehmen aus Platzgründen größere Lager außerhalb des Stadtteils Oberbilk, in Flingern und in Lierenfeld (Wehofen, Nachweis). Die behördlich vorgeschriebenen Nahrungsmittelrationen erwiesen sich, vor allem für die „Ostarbeiter/innen“ als nicht ausreichend und blieben dies meist auch nach ihrer werksseitigen Erhöhung. Als Mehl und Kartoffeln knapp wurden, durften dem Brotteig für sowjetische Kriegsgefangene Zuckerrübenschnitzel beigemischt und die Kartoffelrationen zugunsten einer größeren Kohlrübenmenge reduziert werden. Auch durften Zuckerrübenblätter in gekochtem Zustand als Gemüse, in Form von Spinat oder als Beimischung zu Eintopfgerichten, verabreicht werden. Um die Arbeitsleistung zu erhöhen, gab es zusätzliche Nahrungsmittel und Genusswaren. Für die gesundheitliche Betreuung sorgten amtlich bestellte und frei niedergelassene Ärzte. Es gab ein Ambulatorium und Sanitätsbaracken, auch ein Wöchnerinnenzimmer sowie Kleinkindereinrichtungen (SK/MA, R 2 1077; R 2 25 90).

¹⁵ Die Vereinigte Stahlwerke AG war das Ergebnis der größten Unternehmensfusion in Europa. Der Konzern zählte 1937/38 194.000 Beschäftigte.

Bei Luftangriffen durften alle ohne Ausnahme die Luftschutzeinrichtungen aufsuchen. Allerdings konnte von einigen Unterkünften aus der Weg bei einem unerwartetem Angriff oder bei zu später Alarmierung zu weit sein. Es soll auch vorgekommen sein, dass einige Arbeiter vor lauter Müdigkeit in ihren Baracken geblieben sind, statt, wie vorgeschrieben, die Schutzräume aufzusuchen. Insgesamt 47 ausländische Belegschaftsmitglieder der Abt. Poensgen sind im Krieg ums Leben gekommen, davon 26 „Ostarbeiter/innen“. Etwa 40 % der Todesfälle waren auf äußere Einwirkungen, beispielsweise Bombenangriffe, zurückzuführen (Wessel 2002). Bombenschäden betraf das Werk Oberbilk ab Sommer 1943 (SK/MA, R 4 51 97).

Neubeginn mit Entflechtung und drohender Demontage

Nach dem Einmarsch der Alliierten lag das Werk Oberbilk still. Erst im Februar 1946 erhielt es die Erlaubnis, für dringend benötigte Instandsetzungs- und Wiederaufbauarbeiten einen Teil der Produktion wieder anlaufen zu lassen. Ab Mitte August durften auch wieder Rohre und Rohrerzeugnisse gefertigt werden (SK/MA, R 4 62 00). Bei der Betriebsratswahl 1947 fiel die Mehrzahl der Sitze an Mitglieder der wieder erlaubten KPD oder der Partei nahestehende Personen. Zum ersten Mal wurden zwei Betriebsratsmitglieder in den Aufsichtsrat gewählt (SK/MA, R 3 10 81; 3 20 81).

Zeitweise war der Auftragsbestand so groß, dass die Arbeitskräfte fehlten, um ihn abarbeiten zu können. Die Einstellung von Flüchtlingen scheiterte an den fehlenden Unterbringungsmöglichkeiten und der fehlenden Arbeitsbekleidung (SK/MA, R 2 60 28). Es wurde vorwiegend nachts gearbeitet, weil nur dann das RWE in der Lage war, zusätzlichen Strom abzugeben. Von der Demontage war in erster Linie das Werk Lierenfeld betroffen. Allerdings kam es auch da nicht zur bereits befohlenen Volldemontage. Die Versorgungslage war im Winter 1947/48 so außerordentlich schlecht, dass die Arbeiter gegen die unzureichenden Brot- und Nahrungsmittelzuteilungen protestierten. Das Unternehmen beschaffte daraufhin im Tausch gegen anderenorts fehlende Materialien zusätzliche Nahrungsmittel. 1947 und erneut 1948 erhielten die Beschäftigten eine Weihnachtswendung in Höhe von 2 % des Jahreslohns bzw. Gehalts. Die Effektivlöhne in der Eisen- und Stahlindustrie des Landes NRW beliefen sich 1948 auf 1,31 DM je Stunde.

Im Zusammenhang mit der von den Alliierten befohlenen Entflechtung der Vereinigte Stahlwerke AG wurde die Deutsche Röhrenwerke AG verselbständigt und in die Rheinische Röhrenwerke AG umgewandelt; die Abteilung Poensgen war Teil davon. 1955 fusionierten die Hüttengruppe Phoenix und die Rheinische Röhrenwerke AG zur Phoenix-Rheinrohr AG (SK/MA, R. 1 60 00). Dieser Konzern

wurde 1966 von Thyssen übernommen. Die Hüttenwerke wurden in die August Thyssen-Hütte integriert, die Röhrenwerke unter der Firma Thyssen Röhrenwerke AG weitergeführt. Moderne Anlagen wurden vorwiegend in Mülheim, wo entsprechender Platz vorhanden war, errichtet. 1953 wurde die Fünf-Tage-Woche eingeführt; an fünf Tagen wurden insgesamt 48 Stunden gearbeitet. Mitte der 1950er Jahre produzierte Poensgen in Düsseldorf mit ca. 5.000 Beschäftigten rd. 20.000 t nahtlose Stahlrohre im Monat. Hier stand man im scharfen Wettbewerb mit Mannesmann (SK/MA, R 1 60 52). 1962 wurde in der Eisen- und Stahlindustrie in NRW ein Effektivlohn in Höhe von 4,17 DM pro Stunde verdient, mehr als das Dreifache im Vergleich zum Jahr 1948. 1968 bildeten Thyssen Röhrenwerke und Mannesmann eine Verkaufsgemeinschaft. 1970 vereinbarten Thyssen und Mannesmann eine Arbeitsteilung. Die beiden Konzerne brachten ihre Röhrenwerke in die neugegründete Mannesmannröhrenwerke AG ein; Thyssen war daran schließlich mit 25 % beteiligt.

Schrittweise Schließung des Werkes

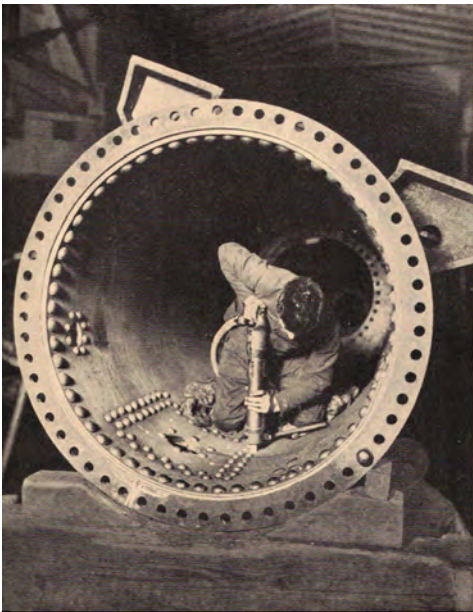
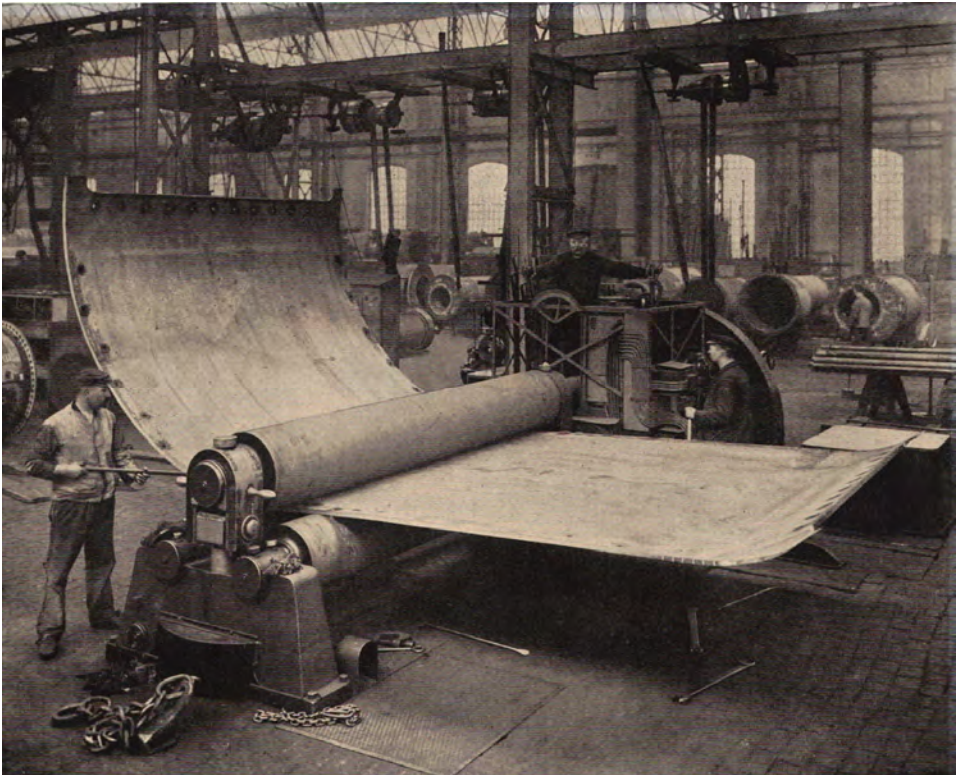
Ab 1951 begann man, das inmitten einer Wohnbebauung befindliche Werk Oberbilk zurückzubauen. Aus Gründen der Luftreinhaltung und zur Lärminderung wurden die Fertigungseinrichtungen des Werkes Oberbilk ins Werk Lierenfeld umgesetzt. 1979 wurde das Röhrenwerk in Oberbilk, es war 1860 das erste der später zahlreichen Düsseldorfer Röhrenwerke gewesen, außer Betrieb gesetzt und später samt ehemaliger Zentralverwaltung niedergelegt (Wessel 1990). Heute erinnert nichts mehr an dieses Pionierwerk. Das gleichfalls weitgehend von einer Wohnbebauung umgebene Werk Lierenfeld arbeitete bis 1987; einige Produktionen wurden in die Werke Remscheid und Rath umgesetzt. Das nach einer damals einmaligen Bodensanierung frei geräumte Gelände bot Platz für eine neue gewerbliche Nutzung. Erhalten blieben neben dem Spitzbunker aus den 1930er Jahren die betrieblichen Bildungseinrichtungen und das Kasino, das „Stahlwerk“, in dem Konzerte stattfinden. An dieses Werk erinnerten noch viele Jahre der 1933 gegründete und über die Werksstilllegung hinaus tätige Ernst-Poensgen-Chor, sowie im öffentlichen Raum immer noch die Röhrenskulptur „Mikado“ von *Holger Nickisch* an der Erkrather Straße 389 (Wessel 1990, 404; Wessel 2006, 58, 88, 103).

Düsseldorf wird „Röhrenstadt“

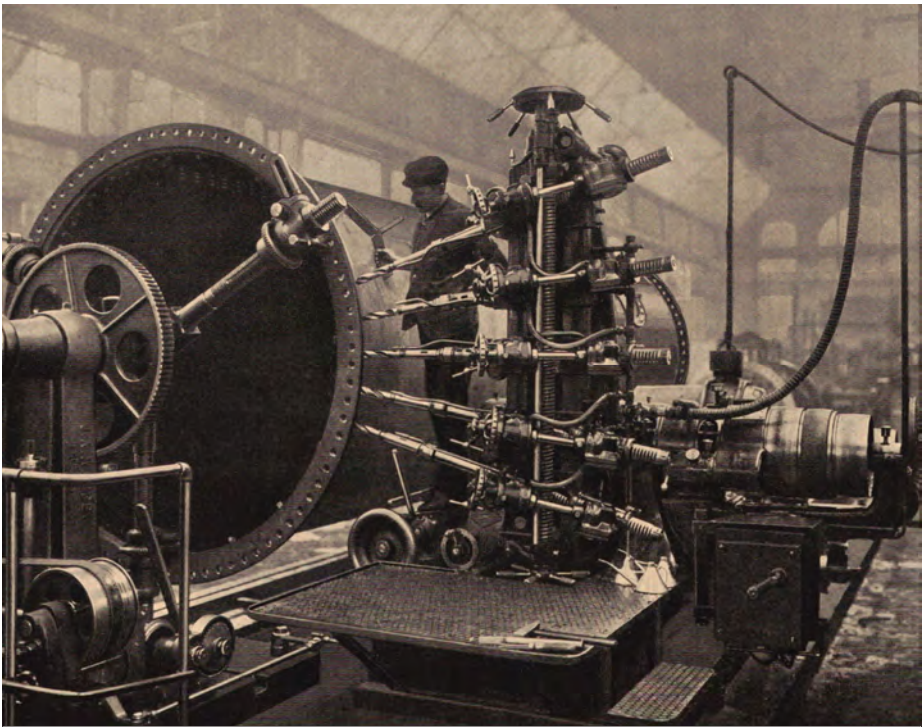
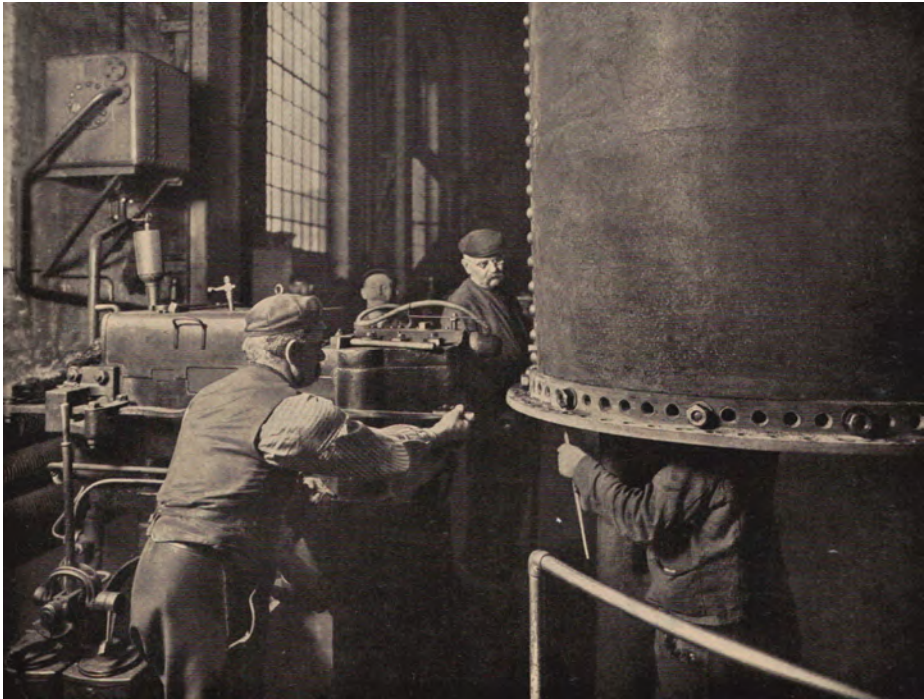
Mit der Übersiedlung des Röhrenwerks von *Albert Poensgen* aus der Eifel nach Oberbilk setzte die weltweit einmalige Entwicklung Düsseldorfs zur „Röhren-

stadt“ ein. Nirgendwo hat es eine derartige Häufung von Stahlröhrenwerken gegeben. 1872 begann Poensgen, weil in Oberbilk der Platz fehlte, mit dem Bau eines neuen Werkes am Bilker Busch im benachbarten Lierenfeld. Hier entstanden ein Blechwalzwerk, ein Röhrenwerk und zwei Ziegeleien; später kam noch ein weiteres Röhrenwerk hinzu. Der Transport der Röhrenstreifen von Oberbilk nach Lierenfeld übernahm der Fuhrunternehmer *Leopold Bürgers* aus der Bogenstraße 17 in Oberbilk. Die zentrale Verwaltung mit allen kaufmännischen Abteilungen verblieb in Oberbilk in der Hauptverwaltung an der Kölner Straße. Um den sich stark entwickelnden Markt der österreich-ungarischen Doppelmonarchie zu sichern, wurde 1884 in Oderberg/Österreich-Schlesien ein Walz- und Röhrenwerk in Betrieb genommen.

Die Herstellung schmiedeeiserner Röhren war lange als Geheimnis betrachtet worden und entsprechend war man auch verfahren. Die Arbeiter versuchte man durch Vertragsklauseln an der Weitergabe des know how zu hindern. Beispielsweise war es untersagt, Fremden die Produktion zu zeigen. Dennoch ließ es sich nicht verhindern, dass in Deutschland, vor allem jedoch in Oberbilk und seiner Umgebung, neue Röhrenwerke errichtet und betrieben wurden. Am 31. Mai 1873 gründeten die Familien *Piedboeuf* und *Dawans* sowie *Octave Neef* aus Lüttich die Handelsgesellschaft J. P. Piedboeuf & Co. und zahlten 864.000 M für den Bau eines Röhrenwerks ein. Sein Halbzeug bezog der neue Röhrenhersteller vom Blechwalzwerk Piedboeuf, Dawans & Co. in der Albertstraße in Oberbilk, dessen bisheriger Hauptabnehmer, das Röhrenwerk von *Albert Poensgen*, nach Aufnahme der Eigenherzeugung in Lierenfeld, ausgefallen war. Andererseits versorgte nun das eigene Röhrenwerk (statt Poensgen) die Dampfkesselfabrik J. Piedboeuf. Ein Teil der Facharbeiter erhielt man durch die Übernahme von Belegschaftsmitgliedern des geschlossenen Röhrenwerkes von *H. Smith* in Oberhausen sowie durch die Abwerbung von der DREW. Das Werk befand sich zunächst in Oberbilk und gehörte im Oktober 1877 zu den Gründern der ersten Rohrkonvention, zunächst für Gasrohre. Bezeichnenderweise hatten vier von den sechs Gründern ihren Sitz in oder in der Umgebung von Düsseldorf. 1898 wurde ein neues, größeres Werk an der Eller Kirchstraße in Eller errichtet und 1901 das Unternehmen in die Form einer Aktiengesellschaft umgewandelt. Das Aktienkapital, das ursprünglich 1,728 Mio M betragen hatte, wurde 1903 im Verhältnis von 3:2 herabgesetzt und anschließend auf 1,8 Mio M erhöht; dabei wurde auch die entstandene Unterbilanz ausgeglichen. 1906/07 wurden große Modernisierungs- und Neuinvestitionen vorgenommen; unter anderem entstand eine neue Wassergasschweißerei, eine Schmiede und eine Elektrozentrale. 1909 wurde das Aktienkapital auf 2,8 Mio M aufgestockt



Handwerkliche Kesselfertigung bei Piedboeuf
Quelle: © Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv in Mülheim an der Ruhr



Mechanisierte Kesselfertigung bei Piedboeuf

Quelle: © Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv in Mülheim an der Ruhr

Im folgenden Jahr schloss man aus marktstrategischen Gründen eine Interessengemeinschaft mit der Gelsenkirchener Bergwerks-AG sowie mit dem Röhrenwerk in Schalke eine Verkaufsgemeinschaft unter dem Namen „Gebo“ Vereinigter Röhrenverkauf GmbH, Düsseldorf.

Die getroffene Vereinbarung räumte der GBAG das Recht ein, das Röhrenwerk Eller innerhalb einer bestimmten Frist zu übernehmen und einzugliedern. Dies geschah 1912. 1924 wurde es von der GBAG in die neugegründete Vereinigte Stahlwerke AG eingebracht und wenige Jahre später geschlossen. Heute erinnert an das Röhrenwerk noch die 1907 fertiggestellte elektrische Zentrale. Diese befindet sich unmittelbar neben der Trasse der S1, zwischen den Haltestellen Düsseldorf-Eller Mitte und Düsseldorf-Eller; allerdings dient sie nicht mehr als Zentrale, sondern Büro Zwecken (SK/MA, R 0 30 03 – 0 31 60).

Etwa gleichzeitig mit dem neuen Röhrenwerk von *Piedboeuf* entstand ein drittes Röhrenwerk in Oberbilk. 1873 errichtete *Albert Hahn* an der Oberbilk Allee sein Röhrenwerk. Er kam von Gleiwitz, wo er gemeinsam mit seinem Partner *Huldschinsky* ein Röhrenwerk betrieben, sich dann jedoch von diesem getrennt hatte, um sich als Produzent von Stahlröhren und Niete n selbständig zu machen. Dafür hatte er als besten Ort Düsseldorf bzw. Oberbilk, das Zentrum der kontinentaleuropäischen Stahlröhrenindustrie, gewählt. Das Unternehmen entwickelte sich gut und profitierte vor allem durch lukrative Auslandsaufträge. Von Anfang an bestand eine Verkaufsfiliale in Wien, 1881 wurde eine weitere in Moskau eröffnet. 1885 errichtete Hahn ein Gasröhrenwerk in Oderberg in Österreich-Schlesien und 1889 mit Partnern die Russische Gesellschaft für Röhrenfabrikation mit Sitz in St. Petersburg und einem Werk in Jekaterinoslaw im Südrural. Als es sich in Anbetracht der stark kartellierten Eisen- und Stahlindustrie als zweckmäßig erwies, über eine eigene Halbzeuggrundlage zu verfügen, war der Platz für ein Stahlwerk und ein größeres Röhrenwerk in Oberbilk nicht vorhanden. Deshalb errichtete *Hahn* in Großenbaum bei Duisburg zunächst neben einer Gießerei ein Stahl- und Walzwerk, das die Röhrenfabrik in Oberbilk mit Röhrenstreifen versorgte. Noch vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde das Röhrenwerk nach Großenbaum verlegt und der Standort Oberbilk aufgegeben (Wessel 1999c, 442 ff.).

Im genannten Jahr 1873 erlebte Düsseldorf noch eine weitere Rohrwerksgründung. In diesem Fall erfolgte die Gründung nicht in Oberbilk, jedoch ging sie von hier aus. *Hermann August Flender*, der seit Mitte der 1860er Jahre industriell in Oberbilk tätig war, gründete das Röhrenwerk gemeinsam mit dem Ingenieur *Martin Balcke*. Da in Oberbilk der Platz eng geworden und die Röhrenkonkurrenz inzwischen erdrückend war, wick er in das benachbarte, damals noch selbständige

Benrath aus *Flender* hatte dort in der Nähe des Benrather Bahnhofs ein Grundstück erworben, auf dem das Röhrenwerk errichtet wurde.

1875 trat *Hermann Tellerling*, der zuvor bei der DREW gearbeitet hatte, in das Unternehmen ein und übernahm die kaufmännische Leitung. Dieses firmierte seitdem unter Balcke, Tellerling & Co. Nun kam es zur schnellen Entfaltung. Die Belegschaft, die anfangs 40 Mann gezählt hatte und in zwei Schichten tätig war, wuchs rasch auf 100 Beschäftigte an. 1899 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Um den Beschäftigten Wohnungen zu beschaffen, beteiligte sich das Unternehmen an der Benrather AG für gemeinnützige Bauten. 1918 wurde es von den Rheinischen Stahlwerken übernommen und schließlich 1926 in die Vereinigte Stahlwerke AG bzw. 1934 in die Deutsche Röhrenwerke AG, Abt. Poensgen, integriert (SK/MA, R 0 20 05 – 0 20 64).

1879 gründeten Ruhrgebietsindustrielle in Düsseldorf ein Röhrenwerk unter der Firma Düsseldorfer Röhrenindustrie (DRI). Weil in Oberbilk der Platz zur Ansiedlung großflächiger Werke bereits zu knapp geworden war, wurde dieses im benachbarten Flingern, am Höher Weg, errichtet. Das Unternehmen hat zunächst längsnahtgeschweißte Stahlrohre gefertigt, jedoch nach dem Auslaufen der Schrägwalzpatente von Mannesmann wenige Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs auch die Herstellung von nahtlos gewalzten Stahlrohren aufgenommen (SK/MA, R 0 32 01 – 0 32 35). Die Entwicklung der Stadtteile Flingern wie Lierenfeld wurden stark durch Oberbilk geprägt. Weil dort der Platz für neue Industrie- und Wohnanlagen fehlte, wick man in die noch weitgehend freien benachbarten Stadtteile im Norden und Osten aus (Hanenberg-Kranz 2011).

Im damals noch selbständigen Rath erzeugte *Heinrich Ehrhardt* nach dem von ihm erfundenen Press- und Zieh-Verfahren nahtlose Stahlrohre. *Ehrhardt* errichtete 1899 in Reisholz ein Röhrenwerk für dickwandige nahtlose Stahlrohre nach seinem Verfahren. Die Deutsch-Österreichische Mannesmannröhren-Werke AG, die 1893 ihre Verwaltung von Berlin nach Düsseldorf, zunächst in die Herderstraße 33, östlich des Bahndamms, jedoch nördlich von Oberbilk, verlegt hatte, gründete gleichfalls Röhrenwerke in Düsseldorf. 1899 wurden in Rath ein Mannesmannröhren-Werk (für nahtlos gewalzte Stahlrohre) und als Waffe gegen das Siederohrsyndikat ein weiteres Werk zur Herstellung von längsnahtgeschweißten Stahlrohren errichtet. Weitere Röhrenwalzwerke in der unmittelbaren Umgebung Düsseldorfs bestanden mit der Hildener Gewerkschaft, später Balcke, Tellerling & Co., Rheinische Stahlwerke, Alexander Coppel (später Kronprinz) und Bremshey, alle in Hilden, mit Ernst Tellerling & Co. in Immigrath sowie mit Kronprinz und Bremshey in Solingen. Hinzu kam eine Reihe von Rohrziehereien in Düsseldorf, Hilden, Immigrath und Solingen.

Die meisten dieser Werke sind, soweit sie die Rationalisierungswelle Mitte der 1920er-Jahre überstanden hatten, in den 1960er- und 1970er-Jahre außer Betrieb gesetzt worden. Das Röhrenwerk Reisholz wurde 2020 stillgelegt; in Rath ist die Rohrfertigung 2023 ausgelaufen. Düsseldorf trug den Beinamen „Röhrenstadt“. Mit vollem Recht. Nirgends gab es so viele Werke und in der Kartellzeit wurde jedes von deutschen Röhrenwerken verkaufte Stahlrohr mit der Frachtbasis Düsseldorf-Grafenberg verfrachtet. Die deutschen, die europäischen und die Welt-Röhrenverbände hatten ihren Sitz im Stahlhof in der Breite Straße in Düsseldorf. Und den Anfang zu dieser einmaligen Entwicklung hatte das Röhrenwerk von *Albert Poensgen* in Oberbilk gesetzt! Noch heute, nach der Schließung der letzten Stahlröhrenwerke in der Region, bleibt Düsseldorf, wie die Rheinische Post vor einigen Jahren titelte, „Röhrenhauptstadt“. Die seit mehr als 30 Jahren alle zwei Jahre in Düsseldorf stattfindende „Tube“ ist die Weltleitmesse der Röhrenhersteller. „Düsseldorf als Heimat der einstigen Röhrenfirma Mannesmann und Schreibtisch des Ruhrgebiets, gilt ohnehin seit mehr als einem Jahrhundert als Welthauptstadt der Branche, die sich in den Messehallen 3 bis 7.0 und den Hallen 16, 17 und 18 trifft und Anlagen zur Rohrherstellung, Rohrbearbeitung sowie Rohmaterialien, Rohre und Zubehör zeigt (Rheinische Post, 18. 4. 2018).

Die Fittingswerke Inden

Ohne das Röhrenwerk von *Albert Poensgen* hätte es keine Fittingswerke Inden gegeben. Fittinge (Rohr-Zubehörteile und -Armaturen) werden gebraucht, um Rohre unterschiedlicher Querschnitte miteinander zu verbinden und um die Richtung des Durchflusses durch Abzweigungen oder Bogen zu ändern, insbesondere um Rohrnetze, beispielsweise für Hausinstallationen, zu schaffen. Sie haben vielfach Außen- oder/und Innengewinde. Es war damals üblich, Rohre mit den erforderlichen Fittingen zu liefern. Fittinge mussten vor der Erfindung des Tempergusses geschmiedet werden. Dazu gehörte eine besondere Fertigkeit. Anfangs hatte *Albert Poensgen* die Fittinge aus England beziehen müssen. Dann hatte einer der bei ihm tätigen englischen Ingenieure den Dorfschmieden *Inden* in Olef das know how vermittelt. Fortan entwickelte sich die ehemalige Dorfschmiede zum wichtigen Zulieferer des Rohrwerks, umgekehrt war dieses der mit Abstand wichtigste Auftraggeber für *Inden* (Wessel 2019a).

Mit der Verlagerung des Rohrwerks nach Düsseldorf wurde der Fittingschmiede *Inden* die Existenzgrundlage entzogen. Deshalb blieb den *Inden* keine andere Wahl, als mit *Albert Poensgen* an den Rhein zu ziehen. Nachgewiesen als Mitarbeiter der ersten Stunde in Oberbilk sind die Brüder *Wilhelm* und *Paul* sowie

dessen Sohn *Joh. Heinrich Hubert Inden*, außerdem ein nicht zuzuordnender Fittingsschmied *Harings* (Hatzfeld 1964, 91, 114). Als sich das Röhrenwerk 1865 wegen eines starken Einbruchs im Gasröhrengeschäft gezwungen sah, auf wesentlich preisgünstigere englische Fittinge zurückzugreifen, schieden die *Indens* in Oberbilk aus und arbeiteten unter anderem für die Röhrenwerke Smith in Oberhausen und Müller in Köln. Vermutlich haben sie jedoch auch in dieser Zeit die Verbindung mit dem Röhrenwerk in Oberbilk nicht abgebrochen, sondern für *Albert Poensgen* die technisch anspruchsvolleren Fittinge für Siederrohrverbindungen geschmiedet.

So ist es auch zu erklären, dass 1872/73, nach der Fusion der beiden Poensgen-Unternehmen in Oberbilk zur Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke AG (DREW) sowie mit der Übernahme des Rohrwerk Smith in Oberhausen 1872, *Albert Poensgen* die *Indens* ermunterte, sich selbständig zu machen. Ihm war nämlich nicht daran gelegen, bei einem so wichtigen Produkt von englischen Lieferanten abhängig zu sein. Für den Aufbau einer eigenen Fittingsfertigung fehlte in Oberbilk der Platz und im Übrigen wurde das verfügbare Kapital für den Aufbau eines neuen Röhrenwerks in Lierenfeld benötigt. *Paul* und *Wilhelm Inden* gründeten gemeinsam mit *Wilhelm Bürkel* und dem Meister aus dem Oberbilker Röhrenwerk *H. Jakobs* im April 1873 die Handelsgesellschaft W. Bürkel, Inden's & Jakobs; die *Indens* hielten 55 % der Geschäftsanteile.

Bürkel und *Jakobs* traten noch vor Ende des Gründungsjahres aus dem Unternehmen aus, das fortan unter der Firma Fittingsfabrik Gebr. Inden geführt wurde; später wurde mit *Gustav Inden* noch ein weiteres Familienmitglied Teilhaber. Das Unternehmen errichtete eine Fabrik an der Gerresheimer Straße 100 und arbeitete fortan auf eigene Rechnung für die DREW und andere Röhrenwerke, die sich inzwischen vor allem in Düsseldorf und seiner Umgebung angesiedelt hatten. 1880 wurden insgesamt 35 Arbeiter beschäftigt. Die weiteren Stationen der Entwicklung des Unternehmens Gebr. Inden, Ges. m.b.H. schmiedeeiserne Verbindungsstücke für Gas-, Dampf- und Wasserleitungen, betreffen den Stadtteil Lierenfeld (Ickbachstr. 10) und schließlich ab 1954 den Stadtteil Immigrath in Langenfeld, liegen also außerhalb von Oberbilk und können daher hier außer Betracht bleiben.

Mit *Wilhelm*, *Gustav* und dem Ingenieur *Hubert Inden* befand sich das Unternehmen lange vollständig im Besitz der Familie und ist 1926 in die Vereinigte Stahlwerke AG überführt worden (SK/MA R 0 11 12). Schließlich übernahm 1946 ein Mitglied der Familie *Inden* die Leitung der Röhrengruppe Poensgen. Erwähnt werden muss, dass die *Indens* die ersten deutschen Fittingschmiede waren – und ähnlich wie *Albert Poensgen* als Pioniere gewirkt haben. Sie haben die Errichtung

weitere Fittingswerke in Düsseldorf angeregt, beispielsweise die Fittingsfabriken Gebr. Vetter (Hüttenberger 1990a, 699) und vor allem R. Woeste & Co. Letztere war eins der ersten Unternehmen, das um 1900 Fittinge aus weißem Temperguss herstellte und damit weltweit großen Erfolg hatte. Das Unternehmen fertigte in Düsseldorf bis in die 1990er Jahre, in Velbert bis 2003 (Hüttenberger 1990a, 196 ff., 559, 641).

Unternehmen für die Rohrweiterverarbeitung und den Maschinenbau in Oberbilk

In direkter oder zumindest indirekter Verbindung mit der Düsseldorfer Röhrenindustrie steht die Gründung von Unternehmen, die die Stahlrohre weiterverarbeiteten. Neben den betrachteten Kesselbauern und erwähnten Ziehereien sind auch die Hersteller von Straßenlaternen, Gerüsten, Rohrkonstruktionen oder Rohrmöbeln zu nennen. Insbesondere die Mannesmannröhren hatten einen regelrechten Boom ausgelöst. Man schwärmte von diesem Material und betrachtete es als sichtbares Zeichen der modernen Welt. Auch an die zahlreichen Zulieferer und Ausrüster ist in diesem Zusammenhang zu erinnern. Insbesondere der Maschinenbau entwickelte sich in Düsseldorf zu einem bedeutenden Industriezweig. Sogar in Oberbilk selbst hat es namhafte Unternehmen gegeben, beispielsweise die 1866 in unmittelbarer Nachbarschaft des Röhrenwerks gegründete Maschinenfabrik *Ernst Schiess* (Matschoß, Schiess). Es war *Albert Poensgen* gewesen, der den jungen Ingenieur aus Magdeburg auf die großen Vorteile des Standorts Oberbilk aufmerksam gemacht hatte. Zu Beginn des Jahres 1866 übernahm er die „bisher nicht lebensfähige Maschinenwerkstatt“. Zunächst stellte er mit sechs Arbeitern Dampfmaschinen, Pumpen und Regulatoren her. 1869 baute er dann an der Kölner Straße eine neue Maschinenfabrik mit Eisengießerei und verlegte sich auf die Konstruktion von Werkzeugmaschinen. Er entwickelte das Unternehmen zu einer der bedeutendsten Fabriken für Werkzeugmaschinen im Rheinland. (Schiess AG 1966, 8).

Oberbilk hat wesentlichen Anteil an der Entwicklung Düsseldorfs zur Wirtschafts- und Kulturmetropole

Düsseldorf, das vor der Übersiedlung der Poensgen-Werke lediglich 50.000 Einwohner hatte, zählte nur gut zehn Jahre später bereits 87.000, 1880 95.000 Einwohner; 1882 wurde die Schwelle von mehr als 100.000 Menschen überschritten; 1901 waren es rund 216.000 und 1913 rund 400.000. Der ehemals prachtvolle Residenzsitz, der zur relativ unbedeutenden Provinzstadt abgesunken war und, gemessen an der Einwohnerzahl, noch hinter Aachen, Elberfeld und Barmen ran-

gierte, hatte sich, dank der zugezogenen Industrie mit ihrem enormen Bedarf an Arbeitskräften zur neuntgrößten Stadt im Deutschen Reich und zur zweitgrößten in der Rheinprovinz entwickelt. Als Wirtschaftsstandort hatte er sogar das hinsichtlich Einwohner immer noch mit Abstand führende Köln überflügelt. Düsseldorf hatte 1913 2.137 eingetragene Unternehmen, 184 davon in der Form der Aktiengesellschaft; etwa 61.000 der Düsseldorfer sicherten ihre eigene sowie die Existenz ihrer Familien durch eine Tätigkeit als lohnabhängige Arbeiter in der gewerblichen Wirtschaft. 15 Wirtschaftsverbände und eine Warenbörse hatten in Düsseldorf ihren Sitz, ferner gab es eine Reichsnebenbankstelle, eine Industrie- und Handels- sowie eine Handwerkskammer.

Nicht allein die heute die Metropole auszeichnende Wirtschaftskraft Düsseldorfs geht auf die Zuwanderer *Poensgen* zurück, nicht minder die Bedeutung Düsseldorfs als Stadt der Messen und Ausstellungen sowie der Kunst. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Stadt nicht einmal mehr ihr Theater finanzieren können. Mit Nachdruck haben die Familien *Poensgen* als finanzstarke Mäzene dem Künstlerverein Malkasten zur Blüte verholfen. Ein im Vereinsarchiv überlieferter humorvoller Reim nennt allein fünf männliche Mitglieder der Familie *Poensgen*, die zu gleicher Zeit im Künstlerverein aktiv tätig waren. *Gustav* und *Helmuth Poensgen* waren nicht nur engagierte Sammler, sondern förderten auch junge Künstler. Letzterer organisierte gemeinsam mit *Johanna Ey* künstlerische Veranstaltungen. *Clara Poensgen* und ihr Sohn *Ernst* haben den entscheidenden Beitrag zur Finanzierung und damit zur Entfaltung des von *Ernst Lindemann* und Louise Dumont geleiteten Düsseldorfer Schauspielhauses als Reformtheater geleistet (Anna 2009). Auf die Initiative von *Ernst Poensgen* und seinem Vetter *Carl Rudolf Poensgen* gehen die großen Ausstellungen von 1926 („GESOLEI“) und 1936 („Schaffendes Volk“) zurück. *Ernst Poensgen* gründete unter seinem Namen eine gemeinnützige Stiftung zur Förderung von Kunst und Wissenschaft. Dieser war nicht allein ein großer Mäzen der Kunst und Wissenschaft, sondern als engagierter Sportler auch Mitglied und Gründer zahlreicher Sportvereine, beispielsweise des Düsseldorfer Rudervereins 1880, des Rochusclubs und der DEG, außerdem stiftete er 1937 die Ernst-Poensgen-Kampfbahn in Lierenfeld. Auf seine Anregung hin entstand das Eisstadion an der Brehmstraße. Sein Vetter *Carl Rudolf Poensgen*, bis zum von den Nationalsozialisten erzwungenen Rücktritt Präsident der IHK, war großzügiger Förderer der Düsseldorfer Richard-Wagner-Vereinigung. Die Stadthistoriker sind sich einig: „Es waren fünf Poensgen, die das moderne Düsseldorf schufen“ (Wilden 1931). Und im großen Düsseldorf-Lexikon ist zu lesen: Die *Poensgens* waren „eine der bedeutendsten Familien der rheinischen Wirtschaftsgeschichte.“ (von Looz-Corswarem/ Mauer 2012, 552). Die Wahl der *Poensgens*

war 1860 auf Oberbilk gefallen – eine Entscheidung, die in der Folge Oberbilk und die Stadt Düsseldorf grundlegend und nachhaltig verändert hat!

Oberbilker Markt: Soziales, kulturelles und politisches Zentrum



Oberbilker Markt
(Reproduktion einer Ansichtskarte), um 1915
Quelle: StaD 5-8-0-034652.0015

Der Oberbilker Markt: Ein Ort mit Geschichte, der mehr ist als ein freier Raum *Dieter Sawalies*

Der Oberbilker Markt ist der zentrale Platz des Stadtteils. Ursprünglich nicht als städtischer Platz vorgesehen, hat er sich aber rasch zum sozialen, kulturellen und politischen Zentrum Oberbilks entwickelt. Das ist er bis heute geblieben. In räumlicher Verdichtung lässt sich die wechselvolle Geschichte Oberbilks an diesem zentralen Platz exemplarisch aufzeigen. Auf diese Geschichte hat die heutige Platzgestaltung keine Rücksicht genommen, Vorrang hatte die Verkehrsplanung.

Zentrale Plätze sind mehr als nur Verkehrsflächen

Aus heutiger Sicht sind in der Gestaltung städtischer Plätze neben den wichtigen gesellschaftlichen Funktionen auch ökologische Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Urbanen Freiräumen kommt etwa bei der Anpassung an den Klimawandel eine bedeutende Rolle zu. In einer demokratischen Gesellschaft sollten die Menschen selbst entscheiden können, wie sie zentrale Räume nutzen wollen. Ein Platz darf nicht nur Straßen- und Verkehrsfläche sein. Er sollte Menschen jeden Alters und mit verschiedenen Bedürfnissen zum Verweilen einladen und auch als soziale Bühne dienen. Dazu sollte ein Platz multifunktional gestaltet und ein möglichst sicherer Ort sein, mit Stadtgrün und entsiegelten Flächen. Und er sollte für die Bewohner eines Quartiers eine identitätsstiftende Funktion haben, in die auch die Stadtteilgeschichte einbezogen ist. Deshalb darf ein solcher zentraler Ort nicht allein der Verkehrsplanung überlassen bleiben, die vor allem die Optimierung des Verkehrsflusses und die Abstimmung zwischen verschiedenen Verkehrsträgern berücksichtigt.

Das haben bereits die Stadtplaner *Adolph von Vagedes* (1831) und später auch sein Nachfolger *Hermann Josef Stübben* (1884) gewusst. *Stübben* musste sich schon mit den Auswirkungen der Industrialisierung und der rasanten Entwicklung Düsseldorf zur Großstadt auseinandersetzen. Beide haben in ihren Erweiterungsplänen für Düsseldorf bereits großzügige Freiräume berücksichtigt.

Für eine Stadt, die in weniger als einem halben Jahrhundert von 40.000 auf über 200.000 Einwohner anwuchs, die von mehreren Eisenbahnlinien und zahlreichen Straßen erschlossen wurde und über einen wichtigen Rheinhafen verfügte, waren Plätze und Grünflächen unerlässlich. Das gilt nicht nur für die bür-

gerlichen Quartiere in der Kernstadt, sondern vor allem auch für das von Industrieanlagen und Arbeitersiedlungen geprägte Oberbilk.

Der Oberbilker Markt hat eine lange Geschichte

Wie ist dieser historische Ort entstanden? In den Stadtplänen seit 1874 war der Oberbilker Markt als rechteckige Aufweitung der Bogenstraße und einem annähernd quadratischen Platz erkennbar. Um 1900 wurde dieser Freiraum an den Bahngleisen im Rahmen der Stadterweiterung nach den Plänen des Stadtplaners Stübben durch eine meist viergeschossige Bebauung eingefasst; die ältere Bebauung ist vollständig verschwunden.

Dieser Platz entwickelte sich zum Mittelpunkt des rasch entstandenen Arbeiterviertels Oberbilk. Allerdings war seine Geschlossenheit von Anfang an durch die Verkehrsachsen der Kölner Straße und Kruppstraße gestört. Später kam dann eine Straßenbahntrasse hinzu. Die Eisenbahnlinie verlief von 1846 bis 1891 als Trasse der „Cöln-Mindener Eisenbahn“ auf der heutigen Eisenstraße in der Mitte zwischen den beiden Fahrwegen, dann weiter über den Markt hinaus, bevor sie in die heutige Mindener Straße einmündete. Bis dahin gab es nur eine befestigte Straße, die „Kölner Chaussee“ von Düsseldorf nach Benrath, die heutige Kölner Straße. Ansonsten existierten nur Feldwege, die später zu Straßen ausgebaut wurden, wie unter anderem die Ellerstraße.

Am Beginn der industriellen Entwicklung zählte man in der Flur Oberbilk etwa 30 bebaute Grundstücke, auf die sich Anfang des 19. Jahrhunderts die gesamte Bevölkerung Oberbilks verteilte. In der noch ländlich geprägten Gegend entstanden mit der fortschreitenden Industrialisierung zahlreiche Handwerksbetriebe und Fabriken sowie Wohnhäuser. Die Kruppstraße und die Werdener Straße wurden in den 1890er Jahren, als die Gleise der „Cöln-Mindener Eisenbahn“ entfernt wurden, schrittweise zweispurig ausgebaut.

Im Zentrum nahe der Kreuzung stand eine große Straßenuhr im Jugendstil, wie etwa heute noch als Nachbau auf der Königsallee am Corneliusplatz. Auf dem Marktplatz befand sich ein kioskähnliches Milchbüdchen mit spitzem Turm. Der Oberbilker Markt war kein Schmuckplatz, nicht vergleichbar mit anderen Plätzen der Stadt, die ein repräsentativer Kirchenbau dominiert, wie etwa der Kirchplatz oder der Josefplatz. Es war auch keine „grüne Lunge“ wie der Lessingplatz oder eine durch historische Freiraumplanung geprägte Anlage wie der heute denkmalgeschützte Fürstenplatz in der Friedrichstadt mit dem Industriebrunnen. Es war in jeder Hinsicht kein Platz wie all die anderen!



Fischstand auf dem Oberbilker Markt 1909
Quelle: © Familienarchiv der Familie Schorn

Ein Platz mit eigenem Charakter

Der Oberbilker Markt hatte nie den Charakter eines „richtigen“ Platzes, etwa eines Aufmarschplatzes oder einer Versammlungsstätte. Eher war er ein Verkehrsknotenpunkt, zwischen Handwerksbetrieben, Fabriken und Wohnbauten an den Bahngleisen und der Kölner Straße gelegen. Für die im Industrie- und Arbeiterviertel Oberbilk starke Arbeiterbewegung spielte der Platz jedoch immer schon eine wichtige Rolle. Während der Novemberrevolution 1918/19 war der Stadtteil Oberbilk eine „Hochburg“ des revolutionären Arbeiter- und Soldatenrates mit seiner Forderung nach einer Räterepublik. Nach dem Einmarsch von Einheiten der ehemaligen kaiserlichen Armee und des wegen seiner Gewalttaten berüchtigten paramilitärischen Freikorps „Lichtschlag“ in Düsseldorf sollten alle revolutionären Strukturen zerschlagen werden. Am 12. und 13. April 1919 hatten revolutionäre Arbeiter auf dem Oberbilker Markt und in der Nähe an der Ellerstraße Barrikaden errichtet. Dort kam es zu blutigen Auseinandersetzungen. Sogar Artillerie wurde gegen die „Oberbilker Festung“ eingesetzt. Rund 40, nach anderen Berichten bis zu

50 Menschen, kamen bei diesen Kämpfen ums Leben. Beschädigungen an einigen Häusern im Stadtviertel zeugen noch heute von der damaligen Gewalt.

Auch danach blieb der Oberbilker Markt Schauplatz politischer und gewerkschaftlicher Aktionen und Demonstrationen. Hier fanden unter anderem die Kundgebungen zum 1. Mai, dem Feier- und Kampftag der Arbeiterbewegung, statt – allerdings auch in der nationalsozialistischen Zeit, in der die „Gefolgschaften“ mitsamt ihren „Gefolgschaftsführern“ marschierten. Oberbilk war lange ein Bollwerk gegen den aufkommenden Nationalsozialismus. Noch im Jahr 1933 kam es auf dem Oberbilker Markt zu einer Protestkundgebung gegen die Nazi-Partei. Das Fest des Heiligen Josef, dem Namensgeber der nahegelegenen katholischen Kirche St. Josef und Schutzpatron aller Arbeitenden, feierten die Bewohner von Oberbilk, nicht wie andernorts üblich, am 19. März, sondern am 1. Mai. Es wurde nicht als Gegensatz empfunden, die gewerkschaftliche Maifeier auf dem Oberbilker Markt und das religiöse Fest des Heiligen Josef in der Josefkirche am selben Tag zu begehen. In Oberbilk schien das vollkommen naheliegend.

In den frühen 1930er Jahren gab es eine Initiative zur Neuerrichtung des 1925 am Rhein abgebauten „Industriebrunnens“ von *Frédéric Coubillier*. Dieser in Erinnerung an die Gewerbe- und Industrieausstellung von 1902 geschaffene Anlage mit einem Schmied, einem Berg- und einem Eisenhüttenmann war 1913 anlässlich der Eröffnung der Großen Kunstaussstellung vor dem Kunstpalast errichtet worden. Er war „als Huldigung des enormen industriellen und wirtschaftlichen Aufschwungs Düsseldorfs vor dem Ersten Weltkrieg gedacht.“ Der Bildhauer hatte hierfür „das Motiv der mythologisch überhöhten Arbeiter gewählt.“ (Funken 2012). Bei der Suche nach einem geeigneten neuen Standort wurde eine Wiederherstellung des Brunnens auf dem Oberbilker Markt durch die Stadtverwaltung geprüft, der Platz aber für zu klein befunden. 1939 wurde dieser dann auf dem Fürstenplatz in der Friedrichstadt aufgestellt.

Der Stadtteil Oberbilk und der Markt blieben während des Zweiten Weltkriegs nicht von Bombenangriffen verschont. Viele kriegswichtige Rüstungsbetriebe und der Hauptbahnhof machten das Quartier zu einem wichtigen Ziel alliierter Luftangriffe. Aber noch bevor Düsseldorf von den schweren Flächenbombardements erfasst wurde, wurde im Frühjahr 1941 unter der damaligen Grünfläche des Platzes ein Tiefbunker angelegt. Am 13. Oktober 1941 stürzte ein britischer Bomber über dem Oberbilker Markt ab und schlug in den Häuserblock im Bereich Kruppstraße – Oberbilker Markt – Eisenstraße ein. Die Folgen waren nicht nur zerstörte Häuser, sondern auch zahlreiche Tote und Verletzte. Was zu dieser Zeit neben den Helfern auch viele Neugierige anzog, sollte sich wenig später zur prägenden Realität Oberbilks und der gesamten Stadt entwickeln.



Oberbilker Markt nach einem Bombenangriff, November 1943;

Quelle: © StaD 5-8-0-127652.0048

Als die Waffen endlich schwiegen, waren Oberbilk und mit ihm der Oberbilker Markt weitgehend zerstört. Kurz nach Kriegsende wurden die zerstörten und schwer beschädigten Häuser um den Oberbilker Markt abgerissen und machten einfachen Wohngebäuden, Werkstätten, Abstellflächen und einer Tankstelle Platz. Der Wiederaufbau Oberbilks konnte Anfang der 1960er Jahre als abgeschlossen gelten.

In den 1980er Jahren erhielt der Oberbilker Markt durch den Neubau der Zweigstelle der Stadtparkasse an der Westseite ein moderneres Gesicht.

1988 wurde auch der Platz selbst neu gestaltet. In den Folgejahren gingen von der Neubebauung der Industriebrache auf der gegenüberliegenden Seite mit der Planung eines „Internationalen Handelszentrums“ (IHZ), der Errichtung eines neuen Gerichtsgebäudes an der Werdener Straße sowie dem Umbau der Werdener Straße Impulse für eine erneute Umgestaltung des gesamten Platzes aus, die im Jahr 2015 abgeschlossen wurde. „Insgesamt wurden 6.000 qm Oberfläche neugestaltet“ (Landeshauptstadt Düsseldorf 2021).



Oberbilkler Markt mit Esso-Tankstelle kurz vor dem Abriss, um 1980

Quelle: © StaD 5-8-0-034652.0012, Fotograf: Bernd Hack

Viele verpasste Chancen

Es ist davon auszugehen, dass es nicht die letzte Veränderung des Oberbilkler Marktes gewesen sein wird; denn mit der Neugestaltung kam es zu einer vorher nicht bestehenden Zweiteilung des Oberbilkler Marktes. Der Vorplatz vor dem ursprünglich als sowjetisches „Haus der Wirtschaft und Industrie“ (HWI) konzipierten Gebäude wird inzwischen vielmehr als ein „anderer Platz“ empfunden, den es offiziell als Platz gar nicht gibt: In den Medien wird er wegen des dort errichteten Puschkin-Denkmal als „Puschkin-Platz“ bezeichnet. Allerdings würde es keine Bezirksvertretung wagen, den Platz auch offiziell so zu benennen, da die historische Einheit des Oberbilkler Marktes gewahrt bleiben soll.

Bis zur Umgestaltung der Industriebrache zwischen Bahnlinie, Kölner und Werdener Straße im Zuge der Planungen für das IHZ befand sich entlang der Kölner Straße eine den Platz begrenzende Häuserzeile. Diese Gebäude wurden bis zu ihrem Abbruch von diversen Kulturinitiativen genutzt. Darunter war auch das „Café Rosa Mond“, das vielen Menschen noch sehr lebendig als identitätsstiftender Ort der lesbisch-schwulen Community in Erinnerung sein dürfte. Etwas vergleichbar Neues ist nicht mehr entstanden.

In den Augen vieler Bewohner und Bewohnerinnen nicht nur Oberbilks wurde mit der umgesetzten Neugestaltung eine historische Chance verpasst! Statt den neugewonnenen Raum einer städtebaulichen Gesamtgestaltung zuzuführen, die auch die Geschichte des Stadtteils widerspiegelt und zu einer Visitenkarte des multikulturellen Oberbilks hätte werden können, wurde alles „abgeräumt“, was als störend angesehen wurde. Vom Sitzrondell mit schattenspendendem Ahorn-Baum im Hochbeet, das als Hinweis auf die Industriegeschichte wie ein riesiges steinernes Zahnrad gestaltet war, und den historischen Gaslaternen, die zuerst als Industriedenkmal gesamtstädtisch zum größten Teil unter Schutz gestellt wurden, 2023 dann aber doch noch einer rücksichtslosen Sparpolitik zum Opfer fielen, blieb somit nichts mehr übrig. Und auch der symbolträchtige Luftschacht über dem Luftschutzbunker unter dem Platz musste weichen: Es war genau der Schacht, an dem eine Heeresstreife unter dem Kommando des NS-Gauleiters noch kurz vor Kriegsende am 15. April 1945 den 72jährigen jüdischen Oberbilker Moritz Sommer aufgehängt hatte.

Der Abriss des kioskähnlichen Milchbüdchens (das im Milchbüdchen von Jakob Broich einen historischen Vorgänger hatte) und das als typisches Düsseldorf-Büdchen für viele ein wichtiges identitätsstiftendes Element im öffentlichen Raum war, konnte ebenfalls nicht verhindert werden. Die Verantwortlichen in den Büros der Stadtplanung machten vor nichts Halt, was Oberbilk ausmachte und seinen Bewohnern lieb und teuer war. In den Plänen für die Neugestaltung gab es trotz vieler Vorschläge aus der Bürgerschaft und auch aus der Politik nicht einmal Platz für ein Boden-„Denkmal!“, beispielsweise in Gestalt eines Stückes Gleisbett der früheren Eisenbahnlinie mit Steinquadern aus 110 Ländern mit der Inschrift „Willkommen“. Es gab auch keinen Platz für eine große Skulptur, die die Geschichte des Platzes in der Mitte Oberbilks hätte erzählen können. Die beispielsweise an die Entstehung des Viertels erinnert hätte, an den mit großen Hoffnung der Arbeiterbevölkerung errichteten Arbeiter- und Soldatenrat und die Barrikadenkämpfe, an den Flugzeugabsturz im Oktober 1941 und die Bombardierungen während des Kriegs. Lediglich das Mobiliar des Spielplatzes, das die Formen einer Eisenbahn annehmen durfte, lässt erahnen, dass Wünsche der Bürger gehört wurden. Aber das reichte nicht, um Identitätsstiftendes wiederzufinden, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eine Einheit bilden. Es gab für den Umbau des Platzes nicht einmal ein Konzept zur Einbeziehung des großen unterirdischen Luftschutzbunkers. Daraus hätte vielleicht ein neues Zentrum der Subkultur werden können, wie die alte Toilettenanlage am „Adersplätzchen“.

Straßennamen ohne Geschichte

Viele Straßen in Oberbilk tragen Namen, die auf seine Geschichte verweisen, beispielsweise Eifel-, Eisen- und Schmiedestraße. Andere wie die Kölner- oder Mindener Straße erinnern an wichtige Fernstraßen oder wichtige Eisenbahnverbindungen, die durch Oberbilk verliefen. Allerdings weisen insbesondere die neuen Benennungen meist keinerlei Bezug zur Geschichte des Stadtviertels mehr auf. Das gilt für die nach den Partnerstädten Düsseldorfs benannten Straßen und Plätze, wie Warschauer- und Haifastraße oder Moskauer Platz. Das lässt den Eindruck entstehen, als hätte Oberbilk nichts Eigenes mehr, nichts mehr an historisch Bedeutendem zu bieten, oder als schämte sich die Stadt sogar der Geschichte Oberbilks als „rotes“ Arbeiterviertel und bemühte sich, sie vergessen zu machen.

Es liegt nahe, bei neuen Straßenschildern bedeutende Frauen zu würdigen, die in Oberbilk gelebt und gearbeitet haben und zu Unrecht weitgehend in Vergessenheit geraten sind. Vor allem *Maria Wachter*, *Klara Schabrod*, und *Cilly Helten*, die in Oberbilk zu Hause waren und auch auf dem Oberbilker Markt Geschichte für das demokratische Deutschland geschrieben haben, sind in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Auch *Lore Agnes* ist hier zu nennen, die langjährige Reichstags- und Bundestagabgeordnete, die unter anderem auf dem Oberbilker Markt bereits vor dem Ersten Weltkrieg für Frauenrechte eingetreten ist. Auch die vielen Frauen des Widerstands gegen die Nazi-Diktatur haben eine angemessene Würdigung verdient. Zu denken ist auch an die sozial stark engagierte Ehefrau des Unternehmers Poensgen *Clara Poensgen* und deren Tochter *Martha*, die Mitgründerin des Hauspflegevereins für Düsseldorf und Umgebung, sowie während des Ersten Weltkriegs Organisatorin für den Aufenthalt erholungsbedürftiger Kinder in den Niederlanden. Ein „Frauenrechteplatz“ auf dem Gelände der ehemaligen Paketpost wäre ein Pendant zur nahegelegenen Eintrachtstraße.

Der Oberbilker Markt teilt unter den Plätzen in den 50 Düsseldorfer Stadtteilen mit dem Schwanenmarkt die Besonderheit, offiziell nicht „Platz“ genannt zu werden. Beide verbindet zudem, dass sie im Zuge der Trassenführung der „Cöln-Mindener-Eisenbahn-Gesellschaft“ angelegt wurden, ihre Bedeutung als wichtige Märkte später aber auch wieder verloren. Während der Schwanenmarkt in der Carlstadt in seiner Mitte ein Brunnendenkmal in einer gärtnerischen Anlage erhielt und später ein bedeutendes Denkmal für den größten Sohn der Stadt, den Dichter der Liebe und der Revolution, *Heinrich Heine*, warten die Frauen und Männer im „roten Oberbilk“ weiterhin auf die angemessene Anerkennung, auf die Würdigung und den Respekt gegenüber der Geschichte auch dieses Teils der Stadt und ihrer „Arbeiter-Kö“, der Kölner Straße, und ihres zentralen Freiraums, dem scheinbar geschichtslosen, aber tatsächlich sehr geschichtsträchtigen Oberbilker Markt.

Es ist erschreckend, wie wenig selbst Einheimische von ihrer Heimat und deren Geschichte wissen und es zulassen, dass der Name „Oberbilk“ durch Bezeichnungen wie „Maghreb-Viertel“ oder der „Oberbilker Markt“ durch „Puschkin-Platz“ verdrängt wird. Der gestalterisch „geschichtslose“ Platz von heute lässt wenig von seiner bewegten Geschichte erahnen. Es ist deshalb erfreulich, dass inzwischen das Interesse wieder wächst, die Geschichte des eigenen Lebensraums, den Stadtteil Oberbilk, kennenzulernen.

Die Revolution von 1918/19 und das Märchen vom ‚Spartakus-Aufstand‘ in Oberbilk

Dieter Sawalies

November 1918 – der Erste Weltkrieg endete mit der militärischen Niederlage Deutschlands. Der deutsche Kaiser Wilhelm II. dankte ab und floh in die Niederlande. Es breitete sich eine revolutionäre Stimmung im ganzen Reich aus. Die deutschen Fürsten wurden zur Abdankung gezwungen oder leisteten in Anbetracht der Lage ihren Thronverzicht. Die Offiziere wurden von ihren Mannschaften entwaffnet und in vielen Großstädten schloss sich die Mehrheit der Soldaten der Revolution an. Auch in Düsseldorf bemühte sich ein Arbeiter- und Soldatenrat um den Aufbau von Selbstverwaltungsstrukturen und versuchte, die weitgehende Beteiligung der Arbeiterschaft an der politischen Macht in Form einer Räterepublik durchzusetzen. Er strebte eine soziale Demokratie und die Sozialisierung der Wirtschaft an. Als neuer Machtfaktor versprach er – auch in Zusammenarbeit mit der bisherigen Stadtverwaltung –, für Ordnung und Ruhe in der ganzen Stadt zu sorgen, sowie Chaos und Plünderung zu verhindern. Arbeiterstadtteile wie Rath, Flingern und insbesondere Oberbilk bildeten Zentren der revolutionären Bewegung.

Der provisorischen Regierung in Berlin, die zunächst aus Mitgliedern der Mehrheits-SPD und der linkssozialistischen USPD bestanden hatte, dann jedoch von der Mehrheits-SPD gebildet wurde, ging es in dieser Zeit der Auseinandersetzungen zwischen der Machtelite des ehemaligen Kaiserreiches und den Befürwortern einer revolutionären Entwicklung darum, die Stimmung zu beruhigen und die mögliche Weiterentwicklung zu einer sozialistischen Republik zu bekämpfen. „Alle Kräfte, die sich gegen ihre Regierung richteten - ganz gleich ob bewaffnet oder nicht -, galten den ab 28./29. Dezember allein regierenden SPD-Führern als ‚Spartakisten‘“ (Schütrumpf 2018, 7). Das bezog sich auch auf die parlamentarische Vertretung der revolutionären Linken, die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft, im linken Flügel der SPD, in der USPD oder im Spartakusbund. Dabei bildeten die Unabhängigen Sozialdemokraten und insbesondere die Mitglieder des Spartakusbundes nur eine kleine Gruppe. Die USPD war 1917 aus der SPD ausgeschieden bzw. ausgeschlossen worden, weil sie sich weigerte, weitere Kriegskredite für die kaiserliche Armee zu bewilligen. Die Spartakus-Gruppe hatte keinen großen Einfluss auf die Arbeitermassen, auch nicht in den Arbeiter- und Soldatenräten, weder in der Hauptstadt Berlin noch in Düsseldorf und auch nicht in Oberbilk. Aber „in ihrem Propagandakrieg gegen die Radikalen des Linken

Flügels machten die Mehrheitssozialisten und ihre Verbündeten Spartakus für alle Gewalt und Unruhe verantwortlich." (Waldmann 1967, 215)

Bürger und Kameraden!
Haltet Ruhe und Ordnung!

Am 8. November 1918 ist in Düsseldorf ein Arbeiter- und Soldatenrat mit der Polizeiverwaltung zusammengetreten. Er wird im gesamten Stadtgebiet die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung in vollem Umfange aufrechterhalten.

Die Aufsichtspersonen und die Polizeibeamten sind durch eine von der Polizeiverwaltung gestempelte Armbinde kenntlich.

Ihren Weisungen, die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung ergehen, ist unverzüglich Folge zu leisten.

Gegen Übergriffe gegen Leben und Eigentum wird unverzüglich mit der Waffe eingeschritten. Wer plündert und raubt, wird erschossen.

Jeder muss unverzüglich seinen Geschäften nachgehen.

Kein Streik darf den Arbeitsverkehr stören und hindern.

Die Wachtmannschaften haben folgende Instruktionen erhalten:

Inhaber dieses Ausweises hat den Befehl, die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung im ganzen Stadtgebiet zu wahren. Seinen zweckentsprechenden Anordnungen ist unverzüglich Folge zu leisten! Wer plündert und raubt oder das Leben seiner Mitmenschen missachtet, hat sein Leben verwirkt.

Die Polizeiverwaltung Der Oberbürgermeister In Vertretung: gez. Dr. Lehr.	Der Arbeiter- und Soldatenrat gez. Kindgen, gez. Korte, gez. Fielbig, Obmänner.
---	--

Gemeinsamer Aufruf des Düsseldorfer Arbeiter- und Soldatenrates und der Polizeiverwaltung der Stadt zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung vom 8.11. 1918; Quelle © StaD 5-4-0-969.000

Für die Bekämpfung der revolutionären Kräfte auf den Straßen setzte die provisorische Regierung Verbände der Wehrmacht und sogenannter Freikorps ein, die nach dem verlorenen Krieg die bewaffneten Auseinandersetzungen nicht nur an den Grenzen im Osten, sondern auch im Inneren weiterführten. Jegliche „Bolschewisierung“ sollte bekämpft werden. Es kam zu gewaltsamen Zusammenstößen mit Opfern auf beiden Seiten. Insbesondere einige der Freikorps übten dabei brutale Gewalt aus.

Die Arbeiter- und Soldatenräte taten sich in Düsseldorf schwer, die Bevölkerung, insbesondere in den bürgerlichen Quartieren, für ihre Ziele zu gewinnen. Die bürgerlichen Schichten lehnten die neue politische Gewalt, die Mühe hatte, die versprochene Ordnung und vor allem eine nachhaltige Verbesserung der Versorgungslage mit Lebensmitteln zu erreichen, grundsätzlich ab. Kriminelle nutzten die Situation aus, um Raub und Diebstahl zu begehen, was die Lage weiter verschärfte.

Im Januar 1919 spitzte sich die Situation in Düsseldorf zu. In der Kernstadt kam es zum Widerstand gegen die Vorherrschaft der revolutionären Arbeiter, die die Zeitungsredaktionen, die Stadtverwaltung, sowie das Telegraphen- und Fernsprechamt besetzt hatten und auch die gesamte Strom- und Gasversorgung, den Eisenbahnverkehr und den Hauptbahnhof kontrollierten. Nachdem man auch Stadtverordnete und einflussreiche Industrielle verhaftete, floh der Oberbürgermeister *Dr. Oehler*, gemeinsam mit Polizeidezernent *Lehr* und Regierungspräsident *Kruse* ins von Belgiern besetzte linksrheinische Oberkassel, um sich einer Verhaftung zu entziehen. Am Freitagnachmittag, dem 10.1.1919, formierte sich ein großer Demonstrationzug gegen die Herrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte. Am Hauptbahnhof kam es zu einer Schießerei. Insgesamt 13 Tote und 28 Schwerverletzte waren zu beklagen. In der Chronik der Stadt Düsseldorf zum 10. Januar 1919 steht: „Demonstrationszüge der demokratischen und mehrheitssozialistischen Partei. Blutige Zusammenstöße am Hauptbahnhof, in der Bismarckstraße, am Hindenburgwall (13 Tote)“. Man gab dem Arbeiter- und Soldatenrat die Schuld; zweifelsfrei aufgeklärt wurde der Vorfall nicht.

Der Düsseldorfer Arbeiter- und Soldatenrat ernannte am 10. Januar 1919 mit *Karl Schmidtchen* (1858-1923, deutscher Bergmann, Konsumgenossenschaftler und Mitglied des ersten Vorstandes des 1903 gegründeten Zentralverbandes deutscher Konsumvereine) als einen der Ihren an Stelle des geflüchteten *Dr. Oehler* zum Oberbürgermeister von Düsseldorf. Es kam zu



Karl Schmidtchen 1903
Quelle: © Kaufmann 1928

weiteren Protesten, Streiks und Demonstrationen gegen die selbst ernannte Stadtregierung. Am 11. Januar weigerten sich die Beamten der Stadtverwaltung unter den Revolutionären zu arbeiten. Es kam zu Verhandlungen und einer gütlichen Einigung. Zugleich fanden in diesen Monaten auch Wahlen zur verfassungsgebenden Nationalversammlung, zur preußischen Landesversammlung und zur Düsseldorfer Stadtverordnetenversammlung statt.

Die Ergebnisse dieser Wahlen dokumentierten die politische Spaltung der Stadt. In der Kernstadt errang die katholische Zentrumspartei die Mehrheit, östlich des Bahndamms die USPD – bei den Wahlen zum Reichstag erhielt, was bemerkenswert ist, eine Frau, *Lore Agnes*, das Mandat.

Während in Berlin-Friedrichsfelde am 25.1.1919 die 35 in gewaltsamen Auseinandersetzungen gefallenen oder ermordeten Revolutionäre, unter ihnen die führenden Köpfe der neugegründeten KPD *Rosa Luxemburg* und *Karl Liebknecht*, zu Grabe getragen wurden, war Oberbilk noch in den Händen des Arbeiter- und Soldatenrats. Am 28. Februar marschierte das berüchtigte Freikorps „Lichtschlag“, wegen seiner Brutalität auch „Freikorps Totschlag“ genannt, mit etwa 2.500 Mann in Düsseldorf ein und besetzte die Kernstadt. Der Arbeiter- und Soldatenrat und seine Unterstützer verschanzten sich in Oberbilk; der Bahndamm bildete eine von beiden Seiten bewachte Demarkationslinie. Am Oberbilker Markt und angrenzenden Straßen wurden Barrikaden errichtet, um sich gegen Angriffe des waffentechnisch gutausgerüsteten Gegners zu verteidigen. Am 12. April 1919 drangen die Soldaten des Freikorps, in einigen Archiven werden sie fälschlicherweise immer noch als „Regierungstruppen“ bezeichnet, unterstützt durch Artillerie- und Granatfeuer in Oberbilk ein und gingen gegen die am Oberbilker Markt errichteten Barrikaden vor, die erbittert verteidigt wurden. Auch die Altstadt, wo sich revolutionäre Arbeiter aufhielten, wurde geräumt. Am 13. April brach der Widerstand zusammen.

Wohnhäuser wurden durch Granaten zerstört, es kam zu Verhaftungen, zahlreiche Arbeiter wurden erschossen, ob Kämpfer oder nicht. Insgesamt verloren an diesen Tagen 39 Revolutionäre und zehn Freikorps-Mitglieder ihr Leben. Die *New York Times* berichtete über die Niederschlagung des Aufstandes: „Scharfe Kämpfe in deutschen Städten“ und über Düsseldorf: „Am Samstagabend und Sonntagmorgen griffen Regierungstruppen die im Stadtteil Oberbilk im Südosten der Stadt verschanzten Spartakisten an und warfen sie nach heftigem Artillerie- und Minenwerferbeschuss zurück. Der Großteil der Spartakisten floh in Richtung Eller und die Truppen stoßen nicht mehr auf ernsthaften Widerstand.“ Noch heute kann man die Spuren dieser Kämpfe, beispielsweise an der Bahnunterführung der Kölner Straße erkennen. Das St. Josef-Monument des Bildhauers *Bert Gerresheim* zeigt auf einer der umlaufenden Relieftafeln den Kampf der Oberbilker Arbeiter

gegen Freikorpsoldaten, darüber der Schriftzug „Spartakus“. Das Relief wurde von *Wolfgang Funken* (2012, 975) in seinen Textbeiträgen über Kunst im öffentlichen Raum als „Der blutige Weg in die Weimar Republik“ überschrieben. Auf dem Nordfriedhof, auf Feld 72, wurde im Jahr 1921 ein dreiteiliger Gedenkstein des Bildhauers *Hubert Netzer* aufgestellt, auf dessen Giebelstein ein Relief mit dem Symbol einer aufgehenden Sonne dargestellt ist, auf dem Mittelstein eine Inschrift „Dem Andenken der Opfer des 10. Januar 1919, errichtet von der Stadt Düsseldorf“. Der Basisstein zeigt das Relief einer altgriechischen Sphinx, der Dämonin der Zerstörung und des Unheils. Dieser Gedenkstein ist (historisch nicht korrekt) als „Spartakus-Denkmal“ bekannt. In der Liste von Kunstwerken im öffentlichen Raum wird er mit dem Hinweis „Spartakusaufstand“ bezeichnet.

Die Bezeichnung „Spartakusaufstand“ wird den Ereignissen zu Beginn des Jahres 1919 weder in Berlin noch in Oberbilk gerecht. Die Zuspitzung der Lage in Oberbilk ist im Zusammenhang der politischen Entwicklung in Berlin zu sehen: Im Januar 1919 hatten bewaffnete Demonstranten das Berliner Zeitungsviertel



Barrikade der „Spartakisten“ an der Ellerstraße/Ecke Kruppstraße.
Das Haus im Hintergrund rechts ist Kruppstraße 28
Quelle: © StaD 5-8-0-103100.0015

mit dem Ziel besetzt, die Revolution fortzusetzen (sog. Januaraufstand). Für die Mehrheitssozialdemokraten war die politische Richtschnur aber Evolution, nicht Revolution (Schütrumpf 2018, 19). Auf Anordnung der sozialdemokratisch geführten Reichsregierung stürmten in Berlin schließlich Freikorpseinheiten gewaltsam das Zeitungsviertel. Es gab viele Tote und Verletzte. Die Schuld wurde pauschal dem Spartakusbund zugeschrieben. „Spartakus“ wurde zu einem bequemen Feindbild, das allgemein in der Gesellschaft, so auch in Düsseldorf, tief verankert war und auch in Teilen der Geschichtsschreibung lange gepflegt wurde. Den historischen Tatsachen entsprach es allerdings nicht. Nach Einschätzung des Historikers *Reinhard Rürup* war der Spartakusbund weder Initiator noch Träger des Aufstands: „Man muss vielleicht deutlich sagen, dass der Januaraufstand kein Spartakusaufstand war, weil das ein verbreitetes Missverständnis noch heute ist, die meisten Leute sprechen vom Spartakusaufstand, es war eine spontane Massenerhebung, die weitgehend führerlos war.“ (Rürup 1975, 8). Die Rede vom „Spartakusaufstand“ ist eine Legende, „...ein deutsches Wintermärchen“, wie der Historiker *Jörn Schütrumpf* zu Recht feststellt (Schütrumpf 2018, 13). Das gilt auch für Düsseldorf und vor allem für den Stadtteil Oberbilk, wo sich im April 1919 die Anhänger der rätedemokratischen Bewegung gegen das vorrückende Freikorps Lichtschlag verteidigt hatten.

Der Oberbilker Markt-Bunker

Dieter Sawalies

Wenn man auf dem Oberbilker Markt vom grünen Platzteil, der „Bauminsel“, auf die zentrale Platzfläche geht, sieht man einen neu gestalteten Teil mit einem durchgängigen anthrazitfarbenen Pflasterteppich. Er sollte, aus Planersicht, einen ruhigen Hintergrund für den heterogenen Stadtraum bilden. Diese „ruhige“ Oberfläche aber trägt. Denn darunter befindet sich ein ca. 53 m langer und 28 m breiter Bunker mit einer Grundfläche von ca. 1.500 qm. Der Bunker ist heute, wie alle Tiefbunker in Düsseldorf, für die Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich.

Dass Düsseldorf im Zweiten Weltkrieg ein Ziel alliierter Luftangriffe werden würde, war bald nach Kriegsbeginn abzusehen. Daher hatte die Stadt frühzeitig mit dem Bau von Luftschutzeinrichtungen begonnen. Häuser erhielten spezielle Kellerräume; Durchbrüche von Keller zu Keller sollten nach einer Bombardierung Fluchtmöglichkeiten zum Nachbarhaus bieten. Hinzu kamen Luftschutzanlagen wie Hoch- und Tiefbunker, Kleinbunker, Luftschutzstollen und Deckungsgräben. Im Rahmen des Luftschutz-Führerprogramms sollten in Düsseldorf 41 Bunker gebaut werden. Bis 1943 wurden 26 Großbunker und 119 Kleinbunker fertiggestellt. 1942 hätten von den insgesamt 533.000 Einwohnern in Düsseldorf (ohne Militärangehörige) 397.000 Menschen (74,5 %) in Tiefbunkern wie zum Beispiel am Bahnhofsvorplatz (1.500 Personen), am Clemens- und Moltkeplatz (je 3.500), am Carlsplatz (5000) und am Oberbilker Markt (434) Schutz finden können (Lesaar 2018, 15 f.).

Laut Baubeschreibung des Architekten und Bausachverständigen *C. Leverentz* vom 16.9.1941 waren für die Erstellung des Bunkers am Oberbilker Markt ca. 3.000 m³ armierter Beton erforderlich. Das Bauwerk bot bei Tage 434 Personen sitzend und stehend Platz, bei Nacht liegend 332. Der Bunker hatte 14 Räume als Kabinen mit Sitzen und Liegemöglichkeiten, zwei Räume mit Bänken und Tischen und einen Raum für Mütter mit Kleinkindern. Außerdem gab es eine Küche, zwei Toilettenräume mit Vorräumen, in denen sich Waschelegenheiten befanden, ferner einen ambulanten Behandlungsraum sowie weitere vier Räume mit technischen Anlagen (Lewerentz 1941).

Die Baugrube wurde im Frühjahr 1941 im Gabelpunkt der Krupp-, Eisen- und Werdenerstraße von französischen Kriegsgefangenen ausgehoben. Dort hatte sich vorher eine Grünfläche mit einer öffentlichen Toilette sowie eine unterirdische Transformatorenstation befunden. Die Tiefe der Baugrube war ca. 6 m tief. Weil der Grundwasserstand hier tiefer lag, hatte man von einer Wanne für das Bauwerk abgesehen und als Baugrund nur eine Kiesschicht von 15 cm Stärke geschaffen.

Die Außenwände wurden 180 cm dick. „Das Bauwerk erhielt eine gegen eindringende Feuchtigkeit sichernde äußere Isolierung, sowohl für die Wände als auch für die Decke und Sohle.“ (Lewerentz 1941). Die Fußböden waren mit Steinplatten belegt, die Türen splittersicher ausgeführt. Die Warmwasseraufbereitung erfolgte durch einen Elektroboiler. Der Bunker war an das städtische Wasser- und Abwassernetz angeschlossen. Die Kommunikation mit der Außenwelt ermöglichte eine Telefonanlage, die Verständigung im Innern war durch eine Lautsprechereinrichtung sichergestellt.



Blick in die Baugrube an der Ecke zur Kruppstraße, 28.01.1941,

Quelle: © StaD 1231 16 0002

Während der zahlreichen Bombenangriffe auf Oberbilk hat der Bunker vielen Menschen Schutz geboten. Auch nach dem Krieg war er von außerordentlichem Nutzen. Im kriegszerstörten Oberbilk diente er ausgebombten Menschen als Notwohnung. In den späteren 1950er Jahren wurde der Bunker am Oberbilk Markt, wie alle städtischen Bunker in Düsseldorf, nur noch als Lager genutzt. Heute sind die Bunker überbaut oder verschlossen. Die Öffentlichkeit hat keinen Einblick mehr in die derzeitigen Zustände unter der Oberfläche. Das letzte ober-

irdisch sichtbare Zeugnis des Oberbilker Markt-Bunkers, ein Lüftungsschacht, wurde leider 2007 im Rahmen der Neugestaltung des Platzes und trotz Widerstandes aus der Stadtgesellschaft abgerissen. Das von Bert Gerresheim geschaffene St.-Josef-Monument vor der katholischen Pfarrkirche St. Josef zeigt diesen Lüftungsschacht auf einem der umlaufenden Reliefs, denn er war auch ein Symbol für den NS-Terror kurz vor Ende des Krieges: An diesem Lüftungsschacht wurde in den letzten Kriegstagen der jüdische Oberbilker *Moritz Sommer* von einer NS-Heeresstreife zur Abschreckung weit herum sichtbar aufgehängt.

Es gibt nur wenige Berichte von Zeitzeugen über das Leben in diesem Bunker. Unter der Überschrift „Erinnerungen an ‚die kleine Insel inmitten der Ruinen‘“ berichtete die Westdeutsche Zeitung (WZ) am 16. März 2007 anlässlich des Abrisses des oberirdischen Lüftungsschachtes über die Familie *Bruck*, die im Bunker gewohnt hatte (Kocur/Alsleben 2007). „Oberbilkermarktbunker“ habe die damals zweijährige Tochter *Ute* der Familie *Bruck* schon im Jahr 1947 auswendig sagen können, weil es ihre Adresse gewesen sei. Dort hat sie mit ihren Eltern und ihrem Bruder *Rainer* von 1946 bis 1948 gewohnt. Frau *Bruck*: „Wir waren froh, dass wir beide Kammern hatten. Damals gab es ja keine Wohnungen. Die Zeit war sehr angenehm und wir fühlten uns wohl.“ Es sei die erste gemeinsame Wohnung für sie und ihren Ehemann gewesen. Die bescheidenen kalten Kammern habe sie so gut es ging hergerichtet. Eine Stehlampe mit selbst bemaltem Lampenschirm sorgte für Gemütlichkeit und das nötige Licht, ein kleiner Teppich brachte etwas Wärme in den kalten Raum. Ein kleiner Beistelltisch und Stühle komplettierten das etwa drei mal drei Meter große ‚Wohnzimmer‘ der Familie.“

Ute Pannes (geb. 1945), die Tochter dieser Familie, sie selbst ist noch als Stadtführerin aktiv, ergänzt: „Hier passte außer dem Bett und einer Kommode auch nicht mehr viel hinein.“ Ihre Mutter, Frau *Bruck*, hat im Winter 1948 in einer nahegelegenen Klinik ihren Sohn *Rainer* geboren, der unter den kalten Umständen im Bunker am meisten gelitten hat: „Das fehlende Licht tat ihm nicht gut. Er war ganz weiß, und kalt war ihm auch häufig“. Es sei sehr beengt dort unten gewesen, aber man habe sich an alles gewöhnt. Während sie sich um den neugeborenen Sohn gekümmert habe, hat die Tochter *Ute* am liebsten oben auf dem Oberbilker Markt gespielt, „als kleine Insel inmitten der Ruinen“. Ende 1948 ist die Familie aus dem Bunker an die Scheurenstraße gezogen, wo sie in einem ausgebrannten, aber wieder hergerichteten Haus eine neue Bleibe fand.



Vereinigte Kesselwerke (VKW) an der Werdender Straße (ca. 1975)
Der Schornstein mit ringförmigem Wasserkessel war bis zur Werksschließung 1991
ein Wahrzeichen Oberbilks und eine sichtbare Erinnerung an die
industrielle Vergangenheit des Stadtteils. *Quelle: Stad*

Frau Pannes im Gespräch mit *Dieter Sawalies*

*

Frau Pannes, was ist Ihnen persönlich und aus den Erzählungen ihrer Mutter aus der Bunker-Zeit noch in Erinnerung ?

Ute Pannes: „Ich erinnere mich, dass ich mit anderen Kindern die Treppe rauf, auf den großen freien Platz, gehen durfte. Da gab es keine Hauswände, jedenfalls nicht in erreichbarer Nähe. Alles rundum war eine Trümmerlandschaft. Ich habe mich da auf den Bauch gelegt und hab gemalt und gekritzelt. Ich war sehr pingelig. Wenn ich schmutzige Finger hatte, da bin ich dann wieder runter. Der Eingang war leicht zu finden, weil ein Geländer um das Loch im Boden war, wo eine Steintreppe in die Dunkelheit führte. Ansonsten gab es auf dem Platz nach dem Kriege ja eigentlich gar nichts. Das war zu der Zeit im Grunde normal; als Kind kannte man nichts anderes. Fasziniert hat mich immer der Schornstein der Vereinigten Kessel-

werke, weil der für mich einen ‚Balkon‘ hatte.

Ansonsten weiß ich natürlich viel aus den Erzählungen meiner Mutter. Es wohnten da unten mehrere Familien; sonst hätte ich ja nicht mit anderen Kindern hochgehen können. Meine Mutter meinte, es hätten dort so fünf oder sechs Familien in dem verzweigten System von dunklen Gängen und Kammern gewohnt, nicht alle mit Kindern, sondern auch Einzelpersonen. Es handelte sich um Leute, die keine Wohnung finden konnten, weil ja alles hier zerstört war. Ich kann mich an einen Vorraum erinnern, wenn man da runterging. Da unten war es immer duster. Die Toilettenanlagen und Duschen waren ganz weit im Inneren. Von dem Vorraum gingen Flure ab zu den Kammertüren der Bewohner. In dem Vorraum muss es auch Waschbecken gegeben haben. Ich habe keine Angst gehabt, weil es ja mein Zuhause war. Unsere Kammern hat meine Mutter dann gemütlich gemacht; die konnte das sonst nicht aushalten.“

Bedauern Sie, dass von diesem Bunker heute nichts mehr zu sehen ist?

Ute Pannes: „Ich kann nicht verstehen, dass man nicht wenigstens den Lüftungsschacht erhalten hat. Mich hat der Lüftungsschacht nicht gestört. Ich hätte es gut gefunden, wenn er als Erinnerung geblieben wäre. Leider sind die letzten sichtbaren Spuren an den geschichtsträchtigen Ort jetzt für immer verschwunden“, bedauerte Ute Pannes zum Schluss des Gespräches.

*

Hätte man nicht zumindest auf der Marktfläche mit zwei beschrifteten Bodenplatten über den früheren Zugängen auf den Bunker hinweisen und so eine kleine Erinnerungsspur legen können? Vielleicht ist das ja eine Anregung für die nächste Platzumgestaltung.

Der Bomber-Absturz auf dem Oberbilker Markt am 13. Oktober 1941

Dieter Sawalies

Bereits 15 Monate vor der berüchtigten Goebbels-Rede im Berliner Sportpalast hatte Düsseldorf einen bitteren Vorgeschmack davon bekommen, was ein „Totaler Krieg“ bedeuten könnte. Am 13. Oktober 1941 stürzte über dem Oberbilker Markt ein britischer Bomber ab und brachte Tod und Verderben über den Stadtteil.

Der Düsseldorfer Bildhauer *Bert Gerresheim* hat das Geschehen auf einem der umlaufenden Reliefs des von ihm geschaffenen St. Josef-Monuments vor der Josefs-Kirche dargestellt. Er hat den Bombenkrieg selbst miterlebt. Das Haus, in dem die Familie wohnte, hatte einen Bombentreffer erhalten und war über ihm und seiner Mutter sowie weiteren Hausbewohnern, die sich im Keller aufhielten, zusammengefallen. Allerdings hatten sie Glück. Nach dem ersten Entsetzen, verbunden mit der Angst, keine Luft mehr zu bekommen, hatte man durch Rettungswege in Nachbarkeller kriechen und ein paar Häuser weiter ins Freie gelangen können. Später hatte er dann noch mehrfach mit ansehen müssen, dass, wenn er nachts den Keller oder Bunker verließ, ganze Straßenzüge in Flammen standen und anschließend nur rauchende Trümmer blieben (Gerresheim 2019). Das genannte Relief veranschaulicht anschaulich die Folgen des Bomber-Absturzes und der späteren Bombenangriffe, unter denen der industrialisierte Stadtteil Oberbilk besonders zu leiden hatte. Über den Trümmern hängt bedeutungsschwer die Hakenkreuzfahne.

Was war am 13. Oktober 1941 geschehen? Die gleichgeschaltete Presse versuchte die Katastrophe möglichst klein zu halten. Es war schon schlimm genug, dass entgegen der großsprecherischen Zusage des Reichsluftfahrtministers Göring es feindliche Flugzeuge geschafft hatten, bis nach Düsseldorf zu gelangen. Die Zeitungen waren von Beginn an darauf aus, die Zahl der Toten geheim zu halten und jede negative Nachricht zu unterdrücken. Im Mittelpunkt der Berichterstattung stand die übermenschliche Leistung der Hilfstrupps von Feuerwehr und Rotem Kreuz „mit schweren Bergungsgerät und Förderband“, insgesamt 300 Personen, und das totale Funktionieren der Parteigliederungen im Notfall. Und natürlich war es die „außergewöhnliche Leistung der Flugabwehr“, diesen Bomber abgeschossen zu haben.

Fakt ist: In den frühen Morgenstunden des 13. Oktober 1941, um 0:30 Uhr, stürzte auf dem Oberbilker Markt ein britischer Bomber auf einige Mehrfamilien-Wohnhäuser der Kruppstraße an der Ecke zum Oberbilker Markt. Mehrere Wohnblöcke wurden total zerstört, nur sechs Personen konnten lebend geborgen werden.



Häuserzeile am Oberbilker Markt, Blick in die Kruppstraße; *Quelle: © StaD 5-8-0-034652.0015*



Häuserzeile an der Kruppstraße nach dem Absturz des Bombers 1941;
Quelle: © StaD 5-8-0-127-652-007

Bei diesem Absturz starben der Pilot und 63 Bewohner aus verschiedenen Familien. Nur durch einen Bericht, der nach dem Krieg in der Rheinischen Post erschienen ist, konnte die Zahl der Toten ermittelt werden. Die Chronik von St. Josef spricht sogar von 67 umgekommenen Bewohnern. Im Stadtarchiv konnten die Namen von 49 Toten in insgesamt 19 Todesanzeigen, die in den Düsseldorfer Nachrichten, in Der Mittag und in der Rheinischen Landeszeitung geschaltet worden waren, nachgewiesen werden. Auffällig war, dass alle Todesanzeigen für die Opfer des Absturzes den fast gleichen Text hatten: „Durch ein überaus tragisches Geschick wurde uns in der Nacht zum 13. Oktober mein... genommen ...“ Oder: „Nach Gottes Willen wurde uns durch ein tragisches Geschick ..., wohl vorbereitet durch einen christlichen Lebenswandel, ... genommen.“

Nach Recherchen verschiedener Autoren über die Bombenangriffe auf Düsseldorf galten die Angriffe der alliierten Luftstreitkräfte in den Jahren 1940 und 1941 noch nicht den Wohngebieten, wie in der Presse unter der Überschrift „Terrorangriffe“ behauptet wurde. Über den ersten Großangriff auf Wohngebiete in der Nacht zum 1. August 1942 berichtet ausführlich *Marcel Lesaar* in seinem Buch „Luftangriff auf Düsseldorf und Neuß“ (2018). Bis zum größten Inferno und der weitgehenden Zerstörung Düsseldorfs hatten die zahlreichen Angriffe ausschließlich strategisch wichtige industrielle und militärische Einrichtungen der Stadt als Ziel. Düsseldorf war ein wichtiger wirtschaftlicher Standort, insbesondere der Eisen- und Stahl- sowie der Rüstungsindustrie; außerdem galt die Stadt als „Schreibtisch des Ruhrgebietes“. Die wichtigsten Ziele erhielten im englischen Bomber's Baedeker des Ministry of Economic Warfare (Ministerium für wirtschaftliche Kriegsführung), die Priorität 1+. Das waren in Düsseldorf die Rheinmetall Borsig AG in Derendorf und die Maschinenfabrik Schiess AG in Oberbilk. Die Priorität 1 hatten die Phoenix-Werke der Vereinigte Stahlwerke AG in Oberbilk zwischen Werdener und Kölner Straße und in Lierenfeld (ehem. Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke der Familien Poensgen). (Lesaar 2018).

Das waren, so wird vermutet, auch die Ziele in jener Nacht des Bomberabsturzes auf dem Oberbilker Markt. Nach dem Abwurf der Bomben auf Lierenfeld habe sich das Flugzeug bereits wieder auf dem Weg zurück nach England befunden, der nach Westen direkt über Oberbilk führte. Die Absturzursache sei ein technischer Defekt oder ein Treffer der Flugabwehr gewesen. Die von *Lesaar* dokumentierten Flugrouten der für die Bombardierungen eingesetzten britischen Staffeln zeigen die Hinflüge und Rückflüge. Aus denen kann man schließen, dass sich der abgestürzte Bomber tatsächlich nach dem Angriff auf Lierenfeld auf dem Rückflug über Oberbilk befunden haben kann (Lesaar 2018, 53). Der Pilot hatte also demnach nicht das Wohngebiet Oberbilk im Visier, sondern könnte versucht

haben, auf der breiten Straße noch zu landen, was offensichtlich misslang. Er stürzte in das Eckgebäude, mit verheerenden Zerstörungen bei insgesamt sechs Gründerzeithäuser. In Anbetracht der großen Schäden ist es nicht auszuschließen, dass das Flugzeug noch die gesamte Bombenlast an Bord hatte.

Den Absturz hatten viele Menschen in der Nacht sogar direkt beobachtet. Nachdem die Rheinische Post 1979 über die Suche nach Augenzeugen des Bomberabsturzes berichtet hatte, schrieb der zur Zeit des Bomberabsturzes jugendliche Augenzeuge *Leonard Pützer* in einem Leserbrief: „Ich war damals 16 Jahre alt und gehörte der Feuerwehr-HJ auf der Behrensstraße an. Zum Zeitpunkt des Flugzeugabsturzes befand ich mich auf der Kölner Straße. Ich hatte vorher schon beobachtet, dass das Flugzeug brannte und im Tiefflug über Lierenfeld flog. Die leichte Flak beschoss das Flugzeug noch und ich dachte, die Maschine stürzt jeden Moment ab. Als einer der ersten war ich an der Unglücksstelle. Meines Wissens war zu der Zeit des Absturzes kein Fliegeralarm mehr. Ich begann sofort mit den Rettungsarbeiten mit nackten Händen. Alle Leute, die ich bergen konnte, waren im Nachtzeug. Inzwischen waren Helfer und die Feuerwehr eingetroffen. Wir packten die Opfer auf Türrahmen und brachten sie zum Josefskrankenhaus an der Kruppstraße. Es waren damals für mich furchtbare Ereignisse. Als erstes konnte ich eine ältere Frau bergen, von ihr kam nur eine Hand aus dem Trümmerberg raus, aber sie lebte noch. Eine andere Frau war der Arm eingeklemmt und ich konnte sie nur mit großer Mühe bergen. An der Ecke der Kruppstraße war eine Bäckerei und dort hatte der Koks im Keller angefangen zu brennen. Hier löschten wir mit mehreren Rohren der Feuerwehr. Es trifft auch zu, dass es sich bei dem Flugzeug um eine zweimotorige Maschine gehandelt hat. Von der Besatzung hatte ich nur einen Fallschirm mit Menschenresten gesehen. Der Arm eines Piloten lag im Rinnstein. Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, weil ich diesen Tag so schnell nicht vergessen kann.“ (Wir verdanken den Hinweis auf den Leserbrief *Hannelore Pützer*, Tochter des Briefschreibers).

In derselben Ausgabe der Rheinischen Post (4. August 1979) wurden weitere Leserbriefe abgedruckt, die sich auch auf die Frage bezogen, ob es ein zwei- oder viermotoriger Bomber war. „Wahrscheinlich handelte es sich um einen zweimotorigen Wellington-Bomber“, schrieb ein Leser, der sich auf das Buch „Die Weltkrieg-II-Flugzeuge“ und deren Abbildungen bezog (Munson 1973). *Lesaar* berichtet davon, dass die Wellington-Bomber des Herstellers Vickers „zu den mittelschweren zweimotorigen Bombern der Royal Air Force (gehörten), die ihn für die unterschiedlichsten Zwecke nutzte“. „Die robuste Struktur machte die Maschine besonders widerstandsfähig, so dass sie auch mit schweren Beschädigungen noch fliegen konnte und vielen Crews den Rückflug nach einem Einsatz ermöglichte.“

Auch Handley-Page-Flugzeuge seien für die Flächenbombardements auf Wohngebiete eingesetzt worden. (Lesaar 2018, 35).

Stimmen aus weiteren Leserbriefen: „Unter den Opfern war ein Lehrling meines Mannes, etwa 16 Jahre alt. Soviel ich weiß, waren sieben Familienmitglieder einer Familie Theißen ebenfalls Opfer. Das Flugzeug war ein zweimotoriges“ (Else Nadler). „Ich stand zufällig am Fenster in der Nacht am 13. Oktober 1941, als das Flugzeug, es war einwandfrei ein viermotoriges Flugzeug, über unserem Haus ganz niedrig flog. Mehrere Vierlingsgeschütze beschossen dieses Flugzeug ununterbrochen, was meines Erachtens nicht richtig war. Bestimmt wollte die Besatzung auf der Kruppstraße notlanden. Ich wohnte damals mit meinen Eltern und Geschwistern An der Dicklack 17, auf dem Gelände des Fuhramts Höherweg.“ (Günther Komische).

In einem Bericht von *Hermann-Josef Schmitz*, früherer Pfarrer der St.-Josefs-Gemeinde, wird Pfarrer *Johannes Lefarth* aus der Chronik über den Bomberabsturz vom 13. Oktober 1941 zitiert: „...es mag etwa die 260. Alarmnacht gewesen sein, fiel ein mit Bomben beladenes englisches Flugzeug auf die Ecke der Krupp- und Kölner Straße. 67 Tote, darunter 47 Katholiken, waren zu beklagen. Die Häuser Kruppstraße 3 und 1, Kölner Straße 235 und 233 verschwanden völlig, von Kruppstraße 5 blieb nur ein Teil stehen, die Reste von Kruppstraße 3 waren stundenlang ein brennender Sarg... Von den Geistlichen waren sofort 2 an der Unglücksstelle tätig, die beiden anderen wurden nicht mehr durch die Absperungen gelassen. Unter den Toten unserer Pfarre war eine Mutter mit dem einzigen Kind, eine andere Mutter mit allen 4 Kindern, ein Vater mit 5 Kindern.“ In der Chronik heißt es weiter: „Pastor Lefarth war an der Unglücksstelle und ließ sich weder von der Polizei noch von den Hilfstrupps beim Versuch abweisen, an die Menschen unter den Trümmern heranzukommen. Es gelang ihm tatsächlich, mit den ihm gut bekannten verschütteten Kindern der Familie Gies Kontakt aufzunehmen und zu sprechen. Die Kinder konnten ihm sogar noch die Lage ihrer Verschüttung erklären; tief bewegt betete er zusammen mit ihnen. Am nächsten Tag konnten sie nur noch tot geborgen werden.“ (Schmitz 1990, 88).

Keine dieser Zeitzeugen hätte sich damals vorstellen können, was der im Berliner Sportpalast frenetisch bejubelte „Totale Krieg“ für sie und den Stadtteil Oberbilk noch bringen würde. Als lange eineinhalb Jahre später amerikanische Panzer auf den Oberbilk Markt rollten und dem NS-Terrorregime für Düsseldorf ein Ende bereiteten, war der Stadtteil Oberbilk weitgehend zerstört. Der Bomberabsturz von 1941 lässt sich vor diesem Hintergrund als ein „Menetekel“ verstehen, als das sprichwörtliche ‚Zeichen an der Wand‘, das drohendes, weit größeres Unglück ankündigt.

Moritz Sommer

Helmut Schneider

Während der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland waren Menschen jüdischer Abstammung verstärkt Diskriminierung und Benachteiligung ausgesetzt, später drohte ihnen auch die Deportation und schließlich die Ermordung. Dieser Gefahr war auch der Jude *Moritz Sommer*, ein in Oberbilk lebender Klempner und Installateur, ausgesetzt. Er konnte sich mit Hilfe und Unterstützung von Freunden und Nachbarn bis kurz vor Kriegsende im Stadtteil verstecken und blieb so von Verhaftung und Deportation in ein Konzentrationslager verschont.¹⁶ Am 14. April 1945 fiel der 72jährige *Moritz Sommer* dann aber doch einer NS-Heeresstreife unter Führung des Hauptmanns *August Kaiser* in die Hände. Heeresstreifen standen zunächst unter dem Kommando der Wehrmacht, in Düsseldorf wurden sie Anfang April 1945 direkt dem NSDAP-Gauleiter unterstellt. Sie sollten Deserteure aufspüren und Standgerichten übergeben, die meist Todesurteile verhängten und sofort vollstrecken ließen. Mit solchen Terrormaßnahmen versuchte das NS-Regime, noch die letzten Reserven zu mobilisieren, um die längst besiegelte Kriegsniederlage doch noch abzuwenden.

Bis 1942 hatte *Moritz Sommer* in einer Dachwohnung in der Linienstraße 19 gelebt. Vor dem Haus ist heute ein Stolperstein zur Erinnerung an ihn im Pflaster eingelassen. *Heinrich Rondi*, der Hauseigentümer und Inhaber der Gastwirtschaft im Erdgeschoss, war mit *Moritz Sommer* befreundet. „Rondi war in jüngeren Jahren Welt- und Europameister sowie Olympiasieger im Ringen, Gewichtheben und Tauziehen. Als während des Novemberpogroms 1938 SA-Leute Sommers Wohnung stürmen wollten, stellte sich ihnen Heinrich Rondi in den Weg. Der SA-Trupp war daraufhin so eingeschüchtert, dass er unverrichteter Dinge wieder abzog.“ (Jakobs o.J.). Auch später wurde *Moritz Sommer* von Freunden und Nachbarn unterstützt und immer wieder gewarnt, wenn Gefahr drohte. Als die Wohnung in der Linienstraße nicht mehr sicher war, konnte er in einer Kleingartenanlage in Oberbilk unterkommen. Dort wurde er von der NS-Heeresstreife wenige Tage vor Kriegsende entdeckt und festgenommen.

Moritz Sommer wurde vorgeworfen, Deserteuren Zivilkleidung und Lebensmittel zur Verfügung gestellt zu haben. Er wurde von den Angehörigen der NS-Heeresstreife, allen voran Feldwebel *Adolf Stender*, schwer misshandelt und schließlich ermordet. Zur Abschreckung hängten sie *Moritz Sommer* für alle sichtbar am Lüftungsschacht des unter dem Oberbilker Markt befindlichen Luft-

¹⁶ Siehe dazu auch den Beitrag „Vom Hinterhof der Stadt‘ zum...“ in diesem Buch S. 164 ff.

schutzbunkers auf. Es war kein Zufall, dass sie für diesen hochsymbolischen Akt den Oberbilker Markt, das gesellschaftliche und politische Zentrum des Quartiers, ausgewählt hatten. Hier wollte das letzte Aufgebot der Nazis seine Macht über das einstige „rote Quartier“ demonstrieren. Alle sollten *Moritz Sommer* hängen sehen, auch die Hunderte Frauen und Kinder, die im Bunker Schutz suchten. Auf dem Schild, das die Mörder von *Moritz Sommer* ihm um den Hals hängten, stand: „Ich bin ein Volksverräter“. Zwei Tage später marschierten amerikanische Truppen in Düsseldorf ein und setzten der NS-Herrschaft in der Stadt ein Ende.

Der Schriftsteller *Dieter Forte* hat die Geschichte von *Moritz Sommer*, der bei ihm *Opa Winter* heißt, in seinem Roman „Der Junge mit den blutigen Schuhen“ verarbeitet und ihm damit einen bleibenden literarischen Erinnerungsort geschaffen (Forte 1995, 189 ff.). Im Stadtbild des Oberbilker Marktes sucht man einen solchen Erinnerungsort allerdings vergebens.¹⁷ Lediglich eine Metalltafel neben dem Eingang zum Polizeirevier am Oberbilker Markt erinnert an das Schicksal von *Moritz Sommer*. Darauf erfährt man, dass eine Heerestreife das Verbrechen verübt hat, nicht aber, dass die Streife dem Kommando des NS-Gauleiters unterstellt war.

Der Lüftungsschacht, an dem *Moritz Sommer* für alle sichtbar aufgehängt wurde, fiel der 2015 abgeschlossenen Umgestaltung des Oberbilker Marktes zum Opfer, er wurde abgerissen. Nach dem weitgehend umgesetzten Siegerentwurf für die Neugestaltung wurde der zu den Durchgangsstraßen hin orientierte Teil des Platzes „von Einbauten weitestgehend frei“ gehalten, um „Blicke in die Tiefe des Raumes“ zu ermöglichen (bob-architektur 2023). Ein aufragender Lüftungsschacht, den man als Gedenkort im Stadtbild gut sichtbar hätte gestalten können, war da nur im Weg. Für die Geschichte war auf dem zentralen Platz des Quartiers kein Platz. Die Kunst war auch hier geschichtsbewusster als die für die Neugestaltung des Oberbilker Marktes Verantwortlichen. Der Düsseldorfer Bildhauer *Bert Gerresheim* hat die Szene mit dem am Lüftungsschacht aufgehängten *Moritz Sommer* auf einem der umlaufenden Reliefs seines St. Josef-Monuments vor der nahegelegenen Kirche St. Josef festgehalten.

Bis heute leben wir zwischen „... den neuen Straßen und den Hochhäusern aus Glas, Stahl und Beton, die man einfach auf die alten Erinnerungspfade setzte, auf die alten Tabuzonen und Gedenkstätten, damit die Menschen alles vergessen und nicht mehr wissen, was geschehen war, und nicht mehr wissen, warum und wozu

¹⁷ An anderem Ort, am Rand des Volksgartens in Oberbilk, ist eine Straße nach *Moritz Sommer* benannt.

sie leben.“ (Forte 1995, 195 f.).¹⁸ Die Worte des Schriftstellers mahnen, sich damit nicht abzufinden.



Detail des St. Josef-Monuments von Bert Gerresheim vor der Kirche St. Josef: Moritz Sommer, erhängt am Bunker-Lüftungsschacht auf dem Oberbilker Markt; Foto: © Helmut Schneider

¹⁸ Der Schilderung des Schicksals von *Moritz Sommer* liegen Informationen der Düsseldorfer Mahn- und Gedenkstätte (Jakobs o.J.), die literarische Verarbeitung in *Dieter Fortes* Roman (Forte 1995, 189 ff.) sowie zwei Einträge auf der Webpage des Oberbilker Geschichtsvereins (oberbilker-geschichten.de) zugrunde.

Was hat Puschkin mit Oberbilk zu tun?

Dieter Sawalies



Alexander Puschkin-Denkmal am IHZ, Kölner Straße/Ecke Werdener Straße, Blick von Süden;
Quelle © StaD 5-8-0-009372.003

An der Ecke Kölner Straße-Werdener Straße steht vor dem Bürogebäude „Centralpark Offices Düsseldorf“ ein Denkmal des russischen Dichters *Alexander Puschkin* (1799-1837). Viele mögen sich schon gefragt haben, was Puschkin mit Oberbilk zu tun hat. Auch der städtebauliche Zusammenhang des Platzes vor dem Bürogebäude mit dem auf der anderen Straßenseite gelegenen Oberbilker Markt erschließt sich nicht ohne weiteres. Der Oberbilker Markt war ursprünglich nur auf den südlichen Teil seiner heutigen Ausdehnung mit dem Kreuzungsbereich Kölner Straße/ Kruppstraße/ Werdener Straße und der Einmündung der Mindener Straße begrenzt. Mit der Bebauung der Industriebrache im Zuge des geplanten Industrie- und Handelszentrums (IHZ) wurde der Platz städtebaulich erheblich nach Nordosten erweitert. Als Platz wurde der Oberbilker Markt nun aber durch die Kölner Straße in zwei Teile getrennt.

Auf dem kleineren nördlichen Teil steht das Puschkin-Denkmal. Die auf einem Sockel aus Granit ruhende Bronzestatue wurde von dem russischen Bildhauer *Juri L. Tschernow* geschaffen. Sie ist 160 cm hoch, 95 cm breit und wiegt 200 kg. Eine Tafelinschrift am Puschkin-Denkmal erinnert an die 1992 zwischen Düsseldorf und Moskau geschlossene Städtepartnerschaft. Allerdings ruht die offizielle Städtepartnerschaft Düsseldorfs mit Moskau seit April 2022 wegen des völkerrechtswidrigen Angriffskriegs Russlands gegen die Ukraine. Die Statue wurde 1996 von dem Moskauer Bürgermeister *Juri Michailowitsch Luschkow* an die Düsseldorfer Oberbürgermeisterin *Marlies Smeets* übergeben. Die Stadt Düsseldorf hatte 1994 der Stadt Moskau eine Statue des Düsseldorfer Schriftstellers Heinrich Heine überreicht. Sie steht heute an der Moskauer Bibliothek. Dabei handelte es sich um einen Abguss der im Heinrich-Heine-Institut an der Bilker Straße befindlichen Originalstatue, die 1897 von dem Bildhauer *Arnold Frische* geschaffen wurde.

Es hatte besondere Gründe, dass die Statue *Heinrich Heines* für Moskau ausgewählt und der in Moskau geborene *Alexander Puschkin* mit einem Denkmal in Düsseldorf geehrt wurde. *Heinrich Heine* ist nirgendwo außerhalb seiner Geburtsstadt so populär wie in Russland. Bereits 1827 wurde die erste russische Übersetzung eines Heine-Gedichts gedruckt. Inzwischen sind mehr als 4.500 Gedichtübersetzungen und sechs Gesamtausgaben seiner Werke in russischer Sprache erschienen.

Der in Russland hoch angesehene Nationaldichter *Alexander Puschkin* wurde zum wesentlichen Bestandteil der russischen Kultur. Er gehörte zu den russischen Dichtern, die sich von Heinrich Heine inspirieren ließen. Maximilian Heine, ein Bruder von Heinrich Heine, der als Militärarzt in Russland Karriere gemacht hatte und in Moskau in den führenden Gesellschaftsschichten verkehrte, schrieb 1830

an seinen Bruder: „Es giebt in Russland einen Dichter Puschkin, der außerordentliche Aehnlichkeit mit Dir hat. Seine Werke sind ungemein schön geschrieben und ganz originell.“ (Heinrich Heine Säkularausgabe 1978, Band 24, 67)



Für Moskau gedachte Heinrich-Heine-Büste in der Düsseldorf-Werkstatt; *Quelle: © StaD 5-8-1-549-0001*

Infokasten

Alexander Puschkin und Heinrich Heine – eine besondere Beziehung

Es gibt tatsächlich viele Übereinstimmungen zwischen *Heine* und *Puschkin*: Das betrifft vor allem ihre Werke, beispielsweise Liebesgedichte und Romane in Versen und vor allem die Überschreitung von Stil- und Gattungsgrenzen; gleichzeitig waren beide pointierte Gesellschaftskritiker, Wortkünstler und Spötter, denen auch religiöse Dinge nicht heilig

waren. *Renate Lachmann* spricht „vom Phänomen einer ‚Konkurrenz‘ zwischen einem eigenen russischen Autor und einem fremden, übersetzten Autor [...], deren Rezeption quasi parallel verlief.“ (Lachmann 2012).

Zusammen mit dem Moskauer Puschkin-Museum hat das Heine-Institut Düsseldorf im Rahmen der Partnerschaft beider Städte 2011 die Ausstellung „Russkij Gejne“ (der russische Heine) erarbeitet, die in Handschriften, Büchern, Bildern und Gegenständen, rund 300 Exponaten, eine freilich nicht gleichgewichtige Beziehung belegt.

Obwohl sie zur gleichen Zeit lebten und einander bekannt waren – erste französische Übersetzungen der Werke von *Puschkin* waren 1823 erschienen –, ist es nie zu einer Begegnung zwischen *Heine* und *Puschkin* gekommen. *Heine* ist, was in der europäischen Literatur selten ist, zumindest zeitweise von der russischen Kultur regelrecht „einverleibt“ worden. Spätestens seit 1919 gab es in Moskau zwei – inzwischen verschollene – Büsten von *Heine*; eine soll *W. I. Lenin* im Rahmen der „Monumentalpropaganda“ genannten Initiative „Denkmäler“ angefordert haben, um die Geschichte der Oktoberrevolution zu veranschaulichen.

Was aber hat Puschkin mit Oberbilk zu tun? Zu Lebzeiten von *Alexander Puschkin* und Heinrich Heine gab es das Industrie- und Arbeiterviertel noch nicht. *Puschkins* Denkmal steht heute vor einem Bürogebäude, das als „Haus der Wirtschaft und Industrie“ (HWI) geplant und 1994 fertiggestellt wurde. Entworfen hat das außergewöhnlich gestaltete Gebäude ein russischer Architekt.

In den 1990er Jahren hatte sich Düsseldorf zu einem wichtigen Standort für die rasch wachsenden deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen entwickelt. Das HWI wurde im Zuge der politischen Öffnung der Sowjetunion gegenüber dem Westen unter Präsident *Michail Gorbatschow* als sowjetisches Handelszentrum und „Schaufenster“ nach Europa geplant.

Infokasten

Düsseldorf und die deutsch-russischen Wirtschaftsbeziehungen

Erste Kontakte nach Moskau waren von Düsseldorfer Unternehmen bereits bald nach dem Zweiten Weltkrieg wiederaufgenommen worden. Die Stahlröhren- und Maschinenbauindustrie konnte dabei an die überaus intensiven Geschäftsbeziehungen früherer Zeiten anknüpfen. Seit dem Ende der 1960er-Jahre war die Düsseldorfer Messe in der sowjetischen Hauptstadt aktiv. 1970 war es im Zusammenhang mit dem in die Wirtschaftsgeschichte eingegangenen „Erdgas-Röhren-Geschäft“

zu einem neuen Höhepunkt der deutsch-sowjetischen Zusammenarbeit gekommen. Einer der damaligen Hauptakteure war die Düsseldorfer Mannesmann AG, die 1973 als erstes deutsches Unternehmen ein Büro in Moskau eröffnete. Seit den 1990er Jahren war Russland mit seiner Hauptstadt Moskau für viele Düsseldorfer Konzerne und Unternehmen einer der wichtigsten strategischen Märkte. Moskau war die Drehscheibe für das deutsche Russlandgeschäft. Andererseits waren 2011 116 russische Unternehmen mit Sitz in Düsseldorf eingetragen, hinzu kamen 230 von russischen Staatsbürgern gegründete Kleinunternehmen.

Das „Haus der Wirtschaft und Industrie“ sollte in Oberbilk Teil des sehr ambitionierten, aber am Ende gescheiterten Konzepts werden, auf der Industriebrache nordöstlich der Kölner Straße ein „Internationales Handelszentrum“ (IHZ) zu etablieren. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurden diese Pläne hinfällig. Kurzzeitig wurde das Gebäude noch als russisches „Ost-West-Haus der Wirtschaft und Industrie“ genutzt. Nach dem Rückzug der russischen Partner firmierte es nur noch als „Haus der Wirtschaft“. Inzwischen heißt es „Central Park Offices Düsseldorf“, eine wirtschaftliche Verbindung mit Russland existiert nicht mehr. (vgl. Glebe/Schneider 1998, 113).

Mit dem Denkmal für *Puschkin* sollte aber nicht nur ein bedeutender russischer Dichter geehrt werden. Damit sollte auch der Anspruch der damaligen Sowjetunion symbolisch unterstrichen werden, nicht nur militärisch und ökonomisch, sondern auch kulturell als Großmacht zu gelten. Heute erinnert das Denkmal an die damaligen hochfliegenden politischen Pläne und städtebaulichen Konzepte, die auf einer Industriebrache in Oberbilk realisiert werden sollten. Und es zeugt von den großen Hoffnungen auf eine neue Ära der Verständigung zwischen Ost und West, die es nach dem Ende des Kalten Krieges gab. Mit dem völkerrechtswidrigen Angriffskriegs Russlands gegen die Ukraine sind solche Hoffnungen aber für unbestimmte Zeit zunichte gemacht worden.

Die durchaus „braven Russen“ seien, schrieb *Heine* in seiner ironischen Dialektik, „unserem Herzen so nahe gerückt, dass mir Angst wird“. Das notierte *Heine* in der Zeit, als das zaristische Russland Warschau eingenommen hatte. Warschau und Moskau sind seit 1989 offizielle Partnerstädte Düsseldorfs. Auch wenn die Partnerschaft mit Moskau derzeit ruht, verdanken wir ihr das Puschkin-Denkmal in Oberbilk. Es erinnert an die besondere Beziehung zwischen *Heinrich Heine* und *Alexander Puschkin*. Und vielleicht lässt sich daran die Hoffnung knüpfen, dass es auch wieder andere Zeiten geben wird, in denen sich die Völker über bestehende Gräben hinweg verständigen werden.

Untere Ellerstraße – das ‚marokkanische Viertel‘



**Marokkanische Lebensweisheit:
Das erste Glas Tee ist bitter wie das Leben,
das zweite stark wie die Liebe, und das dritte sanft wie der Tod.**
© Foto: Dirk Sauerborn

Das Ellerstraßenviertel: Gekommen, um dann doch zu bleiben.

Geschichten und Geschichte der Zuwanderung

Dirk Sauerborn

Anhand der Erzählungen ausgewählter Zeitzeugen wird im Folgenden die Geschichte der marokkanischen Zuwanderung ins Ellerstraßenviertel dargestellt. Gespräche mit Zeitzeugen ergänzen und vertiefen diese mehr als 60jährige, bis heute andauernde Geschichte mit ganz persönlichen Geschichten im anschließenden zweiten Teil.



Das Ellerstraßenquartier (oder, so die Zuschreibung von außen, das marokkanische Viertel oder „Maghrebviertel“) ist ein kleiner Teil von Oberbilk, es sind nur ein paar Straßenzüge. Der Teil der Ellerstraße von der Stahlstraße bis zur Unterführung, die Linienstraße, die Querstraße, das so genannte Dreiecksplätzchen, die Lessingstraße und die Eisenstraße.

Straßenschild „Ellerstraße“ in deutscher und seit dem 16. März 2023 auch in arabischer Schrift

© Foto: Dirk Sauerborn

Hier dominiert augenscheinlich das marokkanische Leben, am Freitagmittag, zur Zeit des islamischen Freitagsgebets, sieht man hunderte Menschen in traditioneller Gebetskleidung, überwiegend Männer, dazwischen vereinzelt Frauen, zur Moschee „um die Ecke“ auf der Adersstraße¹⁹ eilen und nach verrichtetem Gebet gemächlichen Schrittes zu den Geschäften auf der Ellerstraße zurückkehren, um hier die Einkäufe für den Freitag und das Wochenende zu erledigen.

¹⁹ Die Mintropstraße und auch ein Teil der Adersstraße gehören untrennbar zum Ellerstraßenviertel – verbunden durch die Bahnunterführung an der Ellerstraße. Diese Unterführung trennt allerdings auch Düsseldorf-Oberbilk von Düsseldorf-Friedrichstadt.

Infokasten

Zahlen – Daten – Fakten

Der Stadtteil Düsseldorf-Oberbilk hat die Größe einer Kleinstadt, hier leben, wenn man den statistischen Zahlen der Landeshauptstadt Düsseldorf folgt, mit Stand vom 31.12.2021 insgesamt 30.936 Personen. 11.459 dieser Einwohnerinnen und Einwohner besitzen nicht die deutsche Staatsangehörigkeit, die Ausländerquote liegt somit bei 37 % - deutlich über dem Düsseldorfer Schnitt. Die häufigsten ausländischen Nationalitäten sind türkisch, griechisch, syrisch, polnisch, marokkanisch. 17.810 Personen, das sind 57,6 %, haben einen Migrationshintergrund. Die amtlichen Zahlen weisen insgesamt 636 Personen mit marokkanischer Staatsbürgerschaft aus.

Wir wollen uns auf die Geschichte der marokkanischen Zuwanderung in diesem überschaubaren Viertel, das von Oberbilk ja eher ein Sechzehntel ist, konzentrieren und insbesondere einen Blick auf die vergangenen 60 bis 70 Jahre werfen, beginnend mit den späten 60er Jahren, als die ersten marokkanischen Gastarbeiter nach Düsseldorf kamen, teilweise noch vor dem Anwerbeabkommen mit Marokko.

Zu Wort kommen die Menschen, die hier wohnen, wirken, arbeiten. *Khalifa Zariouh* ist ein Aktivist im Stadtteil, ein kluger, sympathischer Netzwerker, ihn kennen und er kennt alle. Er führt uns auf seinem Streifzug durch die Geschichte des Viertels, die auch seine Geschichte ist, er kennt sie wie wenige andere. Wir begegnen aber auch anderen Menschen, die eng mit dem Viertel verwoben sind, mit ihrer Geschichte und ihren Geschichten. Daneben gibt es Informationen zu weiteren Facetten der Zuwanderung, auch schon mal über die engen örtlichen und zeitlichen Grenzen des Ellerstraßenquartiers hinaus.

In den anschließenden Interviews kommt *Khalifa Zariouh* erneut zu Wort, er, *Fatima El Badr*, (Großmutter von *Saloua Manquad*), *Zineb Daoudi* und *Husaien Fannoua* erzählen darin ausführlich ihre ganz persönlichen Geschichten, die sie mit dem Quartier verbinden.²⁰

Aber zunächst geht es auf die Mintropstraße, vom Hinterausgang des Bahnhofs am Bertha-Von-Suttner-Platz kommend rechts durch die Unterführung hindurch: Die Keimzelle des Ellerstraßenquartiers. Hier treffen wir *Abdelhak Fizazi*.

²⁰ Die Zuwanderung insgesamt war Anfang der sechziger Jahre stark männlich dominiert, das änderte sich sukzessive, doch die Migration ausländischer Frauen war nicht allein dem Familiennachzug geschuldet – im Gegenteil, bereits 1970 war mehr als die Hälfte der ausländischen Frauen berufstätig.

Keimzelle der Ellerstraßenquartiers: Die Mintropstraße

Diplom-Journalist *Abdelhak Fizazi* steht im marokkanischen Gemüseladen auf der Mintropstraße 17. Hier stand er schon mal, vor 44 Jahren. Da war er vier Jahre alt. Er kann sich gut erinnern: Hier war früher schon ein Obst- und Gemüseladen, mitten drin stand ein Schreibtisch, darauf eine klapprige Reiseschreibmaschine. „Das war unser Konsulat“, lacht er. Was heute eher erheiternd wirkt, war damals eine ernsthafte und seriöse Angelegenheit. Im Laden gab's frisches Gemüse, Backwaren – und den notwendigen Stempel in den Pass. Der Aufenthalt hier in Deutschland war ja befristet, es galt damals, nur für ein, zwei Jahre zu kommen, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren. Wie wir heute wissen: Es kam anders. Vor dem Laden zeigt *Fizazi* auf die Fenster einer Wohnung im ersten Stockwerk. „Da oben war der erste Treffpunkt, ein Café, ein Aufenthaltsraum, eine Kommunikationsbörse. Das hieß damals ‚Al Widadya‘ (Der Verein).“ Das Al Widadya ist Geschichte, neue Treffpunkte haben sich entwickelt.

Seit vielen Jahren treffen sich meist marokkanische Männer in den Bistros auf und in den Straßen neben der Ellerstraße. Ein beliebter Anlaufpunkt ist das Café Mamounia, das seit 2006 den Gästen Nana Minze, den klassischen süßen marokkanischen Minztee, Kaffee und Gebäck anbietet.

Die Räumlichkeiten des jetzigen Café Salam, ebenfalls ein beliebter Treffpunkt, gelegen an der Querstraße, Ecke Linienstraße, haben zur Zeit des Nationalsozialismus Geschichte geschrieben. Das Café war früher eine klassische Eckkneipe. Inhaber in jenen dunklen Jahren des Zweiten Weltkrieges war *Heinrich Rondi*, Olympiateilnehmer, Weltmeister im Ringen und Stemmen. *Moritz Sommer*, ein Klempner mit jüdischer Abstammung, wohnte im Dachgeschoss des Hauses Linienstraße 19, das *Heinrich Rondi* gehörte. Wann immer die SA auftauchte, um *Moritz Sommer* abzuholen, stellte sich der Hüne vor *Moritz Sommer*, warnte ihn, schützte ihn. *Moritz Sommer* wurde dann doch noch von einer Heeresstreife, zwei Tage vor dem Ende des Krieges in Düsseldorf, am 15.4.1945, gefasst und ermordet. 2019 wurde vor dem Haus Linienstraße 19 zum Gedenken an ihn ein Stolperstein verlegt.

Zurück auf die Mintropstraße: Aus dieser Keimzelle entwickelte sich sukzessive das „Ellerstraßenviertel“, das kleine Quartier hinter der Bahnunterführung in Richtung Kölner Straße. Die nach dem Anwerbeabkommen immer stärker werdenden Ströme der vom Bahnhof kommenden Marokkaner brandeten im Laufe der Jahre auch immer mehr auf der Ellerstraße. Dort siedelten sich nach und nach Geschäfte des täglichen Bedarfs an. Das war auch aus sprachlichen Gründen gut. „Meine Eltern und die allermeisten hier lebenden Marokkanerinnen und Marokkaner konnten den Namen Mintropstraße nicht so gut aussprechen wie den Namen Ellerstraße.“, so *Fizazi* mit einem Lächeln auf den Lippen.

Das marokkanische Brot der frühen Jahre

Nun aber zu *Khalifa Zariouh*. Er ist ein Urgestein der Zuwanderung. Er hat viele Jahre als Eismeister bei der DEG²¹ im Stadion an der Brehmstraße gearbeitet – und nicht selten auch aufkeimende Konflikte im Quartier geglättet. Nun ist er in Rente. Und blickt in die Vergangenheit zurück.



Er zeigt auf ein Ladenlokal an der Einmündung Ellerstraße/Linienstraße. „Hier hat mein Bruder, auch in den 1970er Jahren, die erste marokkanische Bäckerei eröffnet“, erinnert er sich. Nahrung für den Körper – und für die Seele. Es war damals ganz wichtig, mit typisch marokkanischer Kost, mit dem nach Marokko duftendem Brot, eine kulinarische und auch emotionale Brücke zur alten Heimat zu haben. Heute ist das Warenangebot eine Brücke in und aus dem Stadtteil: Nicht nur das frische Brot, sondern besonders auch der täglich frische Fisch wird von Käuferinnen und Käufern weit über die Stadtgrenzen Düsseldorfs hinaus begehrt und gekauft. 1997 eröffnete der Bruder dann auch das Bistro direkt neben der Bäckerei.

Khalifa Zariouh;
Foto: © Dirk Sauerborn

Das Anwerbeabkommen - Ankommen, Essen, Trinken, Schlafen, Beten

Ein paar Häuser weiter, *Khalifa Zariouh* steht vor dem Haus Ellerstraße 66, in dem sich heute ein kleiner marokkanischer Lebensmittelmarkt befindet. Frisches Obst, Gemüse und – unverzichtbar – gebündelte Pfefferminzpflanzen für den obligatori-

²¹ Düsseldorfer-Eislauf-Gemeinschaft, renommierter Düsseldorfer Eishockeyverein, mehrfacher Deutscher Meister

schen Tee. *Zariouh* zeigt auf die Tür neben dem Eingang zum Ladenlokal: „Hier geht’s zur Lagerhalle, hier haben wir vor vierzig Jahren gebetet, hier war der erste marokkanische Gebetsraum im Ellerstraßenquartier“. Lagerhalle ist ein Euphemismus, denn der Lagerraum wirkt eng, gedrungen und ist schlecht beleuchtet. Voll mit Kisten und Kästen. „Es ging wirklich eng zu hier, und die Möglichkeiten, die rituelle Waschung vor dem Gebet vorzunehmen, waren äußerst beschränkt. Wir mussten bescheiden sein damals.“ Und es wurde zusehends enger in dem Lagerraum, denn mit den Jahren sind immer mehr „Gastarbeiter“ aus Marokko gekommen, nachdem die Bundesregierung mit dem Anwerbeabkommen vom 21.05.1963 die Werbetrommel für Arbeiterinnen und Arbeiter aus Marokko rührte. Wenn man genauer hinschaut, wurde mit dem Anwerbeabkommen die schon Jahre zuvor beginnende oft illegale Zuwanderung aus Marokko legalisiert. Und die deutsche Wirtschaft benötigte zeitgleich dringend Arbeitskräfte – für die Schwerst- und Schmutzarbeit, die kaum jemand machen wollte. Das Anwerbeabkommen ließ eine Zuwanderung nur in sehr engen Grenzen zu: Es gab eine rigorose Beschränkung auf die harte Arbeit im Steinkohlebergbau und in der Stahlindustrie. Diese Voraussetzung galt letztlich nur auf dem Papier und wurde vielfach missachtet – die deutsche Industrie benötigte die Arbeitskräfte dringend und hat sie mit unternehmerischer Freude in ihre Betriebe eingegliedert.

Der Anwerbestopp 1973

Zehn Jahre lang galt das Abkommen, bis zum Anwerbestopp 1973, als die Ölkrise zuschlug und für autofreie Sonntage sorgte. Insgesamt sind 22.400 Arbeitskräfte aus Marokko nach Deutschland gekommen – die meisten nach Hessen und Nordrhein-Westfalen. Viele sind in Düsseldorf gelandet. Und sind geblieben, die meisten für immer. Die Familien sind ab Mitte der siebziger Jahre sukzessive nachgezogen. Man hat sich hier eingerichtet, in Düsseldorf, in Oberbilk, auf der Mintropstraße und dann auch auf der Ellerstraße und den anliegenden Straßen – aber auch in anderen Stadtteilen.

Die Menschen haben ihre Kultur und ihre Religion mitgebracht. In den ersten Jahren wurde in den beengten Unterkünften, nicht selten waren es kleine Zimmer für vier und mehr Personen, gebetet. „Zur Not ging das“, betont *Khalifa Zariouh*, „für einen gewissen Zeitraum, aber als klar wurde, dass viele von uns bleiben werden, kam die Sehnsucht nach einem Gebetsraum auf, in dem das Freitagsgebet in größerer Gemeinschaft verrichtet werden konnte.“

Der erste Moscheeraum auf der Ellerstraße entsteht

Diese Sehnsucht konnte für eine gewisse Zeit in dem Lagerraum auf der Ellerstraße 66 befriedigt werden. Aber der Gebetsraum platzte recht bald aus allen Nähten, der Umzug in einen größeren Raum war unausweichlich. Eine Liegenschaft wurde gesucht – und gefunden. Die Moscheegemeinde ist seitdem auf der Ronsdorfer Straße 145 beheimatet und bietet dort Platz für gut 800 Betende. An hohen muslimischen Feiertagen finden unter Ausnutzung aller Nebenräume auch schon mal bis zu 1.500 Betende Platz. Eine weitere, über Düsseldorfs Grenzen hinaus bekannte Moschee, die Omar-Moschee, befindet sich seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts auf der Adersstraße 93, direkt um die Ecke hinter der Unterführung, sie dient seit vielen Jahren den meisten Menschen im Ellerstraßenkiez als Gebetsort.

Die Zuwanderer werden in Oberbilk sesshaft

Trotz des Niedergangs der Schwerindustrie in den 1970er-Jahren blieben viele der angeworbenen Zuwandererinnen und Zuwanderer aus Marokko und deren Familien im Viertel, Arbeit fanden sie im Handel und in Dienstleistungsunternehmen, nicht wenige haben sich mittlerweile selbständig gemacht, sind Unternehmer und Künstler geworden, sie wurden aber auch kommunale Arbeiter, nicht selten bei der Abfallentsorgung, und Angestellte, beschritten die Beamtenlaufbahn und sind Hausbesitzer geworden. Und sie wurden gerne von der Deutschen Bundesbahn eingestellt.

Das Ellerstraßenviertel und die Bahn

Das Quartier liegt einen Steinwurf von den Gleisen des Düsseldorfer Hauptbahnhofs entfernt, über die Eisenstraße führte die Bahntrasse der Köln-Mindener Bahn. Oberbilk wird von Eisenbahntrassen umrahmt. Die Eisenbahn ist in Oberbilk omnipräsent, Teil des Lebens, auch und besonders für die Zugewanderten aus Marokko. Viele von ihnen sind seit Ende der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts von der Deutschen Bundesbahn angeworben worden. Wie der Vater von *Abdelhak Fizazi*, dem wir schon im Gemüseladen, der ehemaligen Konsulatsaußenstelle, begegnet sind.

Der Vater, *Brahim Fizazi*, mittlerweile 90 Jahre alt und schon lange wieder in Marokko, wo er seinen Lebensabend verbringt, war bis zu seiner Ruhesetzung Beschäftigter bei der Deutschen Bahn. Erst im Rangierbetrieb, dann als Lokführer. Ein Leben auf der Schiene. Erst in Marokko, nicht weit entfernt von Oujda, arbeitete er im Bahnbetrieb eines Bergbauunternehmens unter Tage. Abgebaut wur-

den Phosphor, Erz und Diamanten. Dann kam der Sprung übers Mittelmeer nach Deutschland. Mit seinen bergwerks- und bahnbetrieblichen Fähigkeiten, auch unter Tage, wurde er – wie so viele andere aus dieser Region - mit Kussband im Bergbau eingestellt. Der erste Anlaufpunkt war die Abbauregion rund um Aachen und Stolberg. Später verschlug es ihn dann nach Düsseldorf-Oberbilk, aus dem Bergbau ging es dann zur damals noch Deutschen Bundesbahn – für ihn wie für viele andere Zuwanderer aus Marokko galt: Einmal Eisenbahn, immer Eisenbahn! *Brahim Fizazi* hat viele Jahre im „Bahnbetriebswerk Düsseldorf Abstellbahnhof“ auf der Harffstraße gearbeitet, ist von Oberbilk nach Wersten und zurück gependelt.

Die Bundesbahn hat, als der Steinkohlenabbau in die Krise geriet, nicht wenige der marokkanischen Arbeiter aus dem Bergbau angeworben und übernommen; man wusste – nicht nur - bei der Bahn um die Zuverlässigkeit und Arbeitsbereitschaft der Männer aus dem Königreich Marokko.

Hier ist Marokko – und die Welt zu Hause – ein Exkurs

Das Quartier Düsseldorf-Oberbilk ist entgegen der Zuschreibung von außen und oberflächlicher Wahrnehmung kein „rein marokkanisches Viertel“. Hier leben Menschen aus bis zu 150 Nationen, zugezogen aus Polen, den ehemaligen GUS-Staaten, Frauen und Männer aus der Türkei und vielen Ländern mehr. So beherbergt der Stadtteil, fast am Ende der Ellerstraße, kurz vor der Einmündung zur Kölner Straße, seit vielen Jahren auch eine große russisch-orthodoxe Gemeinde, Anlaufpunkt für viele Russisch-Orthodoxe aus dem Großraum Düsseldorf.

Einen Steinwurf vom Ellerstraßenviertel entfernt: An der Kölner Straße gegenüber der alten Paketpost, gab es einen großen spanischen „Supermercado“. Warum gerade hier? Ganz einfach, weil von den bis zu 1.200 Beschäftigten bei der damaligen Paketpost teilweise bis zu 60 % aus Spanien stammten: Einkäufe von Produkten für Paella und Bocadillo vor und nach der Schicht waren damit bequem möglich. Mit der Paketpost ist dann auch der spanische Supermarkt gegangen.

Das Quartier erhält „Stadtrecht“ – das erste Haman in Düsseldorf!

Und nicht nur Arbeiten, Essen und Trinken, Beten und Schlafen waren von elementarer Bedeutung für das Wohl der zugewanderten Menschen.



Amal M'Charrak; Foto: © Dirk Sauerborn

Die Menschen wollen sich auch reinigen, entspannen, die Seele baumeln lassen. Wenn es nach *Amal M'Charrak*, Inhaber vom Hamam Sahara Wellness auf der Mintropstraße 24, ginge, hätte das Ellerstraßenviertel erst im Jahre 2004 Stadtrecht erworben. *M'Charrak* erklärt mit großem Charme, warum: In seinem Heimatland ging man in früheren Zeiten in die große Stadt, wenn man sich von Grund auf säubern wollte. Denn nur dort, wo viele Menschen leben, gab es ein Hamam, ein öffentliches Badehaus und Dampfbad. Auf dem Dorf lohnte sich der Betrieb eines solchen doch sehr aufwendigen Unternehmens nicht. Erst, wenn eine Stadt ein Hamam hat, wurde es zur „richtigen“ Stadt. „Und mit dem Bau des Hamam hätte das Viertel Stadtrechte erworben“, so der Geschäftsmann, von dem seine Schwester *Mouna* mit einem Augenzwinkern sagt, sein

Hobby sei der Bau von Hamams, wo immer er auftauche, entstehe ein neues orientalisches Badehaus. „2004 haben wir nach über zweijähriger Bauzeit das Hamam eröffnen können, ein attraktiver Anziehungspunkt nicht nur für Düsseldorf, sondern weit über die Grenzen der Stadt hinaus, wir haben Kunden aus vielen Ländern, sogar aus Schweden und Italien“, betont der Geschäftsmann.

Das Viertel wird Interimsheimat für Geflüchtete

Ernst wird *M'Charrak*, wenn er in die Zeit der Flüchtlingskrise von 2015 und 2016 zurückblickt. Da hat er ganz spontan mehr als 450 Flüchtlingen eine Interims-Heimat gegeben. Das zweite wirtschaftliche Standbein des Hamam-Enthusiasten aus Agadir ist die Vermietung von Appartements. „Die Wohnungen habe ich den

Flüchtlingen, die hier in Düsseldorf strandeten, ohne lange nachzudenken zur Verfügung gestellt. Es gab eine überaus gute Zusammenarbeit mit der Stadt Düsseldorf, wir haben rasch und unbürokratisch geholfen.“ Er ist stolz darauf, dass es in seinen Unterkünften immer ruhig zugeht. „Da gab es keinen Ärger“, betont er, „wir haben uns um die Menschen gekümmert, für das leibliche, seelische und auch religiöse Wohl gesorgt.“ Als im Winter 2014/15 die Dügida-Demonstrationen („Düsseldorf gegen die Islamisierung des Abendlandes“) mehrere Male an der Unterkunft auf der Adersstraße vorbeizogen, sorgte er mit seinen Leuten dafür, dass es nicht zu Übergriffen kam – und beruhigte die verängstigten Flüchtlinge, die vor den Hetztiraden skandierenden Demonstranten mit Fackeln in der Hand große Angst hatten.

Die Welt schaut nach Oberbilk

Überhaupt hatten die Jahre 2015 und 2016 es in sich: Die Welt schaute nach Oberbilk aufs Ellerstraßenquartier, als dort am 17.1.2016 eine Großrazzia der Polizei Düsseldorf durchgeführt wurde. Über viele Stunden war das Quartier abgeriegelt, Menschen wurden festgehalten, kontrolliert, durchsucht. Teilweise mussten über Siebzigjährige stundenlang in den Sammelstellen auf ihre Überprüfung warten. Die Arbeit der Polizei geriet massiv in die Kritik der Quartiersbewohner - und in die öffentliche Kritik. Sogar die neuseeländische Presse fragte an und nach, was denn da los sei: Es ging um meist junge Kriminelle aus Algerien, Marokko und Tunesien, die ihren Rückzugsort im Ellerstraßenquartier gefunden hatten, hier aber gar nicht wohnten. Von hier brachen sie auf, um ihre Beutezüge zu unternehmen, hier bunkerten sie das Diebesgut. Nahezu zeitgleich: Die erschreckenden Ereignisse der Silvesternacht in Köln und anderen Städten Deutschlands mit Vergewaltigungen, Raubdelikten und Körperverletzungen. Meist waren junge Frauen die Opfer und junge Männer mit einer Zuwanderungsgeschichte aus arabischsprachigen Ländern die Täter. Beide Themen wurden medial wahrgenommen und unzulässigerweise vermischt. Das Quartier befand sich wochenlang im Sinkflug, die Menschen dort wurden öffentlich angefeindet, diffamiert, diskreditiert und diskriminiert. Nicht wenige Akteure im Viertel stellten sich diesem Niedergang des Viertels mutig und tatkräftig entgegen, *Khalifa Zariouh* gründete einen Runden Tisch mit Polizei, Ordnungsamt und vielen weiteren professionell und ehrenamtlich Beteiligten rund um das Thema Sicherheit. Der Ruf des Viertels konnte, wenn auch mühsam, durch zahlreiche konzertierte Aktionen wie Stadtteilstefest, öffentliche Diskussionsrunden und vielem mehr wiederhergestellt werden. Die Wunden sind mittlerweile verheilt. Die Narben aber blieben. Und das gute Gefühl, auch diese Krise Schulter an Schulter bewältigt zu haben: Der Oberbilker

Heimatverein, der Runde Tisch Oberbilk, die lokale Politik, Streetwork und Sozialarbeit, Demokratievereine und Moscheevereine, alle zogen an einem Strick, um den Karren wieder aus dem Dreck zu ziehen. Auch Kunst und Kultur leisteten einen wesentlichen Beitrag.

Von fremden Ländern in eigenen Städten

Die Kunstaktion „Von fremden Ländern in eigenen Städten“, von 2017-2019 unter anderem im Ellerstraßenviertel zu Gast, wurde weit über die Grenzen Düsseldorf beachtet und trug zum Aufpolieren des Rufes des Quartiers entscheidend bei. Kurator *Markus Ambach*, die treibende Kraft des Projektes, platzierte etliche Kunstwerke auf den Straßenzügen des Quartiers, bot zahlreiche Rundgänge mit unterschiedlichen Themen an. Damit lockte er Menschen aus Nah und Fern, Kunst vor der Kulisse des Ellerstraßenquartiers zu entdecken und zu begreifen – und sich selbst ein Bild zu machen. Nicht wenige Besucherinnen und Besucher betonten, dass vorhandene negative Bilder vom Stadtteil in überwiegend positive Bilder ausgetauscht werden konnten. Auch dieses Projekt leistete einen wesentlichen Beitrag zur Entspannung im Viertel.

Entwarnung

Die Inhaber des Nadormarktes auf der Linienstraße 7 waren beruhigt, als die Geschäfte endlich wieder besser liefen. „Wir hatten monatelang Umsatzeinbußen



Mohammed Alabdouni und Driss Kannani; Foto: © Dirk Sauerborn

von bis zu 50 % zu verbuchen“, berichten *Mohamed Alabdouni* und *Driss Kannani*, der eigentlich Idriss heißt, aber „das I ist mir beim Einwohnermeldeamt in Düsseldorf abhandengekommen“. Er hat sich mittlerweile mit diesem Fehler der Behörde abgefunden. Sie erinnern sich an diese schwere Zeit. „Es hat lange gedauert, bis wir wieder auf dem Stand vor der Razzia waren und letztendlich waren wir froh, nicht Pleite gegangen zu sein“.

Mohammed Alabdouni ist seit vielen Jahren im Geschäft, er hatte kleinere Lebensmittelläden auf der Lessing-, Quer- und Ellerstraße, bevor der Nadormarkt in den Räumlichkeiten des ehemaligen COOP 2004 seine Pforten öffnete. Für das Viertel wäre es fatal gewesen, wenn dieser Markt, der den Namen einer ganzen Region trägt, Insolvenz hätte anmelden müssen! Aber auch andere Händler haben wirtschaftlich gelitten und brauchten viele Monate, um wieder auf die Beine zu kommen.

Allgegenwärtig: Der Name Nador im Ellerstraßenviertel

Die alte Heimat, das war in erster Linie die Provinz Nador in der Region Oriental, am östlichen Rand des Rif-Gebirges, nicht weit von der algerischen Grenze entfernt. Die Provinz Nador ist heute ein aufstrebendes Gebiet mit starkem wirtschaftlichem Zuwachs. Das war in den sechziger Jahren anders, die Arbeitslosigkeit war hoch, die Infrastruktur schwach. Ein Grund, in der Ferne Arbeit zu suchen. Und diese Arbeit in Deutschland, auch in Düsseldorf und im angrenzenden Ruhrgebiet, wie wir gesehen haben, zu finden. Nador, der Name der Provinz und der gleichnamigen Provinzhauptstadt ist im Bereich Ellerstraße / Linienstraße allgegenwärtig. Gefühlt heißt hier nahezu jeder Markt und jede Bäckerei „Nadormarkt“ oder „Patisserie Nador“. Oder „Bistro Rif“, eine Reminiszenz an das Rif-Gebirge. Auch der Name des Atlasgebirges verbirgt sich in so manchem Namen eines Ladenlokals. Da wir gerade bei den Namen sind – *Khalifa Zariouh* betont, dass das überschaubare Quartier rund um die Ellerstraße auch so heißt: „Ellerstraßenquartier oder Ellerstraßenviertel. Von Anfang an. Das kennt jeder in Marokko – wenn du sagst, du kommst von der Ellerstraße oder kennst sie zumindest, ist dir eine Einladung zum Tee sicher!“ Andere Bezeichnungen (wie z. B. „Maghreb-Viertel“) sind meist Zuschreibungen von außen, „von Leuten, die wenig Ahnung haben“, sagt *Zariouh* mit hochgezogenen Augenbrauen. „Mittlerweile spielen wir mit solchen Begriffen, wir machen das ‚Maghrebviertel‘ und das ‚marokkanische Viertel‘ salonfähig, indem wir Gutes mit diesen Namen verbinden wie zum Beispiel das Maghreb-May-Fest, das seit 2017 alljährlich im Mai auf dem Dreiecksplätzchen (Querstraße) stattfindet“, ergänzt er.

Eine Brücke von Oberbilk nach Nador

Szenenwechsel, wenige Meter weiter nördlich, von der Ellerstraße zur Eisenstraße. Schräg gegenüber der Stadtverwaltung liegt das Reisebüro von *Husaian Fannoua*. *Husain Fannoua* ist 1961 nach Deutschland gekommen, zwei Jahre, bevor die Anwerbung marokkanischer Arbeitskräfte offiziell wurde. Mit dem Reisebüro auf der Eisenstraße 11-13 hat er 1992 zusammen mit *Mohamed Aallachi* eine Brücke nach Nador gebaut. Eine Brücke für Menschen, Güter – und Geld. „Das meiste Geld haben die Leute damals doch nach Hause, in die Heimat, geschickt – und hier äußerst sparsam gelebt.“ Eine Brücke war – und ist! – auch die Linienbusverbindung nach Oujda, die Industrie- und Wirtschaftsmetropole der Region Orientale, kurz vor der Grenze Algeriens. Von Oujda sind es gut 100 km nach Nador. Die Linienbusverbindung gibt es immer noch, Abfahrt mittwochs und samstags ab Ellerstraße, Ankunft zwei Tage später, die Tickets sind meist teurer als die für den Flug, dafür hat man aber auch das Abenteuer der Fahrt gratis dazu – und man kann mehr Gepäck mitnehmen. Im Reisebüro wird gerade ein Kunde bedient, ein im Quartier wohnender Endfünfziger, er ist stolz auf den Stadtteil, das Viertel, die Ellerstraße: „Ich habe Oberbilk mit auf- und umgebaut. Das ist unser gemeinsamer Stadtteil, unabhängig von der Herkunft!“

Oberbilk ohne Zuwanderung - undenkbar!

Oberbilk ist ohne Zuwanderung gar nicht denkbar. Es begann vor gut 170 Jahren. Um 1850 herum haben sich erste belgische Unternehmen der Metallindustrie in Düsseldorf angesiedelt: Die brachten gleich ihre eigenen Leute mit, denn die konnten das, was die Düsseldorfer in diesen Jahren gar nicht konnten: Metall verarbeiten. Und sie sprachen Französisch, so wie man das in Wallonien eben tut. Und sind damit im napoleonisch geprägten Rheinland ganz gut zurechtgekommen. Und es ging weiter mit der Zuwanderung. Nur wenige Jahre später, genau am 27.4.1860, verlegte der Unternehmer und Industrielle *Albert Poensgen*²² wie mehrere seiner Verwandten aus logistischen Gründen sein Röhrenwerk von Gemünd nach Düsseldorf: Es mangelte in der Eifel einfach an ausreichenden Transportwegen, um Anschluss an das industrielle Eisenbahnnetz zu finden. Poensgen wollte eigentlich eine „eigene“ Bahnstrecke nach Gemünd, fand aber bei den Behörden kein Gehör. So hat er nach einem neuen, verkehrsgünstigeren Standort gesucht – und wurde letztendlich in Düsseldorf fündig. Die Eifeler Straße, Verbindungsstraße von der Kölner Straße zur Ludwig-Erhard-Allee, bezeugt diese

²² Zur Geschichte der der Familie Poensgen siehe den Beitrag auf Seite S. 52 ff. in diesem Buch.

Facette der Industrialisierung Oberbilks: Denn mit der Fabrik zogen auch zahlreiche seiner Arbeiter und deren Familien aus der Eifel mit nach Düsseldorf. Walloninnen und Wallonen und Eifelerinnen und Eifeler waren sozusagen die ersten Einwohnerinnen und Einwohner Oberbilks.

Straßennamen dienen der Erinnerung und der Wertschätzung der Menschen, die hier lebten und leben. Und so war es nahezu zwangsläufig, dass nach dem Vorbild der Immermannstraße, die im Herzen des japanischen Viertels „Little Tokio“ liegt, hier wurde Ende 2021 das Straßenschild japanisch untertitelt, das Schild Ellerstraße mit arabischem Untertitel am 16.3.2023 feierlich enthüllt wurde. Nur wenige Tage später wurde das arabischsprachige Schild rassistisch angegriffen und verunstaltet, sogenannte Aktivisten überklebten das Straßenschild mit dem Namen „Karl-Martell-Straße“ und erläuternden Worten. Innerhalb weniger Stunden wurde der reguläre Zustand wiederhergestellt, die Oberbilker und die Stadtgesellschaft stellte sich mit klaren Botschaften hinter die Bewohnerinnen und Bewohner Oberbilks und verurteilten die Aktion aufs Schärfste. *Khalifa Zariouh* schrieb einen sehr emotionalen offenen Brief und lud die Täter ein, ihn doch mal auf der Ellerstraße zu besuchen: „Ich empfehle den Leuten, die diese Schilder und damit unsere Freiheit und Würde missbraucht und besudelt haben, dringend die Lektüre der Werke von Friedrich Schiller. Und die Lektüre von Yassin Adnans Schriften. Und zwischendurch mal Goethes ‚Westöstlicher Divan‘. Und dann können wir über Freiheit und Würde sprechen. Gerne bei einem Glas Pfefferminztee. Gerne hier, auf der Ellerstraße.“

Oberbilk kann Integration!

170 Jahre Zuwanderung nach Oberbilk, das sind 170 Jahre Erfahrung in Sachen Integration! Diese Integrationsleistungen fliegen dem Quartier aber nicht einfach so zu, da bedarf es des Einsatzes von Menschen, die sich professionell oder ehrenamtlich kümmern. Ohne Frauen wie *Zineb Daoudi*, die sich seit Anfang der achtziger Jahre mit ihrer sozialen Arbeit beim Jugendmigrationsdienst der AWO viele Jahre lang um die Integration junger Menschen im Kiez gekümmert hat, hätte vieles nicht erreicht werden können!

Diese soziale Arbeit hat Tradition im Quartier, die großen Wohlfahrtsverbände sind hier vertreten, ebenso kleinere, ganz lokal operierende Vereine wie „Königinnen und Helden“. Der Verein vom Lessingplatz unter Leitung von *Andrea Abbing* engagiert sich seit 2013 mit großem Erfolg für den Nachwuchs im Quartier, kann Integration und Netzwerk. Und Beharrlichkeit, denn der Wind kommt auch am Lessingplatz oft von vorn. Die äußerst rührige und zielstrebige *Andrea Abbing* setzt mit den marokkanischen Mädchengruppen als einem Schwerpunkt der Vereins-

arbeit die Bemühungen um die Integration junger Mädchen um - in konsequenter Fortsetzung der Arbeit der Streetworkerin *Zineb Daoudi*, die schon Anfang der achtziger Jahre mit ihren Mädchengruppen durch die Oberbilkler Straßen zog.

Seit 2002: Dienstleuten für die Ewigkeit

Im Ellerstraßenquartier ist vieles im Wandel. Der Straßenzug sah vor 50, 60 Jahren noch anders aus. Es hat sich baulich vieles verändert, aber auch die Einstellungen der Menschen. *Hicham El Founti*, der Geschäftsführer des Bestattungsunternehmens Al Rahma, seit 2002 auf der Ellerstraße, weiß, dass früher nahezu ausnahmslos alle Gastarbeiterinnen und Gastarbeiter in heimischer, marokkanischer Erde bestattet werden wollten. „Das änderte sich in den letzten Jahren mehr und mehr, Heimat wird bei den Menschen teilweise neu definiert, und nicht wenige wollen in ihrer neuen Heimat, in der sie nun schon seit Generationen leben, auch bestattet werden.“ Auf dem Stoffeler Friedhof gibt es seit Jahren ein muslimisches Gräberfeld, hier finden Verstorbene nach muslimischer Tradition im Einklang mit deutschem Bestattungsrecht ihren letzten Ruheort. Es ist sogar seit einiger Zeit ein regulärer muslimischer Friedhof im Gespräch; *Khalifa Zariouh*, der in diese ersten Überlegungen eingebunden ist, schmunzelt: „Wir sind doch schon ganz gut integriert hier in Deutschland, auf der Erde auf jeden Fall – aber unter der Erde? Da ist noch was drin!“

Kontrastprogramm - der Genuss kommt nicht zu kurz!

Die Hafenstadt Tanger, an der Straße von Gibraltar gelegen, gilt als Einfallstor Marokkos, auf dem Landweg von Spanien kommend. Fährt man von der Kruppstraße über die Ellerstraße in Richtung Bahnhof, befindet sich auf der linken Seite, etwa in Höhe der Stahlstraße, direkt neben dem Bestattungsunternehmens Al Rahma – ein wahrlich starkes Kontrastprogramm! – die Patisserie Tanger, das „süße Einfallstor“ zum Ellerstraßenquartier. *Saloua Manquad* hat die Patisserie 2007 eröffnet, ein erfolgreiches Unternehmen, immer dicht frequentiert, und manchmal reicht die Schlange vom Tresen bis zum Gehweg auf der Ellerstraße. Schülerinnen und Schüler, Hausfrauen, Geschäftsleute, kaum jemand, der es schafft, hier vorbeizugehen, ohne eines der verführerischen Naschwerke wenigstens visuell zu kosten!

Die Patisserie Tanger gehört mittlerweile untrennbar zum Ellerstraßenquartier und zu Düsseldorf. Die Großmutter von *Saloua Manquad*, *Fatima Elbadr*, war wie sie ebenfalls selbständige Unternehmerin. Sie war die erste Inhaberin einer Bäckerei auf der Ellerstraße. Ihre Geschichte wird im Gespräch mit *Fatima Elbadr* (siehe S. 148) erzählt. Der Name der Stadt Tanger ist aber auch untrennbar mit der Geschichte der Unternehmer-Familie Mannesmann verknüpft.



Saloua Manquad (rechts) und Mitarbeiterin - Patisserie
Tanger; Foto: ©Dirk Sauerborn

Die Hochzeitreise von *Tita Eigen* und *Reinhard Mannesmann* führte die beiden 1906 nach Tanger – das junge Brautpaar hat hier sogleich ein Haus erworben – und beide waren sehr verliebt, nicht nur ineinander, sondern auch in die Stadt Tanger und das Land Marokko. Vier weitere Brüder von *Reinhard Mannesmann* sind gleichfalls nach Marokko gekommen. 1979, also 73 Jahre später, hat *Husain Fannoua* die Arbeit bei Mannesmann in Rath aufgenommen – Die Ellerstraße, Tanger und Mannesmann, alles ist mit allem verbunden.

Visionen: Die Zeit ist reif für Little Nador!

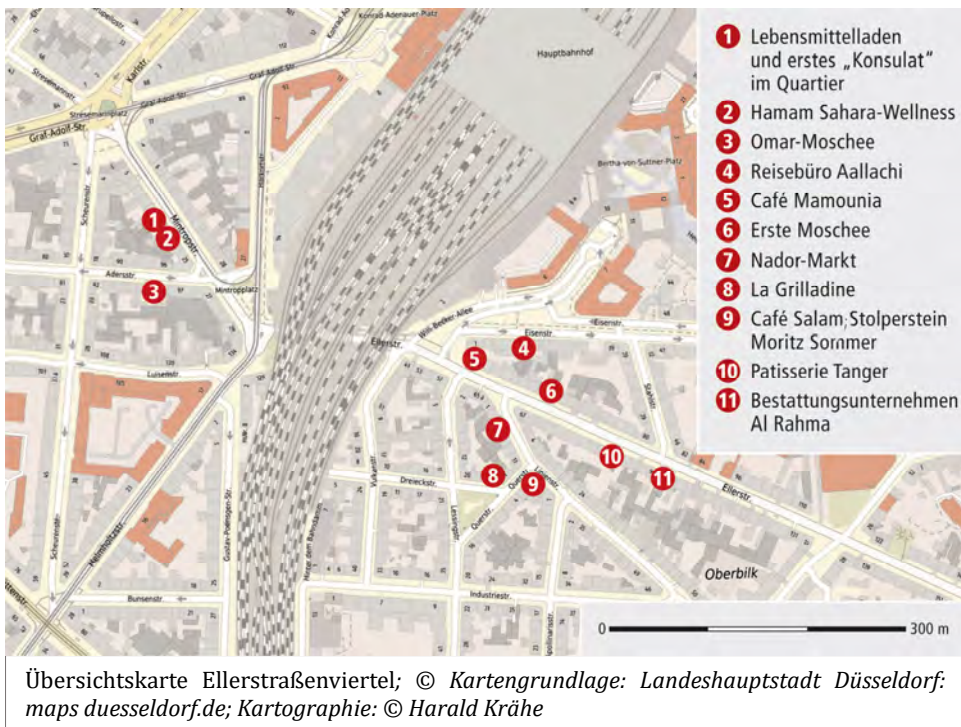
Ankommen, Hierbleiben, Mitgestalten – das ist auch ein wichtiges Anliegen von *Mohammed Badr Haddad*, Inhaber des La Grilladine am Dreiecksplätzchen, Dreieckstraße 26, seit dem 19.8. 2012 am Platz. Der Restaurantchef hat eine Vision: „Ich will die marokkanische Zuwanderungsgeschichte zum Erfolgsmodell machen“. Und er hat einen Traum: „Ich will auf dem doch eher tristen Dreiecksplätzchen einen kleinen Souk (arabisch für Markt) aufbauen, im marokkanischen Stil, mit dem Angebot typisch marokkanischer Produkte und Lebensmittel.“ Eine Art Vorreiter ist das bereits erwähnte, von *Khalifa Zariouh* erstmalig 2017 initiierte Maghreb-May-Fest, das nun, nach der Pandemie, wieder stattgefunden hat und regelmäßig im Mai stattfinden soll. Also: Aus dieser eintägigen Veranstaltung könnte was fürs ganze Jahr werden!

Badr Haddad: „Little Tokio haben wir doch schon seit Jahren in Düsseldorf, das kennt fast jeder in Deutschland, und alle in Düsseldorf sind stolz auf dieses

Quartier. Die Zeit ist reif für Little Nador – auf das dann auch alle stolz sein dürfen und sollen!“

Khalifa Zariouh hat auch eine Vision: Die Umgestaltung der dunkeln und so gar nicht ansehnlichen, abschreckenden Unterführung vom Mintropplatz zur Ellerstraße. „Das geht viel besser und schöner“, ist er überzeugt. „Durch die Unterführung geht man doch nur, wenn man muss.“ Er träumt von einem „Bab Orientale“, dem „Tor zum Ellerstraßenviertel“. Markus Ambach, der bereits erwähnte Düsseldorfer Künstler und Kurator von „Von fremden Ländern in eigenen Städten“ hat diese Vision in Szene gesetzt: Aus dem einstigen Schmutzort ist eine prächtig verzierte Flaniermeile geworden. „Eine großartige Einladung, das Ellerstraßenviertel zu besuchen!“, ist sich *Khalifa Zariouh* sicher (vgl. die Abb. S. 159).

Khalifa Zariouh hat nun das – vorerst – letzte Wort: „Das Ellerstraßenquartier ist ein lebendiges Viertel, prall gefüllt mit Geschichten - und mit Geschichte, an der wir Marokkaner kräftig mitgeschrieben haben.“²³



²³ Für alle, die sich intensiver mit der Geschichte und den Geschichten der marokkanischen Zuwanderung beschäftigen wollen, werden hier einige Titel genannt, die im Literaturverzeichnis Seite S. 195 ff. in diesem Buch mit genaueren Angaben aufgeführt sind: Berding 2020, 147-177: Oberbilk - Ein Blick auf den Stadtteil; Dierke 2023; de Haas 2009; Deutsches Rotes Kreuz 2023, Seite 11; MAP Markus Ambach Projekte 2019; Mommertz 2010; Patisserie Tanger 2018; Schneider/Lukas 2023; Stadtwerke Düsseldorf 2023; Teixeira 2022; Wehrmann/Luigs 2012; Youssafi/ Hajji/ Mokat 2021.

Zeitzeuginnen und Zeitzeugen berichten:
Fatima Elbadr - Zineb Daoudi - Husaian Fannoua - Khalifa Zariouh
Dirk Sauerborn

Fatima Elbadr

Brot für die Ellerstraße – die erste Inhaberin einer Bäckerei auf der Ellerstraße.
Mit Volldampf voraus: Immer 150 Prozent gegeben!



Fatima Elbadr; Foto: © Dirk Sauerborn

Ich heiße *Fatima Elbadr*. Elbadr heißt auf Deutsch „Vollmond“. Ich bin seit 48 Jahren in Deutschland. Am 10.8.1975 bin ich nach Gerresheim gekommen. Gerresheim ist nach wie vor mein Düsseldorfer Lieblingsstadtteil – auch wenn ich nun in „Kappes“-Hamm lebe, auch ein sehr schöner Stadtteil!

Ich war 16, als ich nach Deutschland kam. Ich bin in Fes geboren, schon früh, mit 18, habe ich mein erstes Kind bekommen. Ich bin nicht besonders groß, und damals war ich sehr zierlich. Nicht jeder hat mir geglaubt, dass ich schon Mutter bin – du bist doch selbst noch ein Kind, musste ich manchmal hören. Einmal musste ich beweisen, dass ich schon Nachwuchs habe, da wollte jemand ein amtliches Dokument über meine Mutterschaft. Ich habe in den folgenden Jahren noch weitere vier Kinder bekommen.

Sprachlose Ankunft in Deutschland

Deutsch habe ich mir selbst beigebracht, ich konnte kein Wort Deutsch, als ich hier ankam. Ich war sozusagen sprachlos - ich spreche Arabisch und Französisch, klar, aber Deutsch? Ein aus Marokko mitgebrachtes französisch-deutsches Wörterbuch hat mir geholfen, Deutsch zu lernen. Ich habe mir, wenn ich einkaufen ging, die Bezeichnungen der Artikel, die gebraucht wurden, auf Französisch aufgeschrieben, sie ins Deutsche übersetzt und dann auswendig gelernt. Und dann los, auf in den Kampf! Meist habe ich ja in den kleinen Läden Gerresheims eingekauft, nicht im Supermarkt, und damals musste man noch sagen, was man haben wollte, da war nichts mit Selbstbedienung.

Ich habe von Anfang an den Kontakt zu den Deutschen gesucht und gefunden. Das hat mir natürlich auch dabei geholfen, rasch und gut Deutsch zu lernen. So konnte ich dann bald eine Ausbildung bei Otto Mess, so hieß das Lebensmittelgeschäft damals, machen. Wegen der Betreuung und Erziehung der Kinder konnte ich erst nur Teilzeit arbeiten. Jahre Später, das war 1985, habe ich als Versorgungsassistentin in den Unikliniken gearbeitet.

Ich habe es geliebt, zu backen. Vor allem marokkanisches Brot. Das habe ich fast immer selbst gemacht. Das war nicht nur Hobby, das war Berufung. Meine Berufung. Und aus dieser Berufung habe ich dann 21 Jahre nach meiner Ankunft in Deutschland meinen neuen Beruf gemacht: Ich habe eine Bäckerei eröffnet, mich selbständig gemacht. In Oberbilk, da, wo viele Marokkaner wohnen und Sehnsucht nach gutem marokkanischem Brot haben. Auf der Kölner Straße 291 habe ich 1996 ein geeignetes Ladenlokal gefunden. Wie hat sich mein Mann mit mir gefreut, als ich ihm davon berichtete!

Brot - Behörden - Bürokratie!

Aber dann fingen auch schon die Probleme an: Der Kampf mit den Behörden und der Bürokratie! Man darf in Deutschland ja nicht so einfach eine Bäckerei eröffnen, da muss eine Genehmigung durch die Handwerkskammer her. Ich musste viel lernen, Hygiene, Sicherheit, Buchführung und vieles mehr. Da ich über keinen Meistertitel verfüge, brauchte ich auch noch eine Ausnahmegenehmigung der Handwerkskammer. Da ich über wirklich viel Erfahrung verfüge, habe ich diese Ausnahmegenehmigung erhalten – ich weiß noch, dass ich damals dafür 600 DM Gebühren zahlen musste. Und dann: Der Prüfungstag bei der IHK. Auch diese Hürde habe ich geschafft. Am Ende des Tages war ich dann glückliche Bäckerin, die ihren eigenen Laden führen durfte. Ich habe wirklich alles geschafft, ganz alleine!

Es konnte dann losgehen, ich habe einen Bäcker eingestellt, ich war für den „Rest“ verantwortlich: Einkauf, Verkauf, Buchführung, ich stand von früh bis spät im Laden. Zwischendurch morgens zur Metro. Zwischendurch: Waren ausliefern. Zwischendurch: Buchführung, Abrechnungen, Überweisungen. Und wenn der Bäcker mal wegen Krankheit ausfiel, stand ich auch in der Backstube. Da stand ich oft, es gab so viel zu tun, das hat der Bäcker alleine nicht immer geschafft. Wie oft habe ich mit angepackt. Da begann ein Arbeitstag dann oft schon mal um halb vier und ging bis spät abends.

Einmal kam ein Kunde, das war im Ramadan, gegen 12 Uhr mittags, wollte 20 große Brote. Mein Bäcker hatte schon Feierabend. Den Kunden habe ich natürlich nicht zur Konkurrenz geschickt, ich bin gleich in die Backstube und habe losgelegt. Teig geknetet, Brote geformt, dann rein in den Ofen, die Brote rausgeholt. Das war echt Knochenarbeit! Allein der Brotschieber wiegt ja schon etliche Kilo, ohne Brot! Und ich bin ja nicht gerade groß und war so zierlich. Ich spüre die Schmerzen noch heute – diese Plackerei ist nicht spurlos an mir vorbei gegangen! Ein Teil meiner Gesundheit ist in der Backstube geblieben.

Scheitern – für mich ein Fremdwort!

Manchmal bin ich auf dem Boden der Backstube einfach eingeschlafen, so müde war ich. Aber ich wollte es schaffen. Scheitern, das war nicht drin, das verboten mir meine Ehre, auch mein Stolz. Ich blieb ein halbes Jahr auf der Kölner Straße. Dann gab es Ärger mit dem Vermieter: Er reklamierte wegen der Abluft aus der Backstube Geruchsbelästigung. Und so bin ich dann auf der Ellerstraße gelandet, ebenfalls 1996. Ich war stolze Inhaberin der Bäckerei Casablanca auf der Ellerstraße!

Eine große Herausforderung für mich, in dieser Männerdomäne meine Frau zu stehen! Mein Weg in diesen neun Jahren auf der Ellerstraße war alles andere als leicht, immer wieder lagen Steine auf diesem Weg, die ich wegräumen musste und auch weggeräumt habe. Und es gab auch immer wieder helfende Hände, die mich ein wenig entlastet haben. Trotz alledem: Augen zu und durch, das war und ist meine Devise.

Ein Brot geht um die Welt

Und ich war kreativ, meine Spezialität Batbout, ein ganz besonderes Brot nach einem alten Rezept aus Fes, das man nur dort kannte, ging weg wie „warme Semmeln“. Das gab es zunächst - außer in der Region Fes - nur bei mir auf der Ellerstraße – mittlerweile bekommt man das auf der ganzen Welt. Leider habe ich

das Rezept nicht urheberrechtlich schützen lassen, ich hatte einfach keine Zeit darüber nachzudenken.

Die Leute waren so zufrieden mit meiner Arbeit! Das war mir sehr wichtig, zufriedene Kunden zu haben. Ich weiß nicht mehr, wann es genau war, aber ich werde es nie vergessen. Ich saß im Flugzeug, ich wollte nach Marokko fliegen. Im Flugzeug gab es Khab Ghezal, Kekse mit Mandelfüllung, ein traditionelles marokkanisches Ramadan-Gebäck. Das wurde an die Fluggäste ausgegeben. Und plötzlich stand ein Kunde von mir auf, der wusste, dass ich mit ihm Flugzeug saß. Er stand auf, ein Khab Ghezal in der Hand haltend und rief mir durchs ganze Flugzeug zu „Fatima, deine Khab Ghezal sind viel, viel besser!“. Das hat mich verlegen und auch stolz gemacht.

Echt sauber!

Bei einer Bäckerei wird Hygiene ganz groß geschrieben. Das ist für die Kunden sehr wichtig. Es muss bei hoher Qualität gut schmecken – und es muss sauber sein. Sehr sauber. Auch da war und bin ich Perfektionistin. 150prozentig. Diese Anekdote zum Thema Sauberkeit werde ich nie vergessen. Es war morgens um vier, wir wollten gerade zu backen beginnen. Da habe ich gesagt – wie so oft – nein, erst muss alles glänzen! Und dann haben wir gründlich sauber gemacht. Es hat alles gegläntzt. Und wie es der Zufall will – genau an diesem Tag stand eine unangemeldete Kontrolle des Ordnungsamtes an. Mehrere Mitarbeiter der Stadt im weißen Kittel in der Backstube. Es gab keinerlei Beanstandung, so sauber hätten sie noch keine Backstube angetroffen, so die lobenden Worte der Hygieneprüfer. Die hätten aber auch an anderen Tagen nichts zu kritisieren gehabt, mein Laden ist nie auch nur für eine Stunde dicht gemacht worden! Auch darauf bin ich stolz.

Arbeit, Arbeit, Arbeit!

Wie bereits gesagt: Ich habe immer Volldampf gegeben! In allen Belangen! Ich hatte dafür aber auch zehn Jahre lang keinen Urlaub, kaum Privatleben. War immer erreichbar, habe immer alles möglich gemacht. Arbeit, Arbeit, Arbeit, das hat mein Leben auf der Ellerstraße bestimmt. Und wenn ich mal in die Heimat gereist bin, um Verwandte zu besuchen, habe ich mein Wissen rund ums Backen in einer Patisserie in Fes erweitert.

Immer auf Trab!

Einmal fehlten Umkartons für unsere Ware, die gingen im Fastenmonat immer ganz schnell weg. Das haben wir abends erst festgestellt. Was habe ich gemacht?

Mich frühmorgens ins Auto gesetzt und nach Brüssel gefahren, von dort haben wir die Kartons bezogen. In drei Stunden war ich zurück. Mein Mann, der immer später als ich aufstand, hat das gar nicht mitbekommen. Er hat sich nur gewundert: Wo sind denn plötzlich die Kartons her?“

Als unser Fahrer mal ausfiel, wir hatten Kunden bis nach Aachen – da war es klar, dass ich mich in den Lieferwagen gesetzt habe! Ich war Mädchen für alles, Bäckerin, Geschäftsführerin, Fahrerin, Einkäuferin, Verkäuferin - mindestens fünf Jobs, die ich gleichzeitig gemacht habe. 2004 habe ich den Laden in andere Hände gegeben. Neun Jahre, die mich und mein Leben geprägt haben. Neun Jahre Ellerstraße, die es in sich hatten. Erfüllte, schmerzhaft Jahre. Stolze Jahre.

Zineb Daoudi

Einig in der Vielfalt!



Zineb Daoudi; Foto: © Dirk Sauerborn

Streetwork auf den Straßen Oberbilks

Sie ist 1972 aus Moulay Driss/Marokko nach Deutschland gekommen. Ihre erste Station war Aachen, sie hat dort in einer Schokoladenfabrik gearbeitet. Eigentlich sollte es kein Arbeits-, sondern ein Ausbildungsvertrag werden. Im Grunde genommen ein emanzipatorischer Akt, diese beabsichtigte dreijährige Ausbildung in Deutschland. Sie sollte sozusagen nebenbei lernen, wie die, nach Meinung des Vaters von *Zineb*, ein Widerstandskämpfer gegen die Kolonialisierung Marokkos, weiter entwickelten deutschen Frauen lebten, um deren Lebensstil zu adaptieren und nach der Rückkehr in Marokko umzusetzen.

Vom Fließband zum Wohlfahrtsverband

Die Fesseln der Aachener Fabrik hat sie sukzessive abgelegt, ihr weiterer Lebensweg in Deutschland führte sie über Detmold nach Düsseldorf. In Düsseldorf

arbeitete sie einige Jahre in der Rechnungsstelle eines Warenhauskonzerns. 1984 fand sie dann den Weg zur Arbeiterwohlfahrt, mitten ins Herz von Oberbilk, zur Oberbilker Allee.

Ankunft in Oberbilk

Ich kam im April 1984 nach Oberbilk. Ich habe zunächst als Gehilfin für den Jugendmigrationsdienst und für den Sozialdienst der Arbeiterwohlfahrt auf der Oberbilker Allee gearbeitet, bis ich dann 1985 eine Festanstellung erhalten habe. In Oberbilk war ich drei Jahre, dann bin ich zur Ronsdorfer Straße gewechselt.

Brückenbauerin

Ich verstehe mich und meine Arbeit als Brückenbauerin zwischen den Kulturen. Ich bin tief verwurzelt in der marokkanischen und der deutschen Kultur. Ich war Kultur- und Sprachmittlerin, auch wenn das damals noch nicht so hieß. Ich habe Deutsch unterrichtet und den arabischsprachigen Kindern und Jugendlichen erklärt, wie Deutschland funktioniert und wie die Deutschen ticken. Und ihnen die Fettnäpfchen gezeigt, in die sie hineintappen können. Im Ergebnis kann ich sagen, dass ich dafür gesorgt habe, dass die marokkanischstämmigen Oberbilker Kinder und Jugendlichen auf ihr zukünftiges Leben in zwei Kulturen vorbereitet wurden – ich habe dazu beigetragen, dass das Fundament stimmt und ihr Leben nicht auf Sand gebaut wurde.

Die ersten negativen Eindrücke – viele viel positivere sollten folgen!

Einer meiner ersten Eindrücke von Oberbilk war gar nicht gut – ich habe mein Auto über Nacht auf dem damals noch zugänglichen und kostenlosen Parkplatz vor der Philips-Halle abgestellt – am nächsten Morgen wollte ich es abholen und traute meinen Augen nicht – es war aufgebrochen, überall Scherben und das Radio war geklaut! Die Polizei hat das aufgenommen – und ein paar Wochen später kam der Einstellungsbescheid der Staatsanwaltschaft.

Ja, und ich erinnere mich sehr lebhaft an die vielen großen Häuser auf der Kölner und Ellerstraße, alle so dicht gedrängt, und auch die kleinen Türen vor diesen Häusern und Geschäften, man hat sich kaum getraut, hineinzugehen! Diese Türen waren wie Barrieren.

Die offene Gesellschaft in Oberbilk

Das ist heute, 40 Jahre später, alles ganz anders, die Türen zu den Läden sind offen, die Geschäftsinhaber haben die Auslagen aus dem Laden auf die Straße verlegt. Es

stehen Stühle und Tische auf der Straße, vor den Bistros und Restaurants, die Menschen sitzen auf der Straße. Eine riesige Entwicklung in diesen 40 Jahren! Ich mag das, diese Offenheit im wahrsten Sinne des Wortes, und ich bin mir sicher, die alteingesessenen Oberbilkler mögen das auch!

Mädchen, Mädchen!

1985 haben wir von der AWO ein Mädchenprojekt gestartet, Mädchen im Alter zwischen 14 und 18 sind mit dem Fotoapparat auf die Pirsch gegangen und haben ihr ganz persönliches Oberbilk, so wie sie es sehen, auf Zelluloid gebannt. Da sind ganz eindrucksvolle Werke entstanden!

Das Besondere an Oberbilk – die Menschen! Oder: Einig in der Vielfalt!

Die Menschen in ihrer ganzen Vielfalt, das ist und bleibt für mich das Besondere an Oberbilk. Die trotz ihrer Vielfalt und unterschiedlichster Lebensentwürfe – oder gerade deswegen – zusammenhalten. Die Vielfalt ist das Einigende. Ich habe hier so viele hilfsbereite und offene Menschen gelernt! Zusammenhalt, dieser Begriff und Oberbilk gehören zusammen.²⁴

Husaian Fannoua

Immer unterwegs! Angekommen in Oberbilk! Lebenswege von *Husaian Fannoua* – nach Oberbilk, durch Oberbilk, von Oberbilk nach Marokko ...

Die Schlüsselperson von Aallachi Reisen, wie wir es heute kennen, ist *Housaian Fannoua*, der auch ein bekanntes Gesicht in der deutsch-marokkanischen Community ist. *Housaian Fannoua*, der vor fast 60 Jahren mit seiner Familie aus dem marokkanischen Nador nach Düsseldorf gekommen ist, hat das Reisebüro Aallachi 1992 mit aufgebaut. Und die Idee des Unternehmens mit den Jahren weiterentwickelt und neue Ideen eingebracht, um immer am Zahn der Zeit zu bleiben. Er und seine Geschichte sind das Aushängeschild von Aallachi Reisen und prägen die Kultur des bunten Stadtteils.

Die Geschichte von *Housaian Fannoua* ist öffentlich, man kann sie auf dem Schaufenster des von ihm und Mohammed Aallachi 1992 gegründeten Reisebüros auf der Eisenstraße 11 nachlesen. Wenn es sie noch gäbe, läge das Geschäft

²⁴ Die Lebensgeschichte von Zineb Daoudi ist im Buch Deutsch-marokkanische Lebenswege nachlesbar und steht zum Downloaden bereit unter <https://domid.org/ebook-download-dml/>

unmittelbar an der Trasse der Cöln-Mindener Eisenbahn. Das würde ihm sicher gut gefallen, die Stränge der Eisenbahn als Symbol für das Reisen, denn er liebt das Reisen, das Unterwegssein, das Organisieren von Reisen für sich und andere.



Housaian Fannoua; Foto: © Dirk Sauerborn

Die Geschichte von *Housaian Fannoua* ist öffentlich, man kann sie auf dem Schaufenster des von ihm und Mohammed Aallachi 1992 gegründeten Reisebüros auf der Eisenstraße 11 nachlesen. Wenn es sie noch gäbe, läge das Geschäft unmittelbar an der Trasse der Köln-Mindener Eisenbahn. Das würde ihm sicher gut gefallen, die Stränge der Eisenbahn als Symbol für das Reisen, denn er liebt das Reisen, das Unterwegssein, das Organisieren von Reisen für sich und andere.

„Reisen, es lässt dich sprachlos, dann verwandelt es dich in einen Geschichtenerzähler“, ein Zitat vom Rechtsgelehrten *Ibn Battūta* aus dem 14. Jahrhundert, ganz oben auf der Schaufensterscheibe zu lesen. Nein, sprachlos ist der agile Achtzigjährige, er ist 1936 in einem kleinen Dorf in der Nähe von Nador geboren, nicht, im Gegenteil, die Geschichten sprudeln nur so aus seinem Mund. Sie erzählen vom Unterwegssein, von Arbeit und Familie, vom Ankommen und Weggehen. Und sie erzählen von Oberbilk, seinem Lebensmittelpunkt seit fast 60 Jahren.

Ankunft im Ruhrpott

Ich bin am 17.12.1961 nach Deutschland gekommen, das war knapp zwei Jahre vor dem Anwerbeabkommen. Der Weg führte mich dann, wie es das Abkommen dann später vorsah, in den Steinkohlebergbau, ich war zunächst Tagelöhner auf

der Zeche Langenbrahm in Essen. In der folgenden Zeit war ich dann noch auf weiteren Zechen in Essen und Umgebung eingesetzt, das war harte Knochenarbeit. Von Juni 1962 bis 1966 habe ich dann bei BKS (Hersteller von Schlössern) in Velbert gearbeitet, für damals üppige 3,85 DM pro Tag, das war ein riesiger finanzieller Fortschritt für mich nach den Tagelöhnen! Aber das war auch Schwerstarbeit!

Oberbilk wird zur zweiten Heimat

1966 bin ich dann nach Düsseldorf gekommen, ich habe auf der Emmastraße 8 eine Wohnung gefunden. Da habe ich Glück gehabt, ich musste nicht, wie viele andere auch, in einer Gemeinschaftsunterkunft wohnen. Ich erinnere mich, dass das Gebäude des jetzigen Finanzamtes eine städtisch geführte Einrichtung war, hier haben damals, das muss in den 1960er und 1970ern gewesen sein, hunderte von Ausländern gewohnt.

Gearbeitet habe ich bei Horten, vier Jahre lang, erst im Lager, dann im Verkauf. Mit Hemd und Krawatte! Das war eine richtig gute Zeit, ich erinnere mich an den respektvollen Umgang der Kollegen untereinander, alle waren hilfsbereit, wir waren wie Brüder, es gab keinerlei Hass. Heute spüre ich das zuweilen anders. In dieser Zeit habe ich Deutsch gelernt, auf der Berlitz-Schule auf der Graf-Adolf-Straße.

Beruflich habe ich dann noch einige Stationen gehabt, ich war unter anderem neun Jahre als Berufskraftfahrer bei BKF (Bernd Kaiser Fliesen) beschäftigt, bevor ich 1979/80 bei Mannesmann in Rath als Härteprüfer gearbeitet habe, da habe ich bis 1992 gearbeitet.

„Sagen Sie nie, ich kann nicht!“

Nie vergessen werde ich aus dieser Zeit, wie einmal einer der Direktoren (die Direktoren kannten alle ihre Mitarbeiter!) zu mir kam, mich ansprach und zu mir sagte: „Sagen Sie nie, ich kann das nicht! Was andere können, können Sie auch!“ Das war ja eigentlich schon mein Lebensmotto, mir alles anzueignen, lernen von anderen, auszuprobieren. Aber das war dann noch mal eine schöne Bestätigung.

Ehrenamt

In dieser Zeit wurde ich auch gewerkschaftlich und politisch aktiv, und von 1979 bis 1989, dem Jahr des Falls der Mauer, war ich im damaligen Ausländerbeirat und

dann später Integrationsrat der Stadt Düsseldorf tätig und habe mich für die Belange der Migranten eingesetzt.

Alles ehrenamtlich!

Ehrenamtlich war auch ein Jahr zuvor die Gründung des Marokkanischen Freundeschaftskreises, aus dem kurz darauf der Deutsch-Marokkanische Freundschaftsverein mit 16 Standorten in ganz Deutschland hervorging. Da bin ich seit 1978 Mitglied und seit 1985 ununterbrochen im Vorstand, heute noch. Seit Anfang der 2000er Jahre bin ich auch Mitglied beim Runden Tisch des Düsseldorfer Polizeipräsidenten.

Familie! Familie! Familie! Neun Kinder – „Maschallah“²⁵

Am 17.11.1978 ist meine zweite Frau im Rahmen des Familiennachzugs nach Deutschland gekommen. Das war seit 1976 möglich – und nicht immer einfach. Ich erinnere mich noch genau, dass ich vor der Genehmigung Besuch vom Amt bekam – da wurde nachgeschaut, ob die Wohnung auch groß genug ist, sie solle mindestens 80 qm haben, und ob auch genügend Möbel vorhanden waren.

Ich habe mit meiner ersten Frau, die nie nach Deutschland wollte, und meiner zweiten Frau insgesamt neun Kinder – die mittlerweile alle in Europa leben! Wir sind eine internationale Familie! Zwischenzeitlich sind wir aus Oberbilk weg gezogen, die Wohnung wurde zu klein – wir wohnen nun im „Gurkenland“ – ich liebe diesen Stadtteil und den Namen!

Brückenbauer: Eine Brücke zwischen Orient und Okzident, zwischen Europa und Afrika!

1992 haben wir, *Mohammed Aallachi*, er ist leider 1997 verstorben, und ich dann im Herzen des „marokkanischen Viertels“ unser Reisebüro gegründet. Wir wollten, so unsere Idee, eine Brücke zwischen Orient und Okzident, zwischen Europa und Afrika bauen. Diese Brücke ist auf einem festen Fundament gebaut, sie steht noch heute! Immer noch bieten wir einen Bus-Linienbetrieb nach Oujda an, auch wenn es viel weniger Fahrgäste als in den neunziger Jahren gibt. Die meisten fliegen, das geht schneller und ist weniger anstrengend. Es gibt aber nicht wenige, die wollen nicht fliegen. Die haben manchmal viel Gepäck dabei und sind nicht auf 20 kg wie im Flugzeug beschränkt, im Bus können sie viel mehr mitnehmen, und das werden dann auch schon mal über 100 kg!

²⁵ Maschallah: bewundernder oder zustimmender Ausruf der Muslime

Im Laufe der Jahre entwickelte sich unser Standort auf der Eisenstraße weiter, er wurde zum Kommunikationszentrum für die marokkanischstämmigen Oberbilkler, die in die erste Heimat reisen, dorthin Geld oder Pakete versenden wollten – aber auch zu einem Zentrum der Begegnung und des zwischenmenschlichen Austauschs. Seit einigen Jahren ist ein DHL-Paketshop dazu gekommen, seitdem steht unsere Tür ständig offen, es ist ein rein und raus, und noch immer fahre ich fast täglich ins Geschäft, das mittlerweile mein Sohn *Fouad* führt, weil ich dieses Leben brauche, die Begegnungen mit den Menschen!

Ich habe die Entwicklung in Oberbilk, rund um die Ellerstraße, in den letzten knapp 60 Jahren hautnah miterlebt, es hat sich sehr viel verändert! Aus dem Coop auf der Linienstraße wurde der Nadormarkt, aus der Apotheke auf der Ellerstraße, Ecke Linienstraße wurde zunächst ein türkischer Imbissladen, und nun ist dort eine marokkanische Patisserie beheimatet. Auf der Ellerstraße gab es kaum Geschäfte, auf der Eisenstraße gar keine. Nun gibt viele gastronomische Angebote, Lebensmittelläden, Geschäfte des täglichen Bedarfs. Und uns.

Housaian Fannoua steht stolz vor seinem Geschäft. Er könnte noch stundenlang weitererzählen. Auf der Schaufensterscheibe neben ihm steht die beste Zusammenfassung, die man sich denken kann:

„Mitten im Herzen der Landeshauptstadt Düsseldorf gelegen, zwischen marokkanischen Supermärkten und Cafés, die mit ihrer Farbpracht ihrer Obst-, Gemüse- und Kräuterstände und den Düften von Gewürzen, frischem Minztee und Kaffee all Ihre Sinne auf eine kulinarische Reise schicken, liegt das Reisebüro Aallachi. Die Eisenstraße in Düsseldorf-Oberbilk steht in der Tradition eines Arbeiterviertels, das im Laufe der Jahrzehnte, in denen Marokkaner nach Düsseldorf gezogen sind, zu einem multikulturellen Lebensmittelpunkt gestaltet wurde. Auf unseren Straßen hören sie ein sprachliches Sammelsurium aus tamazight²⁶, arabisch, rheinländischem Platt und hochdeutsch.“

Er hat kräftig mitgewirkt an diesem Prozess der Wandlung eines Stadtteils. Heute würde man das partizipierende Quartiersgestaltung nennen.

Khalifa Zariouh

„Die Zunge hat keinen Knochen“. *Khalifa Zariouh* erzählt. Vom Damals. Und vom Heute.

²⁶ Tamazight ist eine in Zentralmarokko sowie dem angrenzenden algerischen Gebiet von zwei bis drei Millionen zumeist mehrsprachigen Menschen gesprochene Berbersprache.



Khalifa Zariouh –Bahnunterführung Ellerstraße und seine Vision vom ‚Bab Orientale‘; Grafik: © Markus Ambach; vgl. dazu auch S. 147; Foto: © Dirk Sauerborn

Aus der Schule auf den Bau

Ich bin vor genau 50 Jahren, 1972, nach Deutschland gekommen. Ich war in Marokko gerade noch auf der Schule, habe meinen Abschluss gemacht – und ein paar Wochen später hatte ich anstelle des Stiftes das Stemmeisen und die Maurerkelle in der Hand. Als ich mich beworben hatte, wurde ich zur ärztlichen Untersuchung in Marokko vorgeladen. Da wurde dann selektiert. Haben dir zwei Zähne gefehlt – keine Chance, rechts abtreten, der Nächste bitte. Das war wie auf dem Viehmarkt. Wir haben nichts gesagt, wir wollten ja nach Deutschland. Arbeiten. Und dann zurück nach Marokko.

Ich habe in Düsseldorf gewohnt, bin aber erstmal wochen- und monatelang im Wohnwagen durchs ganze Land gefahren. Von Baustelle zu Baustelle. Von Montag bis Freitag. Und am Wochenende war ich dann wieder in Düsseldorf. Am Samstag habe ich weitergearbeitet. Und sonntags auch. Da haben wir die Häuser der Poliere hochgezogen, Geld gab's bar auf die Hand. Immer etwas mehr als unter der Woche, offiziell auf dem Bau gab es weniger. Dazu gab es oft Bier, der Polier hat dann einfach eine Kiste hingestellt. Und wir haben getrunken. Auch wenn es

verboten ist nach unserer Religion. Die Häuser standen meist in den Vororten, Wittlaer, Angermund. Diese Häuser waren gut ausgestattet, klar. Mit Bad und WC.

„Der kann ja schreiben!!“

An eine Baustelle erinnere ich mich noch ganz genau. Der Vorarbeiter fragte nach meinem Namen, ich nannte ihn: *Khalifa Zariouh*, sagte ich. Er verstand den Namen nicht, ich wiederholte ihn. Wieder verstand er nicht oder wollte nicht verstehen. Ich weiß es nicht. Ich nahm einen Zettel und schrieb darauf meinen Namen. Ich gab ihm den Zettel. Ich werde nie vergessen, wie er erst auf diesen Zettel starrte, irgendwie fassungslos, mich anschaute, dann wieder auf den Zettel starrte und dann mit dem Zettel über die Baustelle rannte und jedem, dem er begegnete, den Zettel zeigte und schrie „Der kann ja schreiben!“. Das hat echt wehgetan, damals. Und tut heute noch weh, auch wenn die Wunde verheilt ist. Aber die Narbe spüre ich noch.

Unter Tage – Wohnen im Verschlag

Unsere „Wohnungen“ hatten kein Bad und WC. Wir haben im Keller gehaust. Mancher Vermieter hat es sich ganz einfach gemacht: Im Keller eine billige dünne Wand hochgezogen, Holz, Pappe, ein Verschlag, mehr nicht, zwei Etagenbetten rein, fertig war das „Zimmer“ für vier Personen. Gepinkelt haben wir in Flaschen, weil wir keine Lust hatten, nachts hoch ins Treppenhaus zu steigen, wo das Klo war. Es gab keine Heizung. Im Winter war es kalt. Feucht. Heute denke ich mir: Wo waren damals die Behörden, das Bauamt, das Gesundheitsamt, wer hat sich um die Menschenrechte gekümmert damals? Ich glaube, die Behörden wussten, wie wir da untergebracht waren. Aber die haben ein Auge zugedrückt. Nein, beide Augen!

Nein, nicht alle haben so gehaust. Aber ich, und das ist meine Geschichte. Und die hat im Keller angefangen. Ganz unten. Geduscht haben wir auf der Baustelle. Das ist auch so eine Geschichte. Da mussten wir erst mal Holz suchen, das verbrennen und mit der Hitze aus dem Feuer haben wir das Wasser warm gemacht. Ein echt langwieriger Prozess. Manchmal schaue ich auf die Dusche in meiner Wohnung, drehe den Hahn auf, und sofort kommt auch das warme Wasser, und ich erinnere mich daran, wie mühselig das damals alles war.

Manchmal würde ich gerne meinen ehemaligen Wohnkeller noch mal aufsuchen. Nachspüren, wie das war, im Keller aufbewahrt zu werden. Von Wohnen und Leben kann man ja nicht sprechen, das war mehr Vegetieren. Aber diese

Keller gibt es ja nicht mehr. Da werden jetzt andere Dinge aufbewahrt. Aussortierte Elektrogeräte. Alte PCs. Weinflaschen.

Ausbeutung

Heute denke ich, wir sind richtig ausgebeutet worden. Malochen bis zum Umfallen. Wörtlich! Und das waren selten kleine Unternehmer, die ja teilweise auch ums Überleben kämpfen mussten. Da waren meist die großen Unternehmer. An einen erinnere ich mich sehr gut. Ein feiner Politiker der FDP, der hat es in den sechziger Jahren sogar bis zum Bürgermeister von Düsseldorf geschafft. Beruflich war der Bauunternehmer, der hatte ein Riesengeschäft in Heerdt.

Maul halten – wir sind in Deutschland, da wird nicht aufgemuckt.

Vom Arbeitsschutz haben wir nichts mitbekommen. Schutzschuhe? Gab es die ersten Jahre nicht. Das kam erst später. Da wurden wir dann endlich halbwegs ausgestattet. Aus den Arbeitsklamotten sind wir dann nicht mehr rausgekommen. Auch in der Freizeit haben wir die Sachen getragen. Um Geld zu sparen. Für zuhause.

Integration – Erst mal Fehlanzeige!

Viele von uns sprachen kein oder kaum Deutsch. Manche konnten nicht lesen, noch nicht mal die Schilder auf den Straßen. Viele von uns wurden aus ihren Familien herausgerissen. In Marokko haben sie mit zehn und mehr Verwandten, Mutter, Vater, Geschwister, Onkel, Tanten, Neffen und Nichten in einem Haus gelebt. Da gab es immer jemanden, der da war. Man war nie allein.

Hier war das dann anders. Da war man auf sich gestellt. Musste alles selber regeln, mit seiner Einsamkeit zurechtkommen. Ja, die Kollegen, aber wann sah man die schon, wir haben ja nur gearbeitet. Manche wurden depressiv, wollten nach Hause, zurück nach Marokko. Alleine haben die es nicht geschafft, wegzukommen. Die mussten warten, bis mal wieder welche von uns Urlaub in Marokko gemacht haben, an die haben die sich dann gehängt. Die Reise, mit dem Zug quer durch Frankreich und Spanien war ja sehr beschwerlich, man musste drei bis viermal umsteigen, und dann mit der Fähre rüber nach Marokko.

Manche wurden Alkoholiker. Irgendwie und irgendwo stand ja immer ein Kasten Bier auf der Baustelle. Das ist kein Klischee, das war so. Und einige von uns haben zugegriffen. Obwohl es haram ist. Immer wieder, und irgendwann konnten sie nicht anders. Ich erinnere mich noch, wie damals einer von uns Bier kaufen gegangen ist. Der konnte nicht lesen, der hat einfach ins Regal gegriffen – und

Malzbier mitgebracht. Wir warteten auf die Wirkung des Bieres – die ausblieb. Da haben wir dann die Besoffenen gespielt, sind rumgetorkelt, haben gelallt und waren doch komplett nüchtern.

Lohnfortzahlung im Krankheitsfall – keine Ahnung von nix!

Wir wurden auch nicht informiert. Wir wussten nichts von Rentenversicherung oder Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Wir haben drei Monate gearbeitet, dann wieder nach neuer Arbeit gesucht. Die Zeiten dazwischen, auch wenn wir in Marokko auf Urlaub waren, zählten nicht für die Rente. Deshalb müssen einige von uns heute mit einer Rente von deutlich unter 1000 € auskommen, weil sie viele Fehlzeiten haben. 50 Jahre geschuftet, um dann mit 900 € die letzten paar Jahre verbringen zu müssen. Nicht wenige sind zurück nach Marokko, körperlich am Ende, teilweise vergiftet vom Asbest auf den Baustellen, die haben noch ein paar Monate gelebt, in der Heimat und sind dann gestorben.

Trotzdem will ich dankbar sein. Die ersten Jahre waren hart. Irgendwann habe ich das mit der Ausbeutung kapiert. Habe da nicht mehr mitgemacht. Aber viele von uns kamen aus sehr einfachen Verhältnissen, waren nicht auf der Schule in Marokko, waren zum Teil Analphabeten. Die haben sich weiter ausbeuten lassen. Ich habe dann eine Stelle bei der Stadt bekommen. Da ging es mir dann deutlich besser, hatte eine geregelte Arbeitszeit, zwar auch Schichtdienst, dafür hatte ich unter der Woche frei. Viele von uns gingen später zur Stadt, waren bei der Müllabfuhr, im Klärwerk. Das war auch Drecksarbeit, aber geregelte. Ich habe es geschafft. Ich war in all den frühen Jahren nur eine Woche arbeitslos gemeldet, ich erinnere mich noch, dass ich da 99 DM bekommen habe. Werde ich nie vergessen. Und sonst: keine staatliche Unterstützung, nie. Außer Kindergeld. Darauf bin ich stolz.

Man kann nicht mit einer Hand klatschen, sagt ein marokkanisches Sprichwort. Wir haben doch irgendwie gut zusammengehalten, haben uns gegenseitig unterstützt und geholfen. Manche haben es nicht geschafft, die sind an ihrer Einsamkeit und am Alkohol vor die Hunde gegangen. Ich hatte mehr Glück.

Oberbilk – der „Hinterhof der Stadt“?



Bahnunterführung Oberbilkler Allee - Blick in Richtung Oberbilk

Die Wandmalerei im Vordergrund
ist dem jüdischen Zahnarzt Dr. Waldemar Spier gewidmet.
Er starb kurz nach seiner Befreiung aus dem KZ Auschwitz
an den Folgen der mörderischen Haftbedingungen.
An seiner letzten Wohnadresse Kölner Str. 248
erinnert ein Stolperstein an ihn.

© Foto: Thomas L.H. Schmidt

Düsseldorf-Oberbilk: Vom ‚Hinterhof der Stadt‘ zum begehrten Immobilienstandort

Helmut Schneider

Dem Stadtteil Oberbilk, hinter dem Düsseldorfer Hauptbahnhof gelegen und von Bahngleisen eingerahmt, haftet seit seiner Entstehung Mitte des 19. Jahrhunderts ein schlechter Ruf an. Das erste Industrie- und Arbeiterviertel der Stadt galt als „Hinterhof“ der Stadt, als „Stadtteil hinter den Gleisen“, es war das „Schmuddelkind“ unter den städtischen Quartieren. Auf die Bevölkerung des Stadtteils, die sich vor allem aus zugewanderten Arbeitskräften zusammensetzte, blickten die ansässigen Bürger²⁷ Düsseldorfs mit einer Mischung aus Angst und naserümpfender Ignoranz herab. Die diskriminierende Außenwahrnehmung lässt sich wie ein roter Faden durch die gesamte Geschichte des Stadtteils verfolgen. Was von außen vielfach als fremd, schmutzig und gefährlich wahrgenommen wurde, wirkte auf andere anziehend. Früher waren es vor allem die Arbeit in den Fabriken und die Möglichkeit, in der Nähe des Arbeitsplatzes wohnen zu können. Auch heute ist vergleichsweise günstiger Wohnraum noch ein Faktor für die Zuwanderung, für manche spielt aber auch der Umstand eine Rolle, in einem multikulturellen Umfeld ‚anders‘ sein zu können, ohne deswegen stigmatisiert zu werden. Mit dem gewachsenen Interesse von Immobilieninvestoren an Oberbilk ist die Außenwahrnehmung des Stadtteils in den letzten Jahren noch um eine paradoxe Facette reicher geworden.

Oberbilk - der Stadtteil an den Gleisen

Bevor Oberbilk zum Stadtteil *hinter* den Gleisen wurde, war es zunächst ein Stadtteil *an* den Gleisen und *entlang* der größeren, schon vor der Industrialisierung vorhandenen Straßen, allen voran die Kölner Straße und Eller Straße. Oberbilk entstand als erstes Industrie- und Arbeiterviertel Düsseldorfs Mitte des 19. Jahrhunderts in einem vormals noch zu Bilk gehörenden ländlichen Gebiet vor den Toren der ehemaligen Residenzstadt und späteren preußischen Verwaltungssitzes Düsseldorf. Aufgrund der wenig ertragreichen Böden war landwirtschaftliche Nutzung nur begrenzt möglich, das Gebiet war entsprechend dünn besiedelt.

²⁷ Die Bezeichnungen ‚Bürger‘ oder ‚bürgerlich‘ beziehen sich hier und im Folgenden nicht auf einen rechtlichen Status. Gemeint ist eine mehr oder weniger gutsituierte Bevölkerungsschicht mit spezifischem Lebensstil und standesbewussten Weltanschauungen. Im rechtlichen Sinn waren auch die Arbeitsmigranten Bürger der Stadt.

Im Jahr 1852 hatte die Dorfschaft Oberbilk lediglich 972 Einwohner (vgl. Glebe 1998, 60). Es war, in den poetischen Worten des Schriftstellers *Dieter Forte*, ein verlassenes „Fleckchen Erde, das jahrhundertlang als Ödnis unter einem offenen Himmel lag, Sand und Gesträuch, einsames Gehölz und unbekannte Wege zwischen Morgen- und Abenddämmerung, Sonnen- und Regentagen.“ Das aber sollte sich grundlegend ändern, als ab 1850 „in einem Schöpfungsakt von wenigen Jahren aus diesem stillen, gottvergessenen Brachland ein vibrierender, feuerspeiender, ohrenbetäubender Ort entstand. ... Industrianten hießen die Erbauer dieser neuen Welt, die wie vulkanisches Urgestein schnell aufschloß ... aus kleinen Werkstätten immer größere Fabriken schuf, aus kleinen Wohnhäusern immer größere Ansiedlungen ...“ (Forte 1992, 199 f.).

Da es in Düsseldorf keine nennenswerte gewerbliche Tradition gab, war die entstehende Industrie von Beginn an auf die Zuwanderung von Arbeitskräften angewiesen. Die aus unterschiedlichen Herkunftsregionen stammenden Arbeiter brachten ihre je eigene Sprache, Religion und Lebensart mit, sie pflegten ihre eigenen Feiertage und kulinarischen Vorlieben. Es entstand „eine vielsprachige, fremdartige, künstlich geschaffene neue Welt aus vielerlei Kulturen, eng zusammenlebend, den Gesetzen der Produktion folgend in den Stahl- und Eisenwerken, Walz- und Hammerwerken, Dampfkessel- und Röhrenfabriken ...“ (ebenda, 201).

Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Industrialisierung, von England ausgehend auf dem europäischen Festland zunächst in Belgien, vor allem im Raum Lüttich, Fuß gefasst. Von hier kamen auch die ersten Industrieunternehmer, die auf der Suche nach neuen Standorten, von denen sie sich gute Erträge versprachen, die Stadt Düsseldorf entdeckt hatten. In Düsseldorf kreuzten sich wichtige Überlandstraßen, wichtiger noch waren aber die Lage am Rhein und die Nähe zu den Bergbaurevieren. Der Rhein hatte seit 1831 als Gütertransportweg enorm an Bedeutung gewonnen. Durch ein Abkommen der Rheinanlieger wurden überkommene Hemmnisse wie das Kölner Stapelrecht aufgehoben und der freie Warenverkehr auf dem Fluss bis zur Mündung garantiert (Henkel/Fritschi 2015, 9).

Konkurrierende Eisenbahnpioniere

Ausschlaggebend für die Standortwahl der ersten Industrieunternehmer waren neben der Verfügbarkeit preiswerter Grundstücke im ländlichen Umland Düsseldorfs vor allem die schon seit Ende der 1830er Jahre bestehenden privaten Eisenbahnlinien. Die erste Eisenbahnlinie Westdeutschlands, die *Düsseldorf-Elberfelder*

Eisenbahn (später *Bergisch-Märkische Eisenbahn*), war bereits 1838 mit einer Teilstrecke bis Erkrath in Betrieb genommen worden. Die Entscheidung war für eine Trasse gefallen, die durch die vor den Toren der Stadt liegende Dorfschaft Oberbilk führte. Der weitere Ausbau bis Elberfeld, heute Teil der Stadt Wuppertal, erfolgte im Jahr 1841. Das Tal der Wupper mit den städtischen Zentren Elberfeld und Barmen hatte sich mit dem Textilgewerbe sowie die Städte Solingen, Remscheid und deren Umgebung für die Eisenverarbeitung zu einem schon früh industrialisierten Raum entwickelt (vgl. Reulecke 1980). Die Bahn verband diesen Pionieraum mit Düsseldorf und damit auch mit dem Rhein als Transportweg. Die Stadt Düsseldorf hatte sich erfolgreich gegen konkurrierende Streckenpläne durchsetzen können. Mit der im Jahr 1872 erfolgten Betriebsaufnahme der Ruhrtalbahn, die im Bereich der heutigen Kiefern- und Ruhrtalstraße in Flingern von der Hauptstrecke der Bergisch-Märkischen Bahn nach Elberfeld abzweigte und über Grafenberg und Rath nach Kettwig und Kupferdreh (heute Stadtteile von Essen) führte, war auch eine Verbindung in das Kohlerevier an der Ruhr gegeben.

Mit der *Cöln-Mindener Eisenbahn* kam 1845 eine zweite, ebenfalls private Bahnlinie hinzu. Sie führte von Köln-Deutz über Düsseldorf nach Duisburg und durch das rheinisch-westfälische Kohlerevier nach Minden. In Minden waren über die Weser als Binnenwasserstraße die für den Warenexport wichtigen Überseehäfen Bremen und Bremerhaven erreichbar. Mit der 1847 fertiggestellten Verlängerung der Bahnstrecke bis Hannover bestand neben der schon existierenden Kanalverbindung nun auch eine direkte Eisenbahnverbindung von Düsseldorf nach Berlin. Nur wenige Jahre später wurde Düsseldorf auch mit dem linksrheinischen Streckennetz verbunden: Über eine Stichbahn erreichte man vom Graf Adolf-Platz aus das Rheinufer und von da über eine Schiffsbrücke die linksrheinische ‚Rheinstation‘. Von hier war unter anderem eine Verbindung nach Aachen und darüber hinaus bis Belgien und damit zum wichtigen Seehafen Antwerpen gegeben (vgl. Stüber 2004; Wessel 2010, 62 f.).

In den 1870er Jahren wurde das Streckennetz im Raum Düsseldorf noch durch die Linien der bis dahin vor allem linksrheinisch vertretenen *Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft* erweitert. Ein von Köln-Mülheim kommende Strecke stellte 1874 über Düsseldorf-Eller einen Anschluss an die schon existierende Ruhrgebietsstrecke der Gesellschaft her. Im Jahr 1879 folgte die Bahnstrecke von Düsseldorf-Derendorf nach Elberfeld und von dort nach Dortmund (vgl. Stöters 1988).



Bogenförmiger Türsturz über dem Eingang zum ehemaligen Verwaltungsgebäude der Wagonfabrik Carl Weyer & Co. (1861- 1939) in der Kölner Straße, Oberbilk. Der englische Eisenbahnhistoriker *Edward Foxwell* (1889) hatte die Eisenbahnen „Engel ihrer Zeit“ genannt (Foxwell/Farrer 1889). Die an sakrale Motive erinnernde Gestaltung des Türsturzes drückt die euphorischen Erwartungen aus, die im 19. Jahrhundert mit den ersten Eisenbahnen verbunden wurden; Foto: © *Helmut Schneider*

Treibendes Motiv der Streckenpolitik der privaten Bahngesellschaften war die Konkurrenz um Reisende, vor allem aber um die lukrativen Kohletransporte aus dem Ruhrgebiet. Die Trassen verliefen oft parallel zu schon existierenden Strecken, innerstädtische Straßenzüge wurden durch immer mehr Gleise durchtrennt und die zahlreichen ebenerdigen Bahnübergänge führten zu unerträglichen Verkehrsverhältnissen. „Die Gleise schnürten das Quartier ein ... ein stählernes Band, geflochten aus zahlreichen ineinanderlaufenden, auseinanderlaufenden, sich kreuzenden Strängen, ein sich ständig stärker einspinnender Kokon ...“ (Forte 1992, 201). Der privatwirtschaftliche Betrieb der Eisenbahnen geriet zunehmend in Widerspruch zu den Erfordernissen einer effizienten Verkehrsorganisation für die expandierende Industrie und behinderte zudem die städtebauliche Entwicklung Düsseldorfs. Die Folgen des Streckenchaos der Privatbahnen riefen schließlich den Preussischen Staat auf den Plan, der 1880 die Cöln-Mindener und die Rheinische Eisenbahngesellschaft und 1882 auch die Bergisch-Märkische Bahn verstaatlichte (Endmann 1987, 33; Henkel/Fritschi 2015, 29).

Eisenbahn und Stadtentwicklung

In der Dorfschaft Oberbilk, im ländlichen Raum am Ostrand Düsseldorfs gelegen, war für die ersten Industrieansiedlungen genügend Bauland vorhanden, das aufgrund der landwirtschaftlich wenig ertragreichen Böden zu günstigen Preisen erworben werden konnte. Durch die Lage im Schnittpunkt von zwei Bahnlinien waren durch eigene Werksanschlüsse und über eine Verbindungsbahn zum Wasserweg des Rheins wichtige Routen für den An- und Abtransport von Rohstoffen und die Erzeugnisse der Industrie gegeben. Die Kopfbahnhöfe beider Bahngesellschaften lagen am südlichen Ende der Königsallee, dem heutigen Graf Adolf-Platz. Mit einer Verbindungsbahnstrecke der Cöln-Mindener Bahn zwischen ihrem südlichen und nördlichen Gleisstrang wurde der Kopfbahnhof umgangen und vom Güterverkehr entlastet (vgl. Karte). Die Trasse der Bergisch-Märkischen Bahn verlief durch das so geschaffene ‚kleine‘ Gleisdreieck, aus dem später nach der Reorganisation des Schienennetzes ein ‚großes‘ werden sollte. Damit waren optimale infrastrukturelle Standortvoraussetzungen für die Ansiedlung der ersten Industriebetriebe gegeben.

Die städtebauliche Entwicklung Oberbilks erfolgte bis Mitte der 1880er Jahre weitgehend ungeplant, eine bauliche Verbindung mit dem historischen Stadtkern bestand noch nicht. Die entstehenden Fabriken orientierten sich an den Bahnlinien, die Wohnbebauung für die Arbeiterbevölkerung entwickelte sich in möglichst großer Nähe zu den Arbeitsstätten. Sie folgte dabei dem historisch gewachsenen Straßen- und Wegenetz. Einen Schwerpunkt bildete der Raum zwischen Kölner und Ellerstraße. Hier lebten im Jahr 1885 rund drei Viertel der 11.800 Einwohner Oberbilks (Glebe 1998, 66 f.). Die räumliche Nähe zu den Fabriken war zwingend. Die Arbeitsplätze mussten fußläufig erreichbar sein, öffentlicher Nahverkehr existierte noch nicht (noch im Jahr 1902 bediente von neun städtischen Straßenbahnlinien nur eine Oberbilk) und bis zur Jahrhundertwende war das Fahrrad ein für Arbeiter unerschwingliches Luxusgerät (Wessel 2023, 24). Die Arbeitstage waren mit zwölf Stunden und mehr sehr lang, zudem konnten unvorhergesehene Ereignisse im Produktionsablauf schnelle Einsätze auch außerhalb der regulären Arbeitszeit erfordern.

Abgrenzung von Bürgertum und Arbeiterbevölkerung

Die Ansiedlung von Fabriken, zunächst noch außerhalb des historischen Kerns der Stadt, war für das Düsseldorfer Bürgertum in mehrfacher Hinsicht vorteilhaft und erwünscht. Durch die vorherrschenden Westwinde blieb man von den schmutzigen, übelriechenden und schadstoffbelasteten Immissionen der weiter

östlich gelegenen Industrie weitgehend verschont. Da der gesamte Stadtraum Düsseldorfs in der Westwindzone liegt, wurden die Wohnquartiere der bürgerlichen Bevölkerung im westlich gelegenen Innenstadtraum nicht durch Rauch, Ruß, sonstige Abgase und den Lärm der Fabriken belastet. Feuchte Luftmassen strömen in der Regel aus westlicher und nordwestlicher Richtung in den Düsseldorfer Stadtraum, da sich das Relief in Richtung der niederrheinischen Ebene bis zum Atlantik öffnet (Fey 2004, 28).

Da sich die Bahnhöfe beider Bahnlinien am südlichen Ende der Königsallee im Bereich des heutigen Graf Adolf-Platzes befanden, bot der Standortvorteil Eisenbahn auch in den bereits dichter besiedelten Teilen der Stadt einen Anreiz für die Ansiedlung von Industriebetrieben. Bei der dort schon ansässigen Bevölkerung stieß dies allerdings auf wenig Gegenliebe. Unmittelbar angrenzend an die beiden Bahnhöfe war in den 1850er Jahren der planmäßig am Reißbrett entworfene, nach dem preußischen König Friedrich Wilhelm IV benannte Stadtteil Friedrichstadt als bevorzugtes Wohngebiet für Beamte und Offiziere entstanden (von Looz-Corswarem/Mauer 2012, S. 247). In diesen bürgerlichen Kreisen war man wenig angetan von der geplanten Ansiedlung von Produktionsstätten der Eisen- und Stahlindustrie in der Nachbarschaft. Befürchtet wurde die Beeinträchtigung der Lebensqualität im eigenen Wohnumfeld. Neben der Belastung durch Lärm und Rauch dürfte noch ein weiterer Faktor eine bedeutende Rolle gespielt haben: Man wollte den „proletarischen Pöbel“, die in den Fabriken tätigen Arbeiter und ihre Familien, nicht vor der eigenen Haustüre haben! Diese ablehnende Haltung hatte sehr konkrete Auswirkungen: So entschieden sich etwa die Gebrüder *Richard*, Industrieunternehmer aus der belgischen Wallonie, nach Auseinandersetzungen mit Hausbesitzern und Anwohnern in der Friedrichstadt schließlich für das damals noch räumlich deutlich von den dichter bebauten Quartieren der Stadt getrennte, weiter östlich gelegene, noch ländlich geprägte Oberbilk als Standort für ihre Puddle-Öfen, Schmiede- und Schweißfeuer und Schmiedehämmer (vgl. Glebe 1998, 60; Nückel 1990, 48 f.).

Durch den Protest von Immobilieneigentümern und Anwohnern in der Friedrichstadt, man könnte darin die Frühform einer Bürgerinitiative sehen (eine Bezeichnung, die es damals freilich noch nicht gab), hatte das bürgerliche Düsseldorf erstmals seine scharfe soziale und kulturelle Abgrenzung von der Arbeiterbevölkerung und den Fabriken des entstehenden Industrie- und Arbeiterviertels Oberbilk markiert. Dieses Beispiel sollte Schule machen: Der Gemeinderat der benachbarten Dorfschaft Eller wehrte sich 1857 in einem Schreiben an den Landrat gegen den Zuzug von Oberbilker Arbeitern, weil man dadurch eine „Belastung“ der eigenen Gemeinde befürchtete (Nückel 1990, 50).

Der schlechte Ruf, der Oberbilk in der Außenwahrnehmung anhaftet, zieht sich in wandelnden Formen wie ein roter Faden durch die Geschichte des Stadtteils bis in die Gegenwart. Seinen historischen Ursprung hat er in der Arbeitsmigration, die mit der Gründung der ersten Industrieunternehmen einsetzte, und darin, wie diese Zuwanderung durch die ansässige bürgerliche Gesellschaft wahrgenommen wurde. Da Düsseldorf als preußisches Verwaltungszentrum und ehemalige Residenzstadt über keine nennenswerte gewerbliche Tradition verfügte, mussten die in den Fabriken benötigten Arbeitskräfte zunächst in der näheren Umgebung, zunehmend aber auch in entfernteren Regionen angeworben werden. Die ersten Industrieunternehmer brachten ihre Facharbeiter mit, später zogen auch ungelernete Arbeitskräfte nach. Sie kamen aus Belgien, vor allem aus dem schon früh industrialisierten wallonischen Raum um Lüttich, dann aus der Eifel und später auch aus weiter entfernten Regionen. Auch aus den preußischen Ostprovinzen, aus Polen und Böhmen, kamen Zuwanderer nach Oberbilk, ihr Anteil blieb aber vergleichsweise gering. Die innerstädtische Umzugsintensität wie auch die Mobilität über die Stadtgrenzen hinaus war in den Jahren vor und nach Jahrhundertwende in Düsseldorf extrem hoch, in Oberbilk dürfte sie sogar noch über dem städtischen Durchschnitt gelegen haben (vgl. Glebe 1989, 65). Dieses ständige Kommen und Gehen, die dauernde Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung, hat in der Außensicht auf den Stadtteil zweifellos den Eindruck verstärkt, einer fremden, multikulturellen Welt gegenüberzustehen.

Bei den Arbeitsmigranten handelte es sich zunächst überwiegend um junge Männer, die sich durch Sprache oder Dialekt, durch ihr Erscheinungsbild, teilweise auch durch die durch die harte Arbeit mitbedingten rauen Umgangsformen von der ansässigen Bevölkerung Düsseldorfs unterschieden. Sie wurden deswegen als fremd und bedrohlich wahrgenommen. Das galt etwa für die belgischen Ziegelbrenner, die oft nur für eine Saison kamen und in dieser Zeit meist keinen festen Wohnsitz hatten. Die relativ gut verdienenden Kesselschmiede, die unter anderem in der 1854 von *Gobiet & Dumolin* gegründeten Dampfkesselfabrik arbeiteten oder in der Kesselschmiede von *Jaques Piedboeuf*, aus der später die Vereinigten Kesselwerke (VKW) hervorgehen sollten, standen in dem Ruf, nicht gerade zimperlich, gelegentlich auch unter Einsatz ihrer Körperkraft für ihre Interessen einzutreten (vgl. Nüchel 1990, S. 49 f.).

Die von einer Mischung aus sozial und kulturell bestimmter Ablehnung und Angst geprägte Wahrnehmung der proletarischen Bevölkerung durch bürgerliche Schichten stellt allerdings keine Besonderheit Düsseldorfs dar, wie zahlreiche Beschreibungen aus anderen Teilen Deutschlands und Europas zeigen. Diese Wahrnehmung war vielmehr Ausdruck des mit der Industrialisierung einher-

gehenden scharfen Klassengegensatzes zwischen der rasch wachsenden Arbeiterbevölkerung auf der einen, sowie kapitalistischen Unternehmern, bürgerlicher Gesellschaft und staatlicher Politik auf der anderen Seite. Mit verallgemeinernden und meist abwertenden Zuschreibungen von außen („fremd“, „gefährlich“, „kriminell“ ...) wurde der Blick auf die differenzierte soziale und kulturelle Realität der Arbeitermilieus versperrt.

Darin ist eine wichtige historische Ursache für das Auseinanderfallen von *Außen-* und *Selbstwahrnehmung* der sozialen Milieus in Arbeitervierteln wie Oberbilk zu sehen. Verständnis und Verständigung über soziale und kulturelle Grenzen hinweg waren so nur schwer möglich. Aus der Perspektive des bürgerlichen Düsseldorf war Oberbilk - so hat es der Schriftsteller *Dieter Forte* in seinem Roman „Das Muster“ beschrieben – „ein unbekanntes Gebiet voller Gefahren, wo man seines Lebens nicht sicher war“. (Forte 1992, 201; Infokasten zu Le Bon).

Infokasten

Le Bon und die Psychologie der Massen – ein schwieriges Erbe

Die von einer Mischung aus sozial und kulturell bestimmter Ablehnung und Angst geprägte Wahrnehmung der proletarischen Bevölkerung durch bürgerliche Schichten war keine lokale Besonderheit Düsseldorf. Wie aber lässt sich diese Wahrnehmung erklären? Die Industrielle Revolution im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert war eine nach historischen Maßstäben in relativ kurzer Zeit erfolgende grundlegende Umwälzung, die nicht nur Technik und Wirtschaft, sondern alle Lebensbereiche der Gesellschaft erfasste. Alle sich industrialisierenden Gesellschaften waren im 19. und bis weit ins 20. Jahrhundert durch scharfe soziale Gegensätze geprägt. Der Klassengegensatz zwischen kapitalistischen Unternehmern, bürgerlicher Gesellschaft und staatlicher Politik auf der einen und der zahlenmäßig schnell anwachsenden Arbeiterbevölkerung auf der anderen Seite wurde zum sozialen und politischen Kernkonflikt der Industrialisierung (Feldhoff/Schneider 2022, 37). Die nach regionaler Herkunft und kultureller Identität meist sehr heterogene Arbeiterbevölkerung, ihre Lebensweise, die Form der sozialen Auseinandersetzungen wie etwa Streiks, die dabei erhobenen Forderungen, bei denen Gewerkschaften und politische Arbeiterparteien zunehmend eine wichtige Rolle spielten, wurden vom Bürgertum als fremd, bedrohlich, manchmal fast so gefährlich wie eine feindliche

ausländische Macht wahrgenommen (vgl. dazu am Bsp. der Ruhrbergarbeiter Brüggermeier 2018, S.168 ff.).

Einer der Begründer der Massenpsychologie, *Gustave Le Bon* (geb. 1841), hatte im 19. Jahrhundert die Industrialisierung und damit verbunden die Entstehung der Massengesellschaft und die Herausbildung von Großstädten in Frankreich erlebt. Er war Zeitgenosse des revolutionären, von der arbeitenden Bevölkerung in Paris getragenen Massenaufstands der „Pariser Kommune“ im Frühling 1871. „Die Massen“ wurden von den damaligen sozialen Eliten als entpersonalisierte und irrational handelnde Menge wahrgenommen. In ihren Augen verkörperte diese anonymisierte Menge die Gefahr des sozialen Umsturzes, gefährdete die tradierte öffentliche Ordnung und war Auslöser von Bedrohungs- und Angstgefühlen. Verstärkt wurde diese Wahrnehmung durch das rasche Anwachsen der Arbeiterbevölkerung im Zuge der Industrialisierung. Aus unterschiedlich weit entfernten Regionen zogen Arbeitsuchende in die entstehenden industriellen Zentren. Sie brachten unterschiedliche kulturelle Prägungen und soziale Lebensweisen mit. Die Arbeitermilieus waren in der Regel kulturell nicht homogen, eher multikulturell geprägt. Auch deswegen wurden sie von der bürgerlichen Gesellschaft als fremd wahrgenommen. Verhaltensweisen, die nicht den bürgerlichen Normen entsprachen, begegnete man mit Unverständnis.

Für das aus seiner Sicht irritierende Verhalten der Massen lieferte *Le Bon* eine umstrittene, bis heute aber immer noch einflussreiche psychologische Erklärung: Der Einzelne verliere in der Masse Identität, Verstand und Selbstkontrolle, er verschmelze, so seine These, sozusagen mit den vielen anderen zu einem leicht manipulierbaren und unberechenbar handelnden Kollektiv (Le Bon 1950/1895, Reicher 2023). Gegen diese Interpretation hatte der deutsche Soziologe *René König* (1956) den treffenden Einwand formuliert, „die ganze Massenproblematik“ sei im Grunde nichts anderes als die optische Täuschung eines bürgerlichen Beobachters, der aus seinem Blickwinkel eine Ordnung betrachte, die nicht die seine war. *Königs* Kritik hat bis heute nichts an Aktualität verloren! Denn hinter *Le Bons* Masse verschwinden nicht nur die Individuen, aus diesem Blickwinkel sind auch die nach regionaler Herkunft und kultureller Identität differenzierten sozialen Strukturen in den entstehenden Arbeitermilieus sowie das reiche soziale und kulturelle Leben, das in zahl-

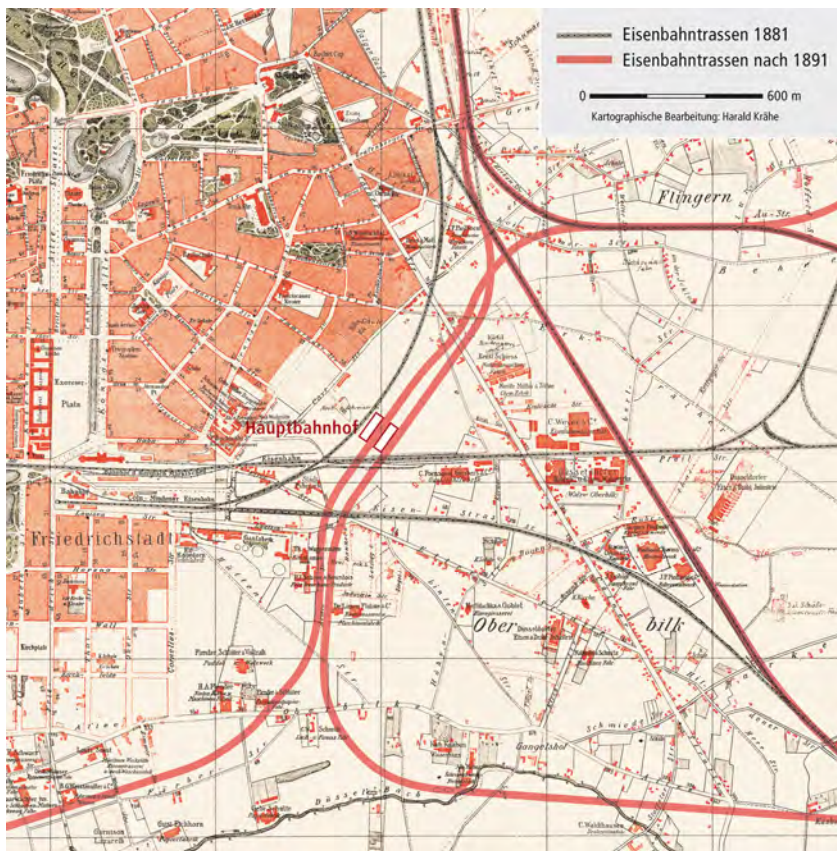
reichen Vereinen, in Gewerkschaften, Religionsgemeinschaften, politischen Parteien und zunehmend auch in einer eignen kulturellen Identität zum Ausdruck kam, nicht mehr sichtbar. Mit der Projektion eigener Ängste und Fantasien, mit verallgemeinernden und meist abwertenden Zuschreibungen von außen, versperrte sich die bürgerliche Gesellschaft den Blick auf die differenzierte soziale und kulturelle Realität der Arbeitermilieus (vgl. dazu mit aktuellen Beispielen aus Frankreich ähnlich auch Reicher 2023). Darin ist eine wichtige historische Ursache für das Auseinanderfallen von *Außen-* und *Selbstwahrnehmung* der sozialen Milieus in Arbeitervierteln wie Oberbilk zu sehen – mit Langzeitfolgen bis heute.

Vom Stadtteil an den Gleisen zum Stadtteil hinter den Gleisen

Die wechselseitige Abgrenzung zwischen bürgerlicher Stadtgesellschaft und Arbeiterbevölkerung, die Selbst- und Fremdwahrnehmung des Arbeitermilieus als eine besondere ‚Welt für sich‘, hatte sich, bedingt durch unterschiedliche sozial und kulturell definierte Lebensweisen zwischen ansässiger Stadtbevölkerung und zuwandernden Arbeitsmigranten, an fast allen von der Industrialisierung erfassten Standorten entwickelt. Sozial war die Bevölkerung in Oberbilk jedoch nicht völlig homogen, vertreten waren auch besser bezahlte Gruppen wie Facharbeiter, Meister, Angestellte, Beamte und selbstständige Gewerbetreibende (Glebe 1998, 76; Wessel 2013, 46). Zahlenmäßig dominierend waren aber Fabrikarbeiter und Handwerksgesellen, deren Lebensweise das von der bürgerlichen Gesellschaft deutlich unterschiedene Arbeitermilieu prägte. Soziokulturelle Abgrenzungen dieser Art haben in der Regel auch eine räumliche Dimension, es bilden sich Stadtviertel heraus, deren Bewohner oft eine ausgeprägte eigene Identität entwickeln, was nicht nur die Selbstwahrnehmung, sondern auch die Wahrnehmung von außen betrifft. Für das Industrie- und Arbeiterviertel Oberbilk kam aber noch eine ortsspezifische Besonderheit hinzu, durch die die soziokulturelle Abgrenzung zum bürgerlichen Düsseldorf eine im Stadtbild sichtbare, sehr markante bauliche Entsprechung erhielt.

Der Verstaatlichung der Bahn durch den Preußischen Staat Anfang der 1880er Jahre, eine Reaktion auf das Strecken- und Verkehrschaos, das die miteinander konkurrierenden Privatbahnen erzeugt hatten, folgte eine Reorganisation des innerstädtischen Eisenbahnnetzes in Düsseldorf, die 1884 zwischen der preußischen Eisenbahnverwaltung und der Stadt Düsseldorf vertraglich vereinbart wurde (Hüttenberger 1988, 615 ff.; Glebe 1998, 72). Die Hauptveränderungen bestanden

zum einen darin, die Kopfbahnhöfe der Privatbahnen am Graf Adolf Platz zugunsten eines neuen, als Durchgangsbahnhof gestalteten Zentralbahnhofs am Ostrand der damals bebauten inneren Stadt aufzugeben. Zum anderen wurden die bisherigen Strecken der Bergisch-Märkischen und der Cöln-Mindener Eisenbahn, die den sich entwickelnden Stadtteil Oberbilk in west-östlicher Richtung durchschnitten, aufgegeben. Auf der aufgelassenen Bahntrasse der Cöln-Mindener Eisenbahn konnten sich dann die Eisen- und Mindener Straße zu normalen Stadtteilstraßen entwickeln. Die neue, von Süden kommende Haupttrasse der Bahn wurde nun in einem weiten Bogen südlich der Oberbilkier Allee um den Stadtteil herum zum neuen Hauptbahnhof geführt. Dadurch entstand mit der bereits bestehenden Cöln-Mindener Verbindungsbahn ein ‚großes‘ Gleisdreieck. Der gesamte Stadtteil Oberbilk war damit von Bahngleisen umschlossen (Glebe 1998, 73).



Eisenbahntrassen vor und nach 1891
*Kartegrundlage: Hofacker 1881, Endmann1987, 37 (Plan von Düsseldorf 1891),
 Landeshauptstadt Düsseldorf: maps.duesseldorf.de, Kartographie: Harald Krähe*

Ein wichtiges Ziel der Reorganisation des städtischen Schienennetzes bestand darin, den kreuzungsfreien Verkehr von Bahn und Straße zu ermöglichen. Als Lösung wählte man nördlich und südlich des neuen Zentralbahnhofs für die wichtigsten Verbindungsstraßen zwischen dem Stadtteil Oberbilk und dem Stadtzentrum Bahnunterführungen. Dafür mussten die Gleise auf rund vier Meter hohe Dämme hochgelegt werden, unter denen die Kölner, Eller-, Erkrather und Gerresheimer Straße sowie im Süden die Oberbilker Allee durch zum Teil sehr lange Tunnel hindurchgeführt wurden. Nördlich, bereits außerhalb des Oberbilker Gleisdreiecks, hatte man dagegen ab der Ackerstraße als Lösung Straßenbrücken gewählt, die die Gleisanlagen überspannten (Endmann 1987, 43; Glebe 1998, 73; Henkel/Fritschi 2015, 33).

Die Bahndämme trennten den Stadtteil wie eine Mauer vom übrigen Düsseldorf ab. „Hinter dem Bahndamm lag eine andere Welt mit einer anderen sozialen und wirtschaftlichen Struktur“ (Glebe 1998, 73). Aus dem Stadtteil entlang der Gleise und Straßen war in der Außenwahrnehmung der „Stadtteil hinter den Gleisen“, der „industrielle Hinterhof der Stadt“ geworden. Der Historiker *Peter Hüttenberger* hat die Reorganisation des Schienennetzes, die den Interessen sowohl des bürgerlichen Teils der Stadtgesellschaft wie der Industrie großzügig entgegenkam, eindrücklich beschrieben: „Diese Projektierung ... drängte die rußigen, staubigen, und schmutzigen Fabriken und Werkstätten in Oberbilk, Lierenfeld und Unterbilk hinter die großen Gleisdämme, die Alt-Düsseldorf im Osten umfassen sollten, zurück, so dass man in der Düsseldorfer Innenstadt zwischen Rhein und Bahnanlagen kaum noch Industrie wahrnehmen konnte. Das Stadtzentrum wurde in die Lage versetzt, Räume für Bürohäuser, Läden, Gaststätten, gehobene Wohnviertel und Parks freizuhalten.“ (Hüttenberger 1988, 623).

Die einschneidende Wirkung der neuen städtebaulichen Situation hat der Schriftsteller *Dieter Forte* in eindrücklichen Sprachbildern festgehalten: „... auf Dämme hochgelegt, umgaben die Gleise das Quartier wie ein Oval, schufen einen kleinen Kontinent, umschlossen ihn durch einen hohen Wall wie eine chinesische Mauer, die die Grenzen zu anderen Erdteilen bildete. Die Hauptausgänge zur Stadt ... waren langgezogene, unter vielen Gleisen durchführende Höhlengänge, dämmrige, ständig tropfende, vom Kohlenstaub der Lokomotiven verrußt, von hallenden Donnern der darüberfahrenden Züge erschreckte, von weißen Dampfschwaden durchzogene Vorhöllen. Ausgangstore in eine andere, fremde, oft ganz und gar unbekannte Welt, Eingangstore in das heimatliche Quartier. ... Düsseldorf (war) ein nichtexistierendes Land und umgekehrt Oberbilk für Düsseldorf ein weißer Fleck auf der Stadtkarte, terra incognita, ein unbekanntes Gebiet voller Gefahren, wo man seines Lebens nicht sicher war, hingegen für die, die hier lebten,

der einzige Ort in der Welt, an dem man sich sicher fühlte, allerdings musste man die ungeschriebenen Gesetze kennen.“ (Forte 1992, 201 f.)

Das Arbeiterquartier Oberbilk wurde durch die Bahndämme vom eleganten bürgerlichen Düsseldorf abgetrennt und in eine Abseitslage gedrängt. Das wurde von den Bewohnern des Stadtteils einerseits als diskriminierender Ausschluss, zugleich aber auch als Schutz empfunden, denn die Bahndämme wirkten auch wie „Festungsmauern“, die unerwünschte äußere Einflüsse fernhielten. Die Regeln des Zusammenlebens, die außerhalb galten, die viele nicht einmal kannten, hatten hinter diesen Mauern keine Gültigkeit. Im Oberbilker Arbeitermilieu lebte man nach eigenen Regeln, die sich aus der gemeinsamen Arbeit und der Gemeinsamkeit des Wohnens entwickelt hatten. Dazu gehörten milieuspezifische Formen von Toleranz, der Umgang mit internen Streitigkeiten, das Verhältnis zu Vorgesetzten und Obrigkeit, oder auch ein Gerechtigkeitsgefühl, nach dem zum Beispiel je nach Umständen ein Diebstahl nicht zwingend auch als solcher bewertet werden musste (vgl. zur Herausbildung eines sozialmoralischen Arbeitermilieus in Oberbilk Schneider 1998b, 203 ff.). „Von außen wurde das als Chaos angesehen, als totale Anarchie, als gesetzesfreier Raum, von innen als eine gute menschliche Ordnung, die alle zusammenleben ließ“, so die pointierte Beschreibung des Unterschieds von Fremd- und Selbstwahrnehmung des Oberbilker Arbeitermilieus bei *Dieter Forte* (Forte 1992, 203). Dieser Unterschied war bereits vorhanden, er wurde nicht erst durch die Reorganisation des Schienennetzes und die Hochlegung der Gleise auf Dämme hervorgebracht, wohl aber durch diesen städtebaulichen Eingriff vertieft und nachhaltig verstärkt - mit Auswirkungen bis heute.



Bahnunterführung Kölner Straße - Blick von Oberbilk Richtung Innenstadt
© Foto: Helmut Schneider

Die Neuordnung der Gleisführung und die Errichtung des neuen Zentralbahnhofs an dem Standort, an dem er sich auch heute befindet, brachte für die Bewohner Oberbilks erhebliche Nachteile mit sich. Bisherige Straßenverbindungen wurden gekappt, Zugang zur inneren Stadt boten nur noch die wenigen Bahnunterführungen nördlich und südlich des neuen Bahnhofs. Auch der Zugang zum Bahnhofseingang auf der Westseite des Gebäudes war nur durch den Umweg durch diese Unterführungen möglich, da es auf der Oberbilk zugewandten Ostseite keinen eigenen Zugang gab. In Oberbilk wurde das schmerzlich als diskriminierende Benachteiligung empfunden. Die Anlagen des Oberbilker Stahlwerks an der Ostseite des Bahnhofs stellten ein Hindernis für den ungestörten Zugang dar.²⁸ Allerdings gab es durch einen unter den Gleisen hindurchgeführten sogenannten „Wirtschaftstunnel“ bereits eine Verbindung zu den östlichen Bahnanlagen. Dieser Tunnel wurde aber, zum Ärger der politisch Verantwortlichen der Stadt, nie zu einem öffentlichen Durchgang ausgebaut. Auch in den folgenden Jahren scheiterten alle Versuche, den Bahnhof nach Osten zur Oberbilker Seite zu öffnen (Endmann 1987, 42).

Die Oberbilker Bevölkerung musste sich noch bis zum Jahr 1986 gedulden, bis endlich der ersehnte Ostzugang zum Hauptbahnhof realisiert wurde. Dies wurde möglich, nachdem das Oberbilker Stahlwerk in den 1970er Jahren seine Produktion eingestellt und 1979 den Standort endgültig geräumt hatte. Damit konnte nun im Zuge einer umfassenden Neugestaltung des ehemaligen Stahlwerksgeländes mit dem heutigen Bertha von Suttner Platz sowie der als Cityerweiterung konzipierten angrenzenden Neubebauung auch der Bahnhof umgebaut und nach Osten in Richtung Oberbilk geöffnet werden (Glebe 1998, 73 f.; Glebe/Schneider 1998, 102 ff. Leitzbach 2028, 303 f.).

Der Bahndamm als politische und militärische Grenze

Die *soziale* und *kulturelle* Abgrenzung zwischen Arbeitermilieu und bürgerlicher Gesellschaft war mit dem Aufkommen der Arbeiterbewegung und ihren Institutionen wie Vereinen, Gewerkschaften und Parteien zunehmend auch zu einer *politischen* Abgrenzung geworden. In Düsseldorf „trennte der von Nord nach Süd verlaufende Bahndamm die bis 1900 entstandene Stadt in zwei Welten: den alten bürgerlichen Westen und den sich entwickelnden ...Osten Düsseldorfs mit dem Zentrum Oberbilk und dem belegschaftsstarken Stahlwerk.“ (Wessel 2023, 46). Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die politische Grenze zwischen dem

²⁸ Siehe zum Oberbilker Stahlwerk den Beitrag in diesem Buch S. 16 ff.

Arbeiterstadtteil Oberbilk und dem bürgerlichen Düsseldorf für kurze Zeit sogar zur militärischen Grenze.

Die Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg bedeute zugleich das Ende des Kaiserreichs. Ausgelöst durch eine Matrosenrevolte Ende 1918 hatte sich eine revolutionäre Massenbewegung gegen den kaiserlichen Militär- und Obrigkeitsstaat entwickelt. Diese als Novemberrevolution bezeichnete Bewegung führte landesweit zur Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten. Auch in Düsseldorf hatte sich ein solcher Arbeiter- und Soldatenrat konstituiert, der zeitweise die Macht ausübte und in der Oberbilker Arbeiterbevölkerung starken Rückhalt fand (Nüchel 1990, 62; Wessel 2023, 47). Die politische Auseinandersetzung über die Frage, ob die demokratische Neuordnung Deutschlands auf parlamentarischem oder rätedemokratischem Weg angestrebt werden sollte, spitzte sich immer mehr zu. Als die von der Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) geführte Reichsregierung schließlich im Januar 1919 die aus demobilisierten Soldaten gebildeten Freikorps in Berlin zur Niederschlagung der Rätebewegung einsetzte, kam es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. In Düsseldorf eskalierte die Situation im April 1919, als auf Anordnung der Reichsregierung das berüchtigte Freikorps Lichtschlag in Düsseldorf einmarschierte. Die Anhänger der Rätebewegung, in denunziatorischer Absicht zu Unrecht pauschal als „Spartakisten“ bezeichnet, zogen sich in die „Festung“ Oberbilk, eine Hochburg der Düsseldorfer Arbeiterbewegung, zurück. Jetzt war der Bahndamm nicht mehr nur soziale, kulturelle und politische Grenze, für kurze Zeit wurde er nun sogar zu einer militärischen ‚Frontlinie‘, mit den Eisenbahnunterführungen als stark bewachten und umkämpften Durchgängen (Wessel 2023, 47). Den mit Artillerie und Minenwerfern vorgetragene Angriffe der Freikorps-Einheiten hatten die schlecht bewaffneten revolutionären Arbeiter aber wenig entgegenzusetzen. Sie mussten schließlich nicht nur den Bahndamm, sondern auch die Barrikaden am Oberbilker Markt und in der nahegelegenen Ellerstraße räumen und sich in Richtung Eller zurückziehen. Über ihre Niederlage in Oberbilk berichtete am 15. April 1919 sogar die New York Times auf ihrer Titelseite: „Troops defeat Duesseldorf Spartacides“ („Truppen besiegen Düsseldorfer Spartakisten“)²⁹. Die bürgerliche Außenwahrnehmung Oberbilks als fremd und gefährlich wurde damit noch um eine weitere Facette erweitert und verstärkt: das Quartier erschien nun auch als bewaffnete Bedrohung.

²⁹ Zum sogenannten „Spartakus-Aufstand“ in Oberbilk siehe auch den Beitrag in diesem Buch auf Seite 107ff.

Oberbilk – das „rote Viertel“

Auch nach dem Abklingen der revolutionären Welle waren die Nachwirkungen weiter spürbar. Oberbilk blieb politisch ‚eine Welt für sich‘. Auf die Arbeiterparteien SPD, USPD und KPD entfielen bei den reichsweiten Wahlen bis in die 1930er Jahre mit kleineren Schwankungen zusammen immer Stimmenanteile von rund 40 % und mehr, deutlich mehr als im landesweiten Durchschnitt. Dabei verschoben sich die Gewichte zunehmend zugunsten der KPD und zu Lasten SPD (die USPD spielte als Partei nach 1922 politisch keine Rolle mehr). Gemessen an den Wahlergebnissen war die KPD in Oberbilk zeitweise die stärkste Partei (vgl. Wessel 2023, 46 ff.). Das trug dem Stadtteil den Ruf des „roten Oberbilk“ ein. Allerdings muss dieses Bild relativiert werden: Auch zusammen entfielen auf die beiden Arbeiterparteien KPD und SPD immer nur relative Stimmenmehrheiten. Die katholische Zentrumsparterie konnte bis Anfang der 1930er Jahre mit durchgehend 20 % und mehr ebenfalls beachtliche Stimmenanteile verbuchen. Und mit dem raschen Erstarken der Nationalsozialisten in den 1930er Jahren erwuchs den Arbeiterparteien schließlich eine immer gefährlichere Konkurrenz von Rechtsaußen. Die KPD konnte ihre starke Stellung aber bis zu ihrem Verbot im Jahr 1933 behaupten. Noch zu Beginn dieses Jahres fand auf dem Oberbilker Markt eine der letzten großen Protestkundgebungen gegen die Nationalsozialisten statt (Kussmann 1989, 227; Nüchel 1990, 66).

Auch nachdem sich die NS-Diktatur etabliert hatte, war Oberbilk für die neuen Machthaber ein schwieriges Pflaster, sie mussten den Stadtteil regelrecht erobern (Kussmann 1989, 227). Oberbilk blieb für sie eine fremde Welt, die sie nicht vollständig kontrollieren konnten. Das lässt sich - trotz des tragischen Endes - exemplarisch an der Geschichte des jüdischen Oberbilkers *Moritz Sommer* zeigen. *Moritz Sommer* konnte sich bis kurz vor Kriegsende in Oberbilk verstecken, wurde aber im April 1945, wenige Tage vor Kriegsende, von einer NS-Heeresstreife aufgegriffen, schwer misshandelt und ermordet.³⁰ Bis dahin hatte er in der Linienstraße, danach in einem Gartenversteck in Oberbilk gelebt. So konnte er Verhaftung und Deportation in ein Konzentrationslager entgehen. Möglich war das aber nur, weil er von Freunden und Nachbarn unterstützt und geschützt wurde. Ein Zeitzeuge berichtet: „Ich bin in Oberbilk groß geworden. Und es war fast wie eine große Kommune mit den Leuten in den Straßen um uns herum. Von daher bestand also nicht die Gefahr, dass Herr Sommer, solange er bei uns wohnte, denunziert wurde. Denn Oberbilk war ja das sogenannte ‚rote Viertel‘. Da wohnten früher viele Kommunisten.“ (zit. nach Nüchel 1990, 69). Der Schriftsteller *Dieter Forte*

³⁰ Siehe dazu auch den Beitrag in diesem Buch auf S. 123 f. sowie Jakobs o.J.

hat diese Geschichte in seinem Roman „Der Junge mit den blutigen Schuhen“ literarisch verarbeitet (Forte 1995,193): Als *Moritz Sommer*, in Fortes Roman heißt er *Opa Winter*, nicht mehr in der Linienstraße wohnen konnte, „nahmen ihn andere Familien auf. Er lebte mit ihnen in ihren Wohnungen, mit dem Einverständnis der Hausbesitzer und der Nachbarn, obwohl alle wussten, dass darauf die Todesstrafe stand, aber sie nahmen ihn auf und nahmen ihn bei den Luftangriffen mit in den Keller, obwohl auch das bei Todesstrafe verboten war.“ Dass sich *Moritz Sommer* verstecken musste, weil er Jude war, war für die meisten, die davon wussten, „das Selbstverständlichste von der Welt“. Auch wenn die Beschreibung in Fortes Roman idealisierend überhöht sein mag: Es dürfte in Düsseldorf nur wenige Orte gegeben haben, wo sich Geschichten wie diese hätten abspielen können. Oberbilk war auch in dieser Hinsicht ‚anders‘.

Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Oberbilk

Die Aussicht auf bezahlte Arbeit in der schnell wachsenden Industrie Oberbilks hatte seit Mitte des 19. Jahrhunderts viele Menschen aus der näheren Umgebung, aber auch aus dem Ausland angezogen. Im Laufe des Zweiten Weltkriegs, der am 1. September 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen begonnen hatte, kamen erneut ausländische Arbeitskräfte nach Oberbilk, in ihrer weit überwiegenden Mehrheit diesmal jedoch nicht freiwillig, sondern weil sie zur Arbeit in den Fabriken des Stadtteils gezwungen wurden. Als Kriegsgefangene und ausländische Zwangsarbeiter³¹ sollten sie die Lücken in der Wirtschaft füllen, die die umfangreichen Einberufungen deutscher Arbeitskräfte und die wachsenden Verluste an der Front gerissen hatten. Hinzu kamen die Folgen der Deportation der jüdischen Bevölkerung, der Opfer von Luftangriffen und der Evakuierung von Frauen und Kindern. Dies hatte spürbare Auswirkungen auf die Zusammensetzung der Bevölkerung. Der Historiker *Peter Hüttenberger* schreibt pointiert: „Düsseldorf verwandelte sich in eine Stadt der Frauen und der Alten, der ausländischen Arbeiter und deutschen Führungskräfte.“ (Hüttenberger 1990b, 639). In Oberbilk arbeiteten, in ihrer großen Mehrheit zwangsweise, Tausende in den Industriebetrieben der Oberbilker Stahlwerke, der Schiess AG und der Vereinigten Kesselwerke - neben Russen, Polen und Ukrainern auch Italiener, Belgier und Franzosen. (vgl. Nüchel 1990, 68).

³¹ Auf die kritische Diskussion des Begriffs der Zwangsarbeit während des Zweiten Weltkriegs, der sich auf eine verwirrende Vielzahl von Arbeitsverhältnissen beziehen kann, die sich nicht immer eindeutig zuordnen lassen, kann hier nicht weiter eingegangen werden (vgl. dazu Leissa/Schröder 2002).

Die abwertende Außensicht auf Oberbilk als ein von Fremden bevölkerter Stadtteil, von denen möglicherweise Gefahren drohen, dürfte sich damals auch mit einem Gefühl der Beklemmung gemischt haben, sofern man die vielfach menschenunwürdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen dieser Fremden überhaupt zur Kenntnis nahm. Besonders dürfte das für die rund 600 Häftlinge im KZ-Außenlager Stoffeln am Stoffeler Kapellenweg in Oberbilk zutreffen. Das Außenlager des KZ Sachsenhausen, es war eines von fünf KZ-Außenlagern in Düsseldorf, bestand von Oktober 1942 bis Februar 1943. Es gab dort schwere Misshandlungen. In den wenigen Monaten seines Bestehens starben 136 Häftlinge. Damit gehörte das Lager Stoffeln zu den KZ-Außenlagern mit der höchsten Todesrate (Henkel/Wolters 2017). Die Häftlinge wurden im Auftrag der Stadt Düsseldorf zur Trümmerbeseitigung nach Luftangriffen eingesetzt. Damit gerieten sie unweigerlich auch in den Blick der Stadtbevölkerung. Unter den brutalen Schlägen der Aufseher mussten die Häftlinge morgens und abends durch Oberbilk laufen (Mommertz 2010, 51). „Mit dem Lager Stoffeln kam das Thema Konzentrationslager sichtbar in der Düsseldorfer Bevölkerung an.“ (Henkel 2016, 19). Mit diesem düsteren Kapitel der Düsseldorfer Geschichte dürfte sich bei manchen in die Außensicht auf den Stadtteil als einer vielsprachigen und fremdartigen Welt zu dem Gefühl der Beklemmung auch Scham gemischt haben. Denn angesichts der KZ-Häftlinge auf den Straßen der Stadt ließ sich die beruhigende Selbsttäuschung, von nichts gewusst zu haben, schwerlich aufrechterhalten. Doch es gab auch Zeichen der Hilfsbereitschaft: So berichteten Zeitzeugen in Oberbilk, wie KZ-Häftlingen heimlich Brot und Zigaretten zugesteckt wurden (Henkel 2016, 19 ff.).

Zuwanderungen in der Nachkriegszeit

Die Bevölkerungsentwicklung Oberbilks in der Nachkriegszeit zeichnete sich erneut durch starke Wanderungsbewegungen aus. Nach den während des Krieges Evakuierten, die wieder in den Stadtteil zurückkehren, kamen Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten und der sowjetisch besetzten Zone, der späteren DDR. Trotz der erheblichen Kriegszerstörungen hatte Oberbilk 1949 bereits wieder 19.046 Einwohner, 1953 wurde mit 33.498 Einwohnern der Vorkriegsstand übertroffen. Im Jahr 1961 kletterte die Einwohnerzahl mit 43.221 Einwohnern auf den nie wieder erreichten Höchststand. Rund ein Viertel der damaligen Bewohner stammte aus Ostdeutschland und den ehemaligen deutschen Ostgebieten (Glebe 1998, 83). In gewisser Weise erlebte Oberbilk damit wieder eine Zuwanderung von ‚Fremden‘, auch wenn sie in diesem Fall dieselbe Sprache sprachen und denselben Pass hatten. Dies betraf vor allem die Wahr-

nehmung von außen. In Oberbilk selbst ermöglichten die milieuspezifischen Formen des toleranten Umgangs mit kulturellen Unterschieden und Fremdheit, die sich seit der Entstehung des Arbeiterstadtteils herausgebildet hatten, eine weitgehend konfliktfreie Integration.

Erleichtert wurde das auch durch den wirtschaftlichen Wiederaufbau, der vor dem Hintergrund des ‚Kalten Krieges‘ zwischen Ost und West und der politischen Grundsatzentscheidung in Westdeutschland für eine kapitalistische freie Marktwirtschaft in den 1950er Jahren rasch Fahrt aufnahm (vgl. Fuhrmann 2018). Der Wirtschaftsaufschwung verhalf der Oberbilkler Eisen- und Stahlindustrie noch einmal zur Blüte und damit vielen Menschen zu Arbeitsplätzen und Einkommen. Allerdings konnte die von der dynamischen Wirtschaftsentwicklung ausgelöste Nachfrage nach Arbeitskräften durch den einheimischen Arbeitsmarkt bald nicht mehr befriedigt werden.

Ausländische Arbeitsmigration und demographische Veränderungen

Zur Lösung des Problems wurden zu Beginn der 1960er Jahre in großem Umfang ausländische Arbeitskräfte angeworben. Oberbilk wurde damit wie schon rund 100 Jahre zuvor zum Ziel von Arbeitsmigranten. Sie kamen jetzt in noch größerer Zahl, vorwiegend aus den mediterranen Anwerbeländern, zu Beginn aus Italien, Griechenland und Spanien, seit Mitte der 1960er Jahre aus Jugoslawien, der Türkei und zuletzt aus Marokko, mit dem die Bundesregierung schon 1963 ein erstes Anwerbeabkommen abgeschlossen hatte. Oberbilk hatte als Wohnstandort für die Ankommenden zum einen den Vorteil der Nähe zu den industriellen Arbeitsplätzen, zum anderen boten aber auch die schlecht ausgestatteten Altbauten preisgünstigen Wohnraum. Ein erheblicher Teil der deutschen Bevölkerung, vor allem Familien, die es sich leisten konnten, verließen in den 1960er Jahren im Zuge der Suburbanisierung den Stadtteil und machten so Wohnungen frei.

Die Arbeitsmigration seit den 1960er Jahren unterschied sich allerdings in einem wesentlichen Punkt von der im 19. Jahrhundert: Die industrielle Entwicklung in Oberbilk stand nicht mehr am Anfang, sondern befand sich bereits in der Endphase (Glebe 1998, 83). Schon in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre setzte ein massiver wirtschaftlicher Strukturwandel ein, der mit den parallel verlaufenden Prozessen der Deindustrialisierung und Tertiärisierung die Wirtschaftslandschaft in Düsseldorf und auch in Oberbilk nachhaltig verändert hat. Die ursprünglich am Rand der Stadt gelegenen Industriestandorte, die durch die räumliche Expansion der Stadt inzwischen zu innerstädtischen Standorten geworden waren, wurde fast vollständig aufgegeben. Davon war der Stadtteil Oberbilk massiv

betroffen. Im Jahr 1979 wurde der Stahlwerkstandort hinter dem Hauptbahnhof geräumt, der Betrieb war schon in den 1960er Jahren eingestellt worden. Und mit der Produktionseinstellung der Vereinigten Kesselwerke, des letzten großen Industriebetriebs, endete im Jahr 1991 die Industriegeschichte Oberbilk, die Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen hatte. (Glebe/Schneider 1998, 116 f.)

Von den zugewanderten ausländischen Arbeitsmigranten sind viele geblieben. Sie haben nach dem Anwerbestopp im Jahr 1973 im Rahmen des Familiennachzugs ihre Familien nachgeholt und leben inzwischen in zweiter und dritter Generation in Oberbilk. Sie haben den Stadtteil nicht nur demographisch, sondern auch im Stadtbild sichtbar geprägt, wie etwa die marokkanisch-stämmige Bevölkerungsgruppe im Ellerstraßen-Viertel.³² Heute leben in Oberbilk knapp 31.000 Menschen, der Anteil der Bewohner mit ausländischer Staatsangehörigkeit liegt mit 37 % deutlich über dem gesamtstädtischen Durchschnitt (knapp 24 %). In Oberbilk sind weit über 100 Nationalitäten vertreten. Hauptherkunftsländer sind, in dieser Reihenfolge, die Türkei, Griechenland, Syrien, Polen und Marokko. In der Bevölkerung sind Personen mit Migrationshintergrund mit einem Anteil von knapp 58 % deutlich in der Mehrheit (gesamtstädtischer Durchschnitt: rund 43 %) (Stand 31.12. 2021; Landeshauptstadt Düsseldorf. Amt für Statistik und Wahlen). Zu den Arbeitsmigranten und ihren Nachkommen kamen auch immer wieder Flüchtlinge, die ihre Heimat wegen Kriegen, Katastrophen, aus materieller Not oder in der Hoffnung auf ein besseres Leben verlassen hatten und in Oberbilk ein vorübergehendes, manchmal aber auch ein dauerhaftes Zuhause fanden.

Durch den nahezu vollständigen Wegfall der Industriearbeitsplätze wurde die ökonomische Grundlage des Stadtteils radikal verändert, aber auch die vormals enge räumliche Verzahnung von Wohnen und Arbeiten hat sich zunehmend aufgelöst. Arbeitslosigkeit und materielle Not nahmen zu. Viele Industriearbeiter haben außerhalb des Stadtteils oder auch außerhalb Düsseldorfs neue Arbeitsplätze gefunden, andere sind in handwerkliche und handwerksähnliche Tätigkeitsbereiche ausgewichen (vgl. Geist/Glebe 1998). Prekäre Beschäftigungsverhältnisse, das heißt solche, die ohne formale Ausbildung oder besondere Qualifikation ausgeübt werden können, haben nicht nur bei handwerksähnlichen Tätigkeiten, sondern vor allem auch im Dienstleistungssektor stark zugenommen.

In der Außenwahrnehmung war Oberbilk nun noch mehr als früher ein Stadtteil, in dem Zugewanderte mit befremdlichen Verhaltensweisen leben, denen vielfach nicht nur mit Unverständnis, sondern auch mit Ablehnung begegnet wurde (z.B. bezogen auf die Umgangsformen zwischen den Geschlechtern oder kopf-

³² Siehe dazu den Beitrag über die Untere Ellerstraße und ihre Bewohner auf S. 132 in diesem Buch.

tuchtragende muslimische Frauen). Aber jetzt waren es nicht mehr die zugewanderten Arbeiter in den ‚schmutzigen‘ Fabriken, sondern Menschen mit migrantisches Wurzeln, die in „ausländischen Nischenökonomien“ ihren Lebensunterhalt verdienen, die von außen abschätzig bewertet, teilweise im Graubereich zur Kriminalität verortet und auch als bedrohlich wahrgenommen wurden.

Diskriminierende Sicht von außen - gewandelte Inhalte, gleichgebliebene Intention

Die Außensicht auf den Stadtteil hat sich inhaltlich verschoben, die diskriminierende Intention aber hat sich dabei kaum verändert. Als Beispiel für eine zeitgenössische ‚bürgerliche‘ Sicht von außen können die Richter des Düsseldorfer Amts- und Landesgerichts gelten, die sich im Jahr 2006 gegen den Umzug in den Gerichtsneubau an der Werdener Straßen in Oberbilk gewehrt hatten. Das neue Gebäude wurde auf dem Gelände der ehemaligen Vereinigte Kesselwerke (VKW) errichtet, die 1991 die Produktion eingestellt hatten (Glebe/Schneider 1998, 116 f.). Bis dahin befanden sich beide Gerichte in historischen Gebäuden des ehemaligen Statthalterpalais in der Düsseldorfer Altstadt an der Mühlenstraße. Rund ein Jahr nach dem Beschluss der damaligen Landesregierung, das Amts- und Landgericht an seinem jetzigen Standort zu errichten, hatte sich in beiden Gerichten Widerstand gegen den Umzug an den neuen Standort formiert. Die Richterräte, die Vertretung der Richter an beiden Gerichten, lehnten den Umzug mit der Begründung ab, „Oberbilk sei der ‚Hinterhof der Stadt‘, wo ausländische Nischenökonomien expandieren“ (Rheinische Post 10.11. 2006). Und in diesen „Hinterhof“ wollten die Richter auf gar keinen Fall umziehen. Das Beispiel zeigt die Langlebigkeit der stigmatisierenden Betrachtung des Stadtteils von außen, in der sich das abwertende Vorurteil sowohl auf den sozialen Status der Bewohner und ihr Wohnumfeld (Hinterhof) als auch auf ihre ethnisch-kulturelle Herkunft (Ausländer), sowie ihre als minderwertig angesehene Wirtschaftstätigkeit (Nischenökonomien) bezieht. Ob den Richtern bewusst war, in welche Tradition der Außenwahrnehmung Oberbilks sie sich mit ihrer Begründung gestellt hatten, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich sind sie, wohl nicht ganz zu Unrecht, davon ausgegangen, mit ihrer Argumentation in der Stadtbevölkerung Verständnis für ihren Widerstand gegen den geplanten Umzug nach Oberbilk zu finden. Verhindern konnten sie den Umzug des Gerichts am Ende aber nicht.

Vorurteile gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund haben, nicht nur mit Blick auf Oberbilk, eine lange Geschichte. Zu diesem Vorurteilsmuster gehört auch die pauschale Unterstellung, Zuwanderer neigten häufiger als Einheimische zu kriminellen Verhalten. Kommt dann noch die Verbindung mit bestimmten Herkunftsländern, zum Beispiel den Maghreb-Staaten und dem Islam als dort

vorherrschender Religion hinzu, ergibt sich ein hochproblematisches Vorurteils-syndrom, das durch Einzelereignisse mobilisiert, verstärkt und zu Recht oder Un-recht bestätigt werden kann (vgl. z.B. Leibold 2010). Eine von diesem Vorurteils-syndrom geprägte Außensicht hat dem Stadtteil Oberbilk, vor allem dem Ellerstra-ßenquartier, Anfang 2016 nicht nur überregional, sondern sogar international eine äußerst unvorteilhafte negative Medienpräsenz verschafft.

Hauptanlass waren in der Silvesternacht 2015/2016 die Übergriffe von jungen, vorwiegend aus Nordafrika stammenden männlichen Migranten auf junge Frauen auf der Kölner Domplatte. Da einige der Täter aus Oberbilk stammten, wurde das marokkanisch geprägte Quartier, von außen oft auch abwertend als ‚Klein Ma-rokko‘ oder ‚Maghreb-Viertel‘ bezeichnet, rasch zum Gegenstand negativer Be-richterstattung. Verstärkend hat dabei eine ebenfalls Anfang 2016 durchgeführte Großrazzia der Polizei im Ellerstraßenquartier gewirkt. Sie richtete sich gegen ju-gendliche Straftäter (v.a. Diebstähle, Drogenhandel) meist nordafrikanischer Her-kunft, die zwar nicht im Quartier wohnten, hier aber Unterschlupf gefunden hat-ten. Das nicht gerade sensible Vorgehen der Polizei bei der Razzia und deren stig-matisierender Codename ‚Casablanca‘ riefen heftige Proteste der Bewohner her- vor.

In die Reihe der als diskriminierend empfunden Zuschreibungen von außen gehört auch die polizeiinterne Klassifikation von städtischen Räumen, in denen das Polizeigesetz anlasslose Personenkontrollen erlaubt. Die durch ein Gerichts-urteil im Jahr 2020 erzwungene Veröffentlichung einer entsprechenden internen Liste für ganz NRW enthielt für Düsseldorf 14 Straßen und Plätze, die ausschließ-lich in Oberbilk und im angrenzenden Bahnhofsviertel lagen. Es überrascht nicht, dass das bei den Stadtteilbewohnern für Empörung sorgte. Dazu hatte nicht zu-letzt die als besonders diskriminierend empfundene polizeiinterne Sprachrege-lung beigetragen, solche Räume als „gefährlich und verrufen“ zu bezeichnen. Wer will schon in einer gefährlichen und verrufenen Straße wohnen? Immerhin hatte der Protest aus dem Stadtteil zur Folge, dass die abschätzige Begrifflichkeit bei der Polizei keine Verwendung mehr findet.

„Die meisten Menschen leben gern im Viertel“

Seit dem Siedlungsbeginn im 19. Jahrhundert fallen die Sicht von außen und die Selbstwahrnehmung durch die Bewohner des Stadtteils auseinander. Daran hat sich bis heute wenig geändert. „Getto. No-go-Area. Hinterhof der Stadt. Wenn es um Oberbilk geht, hagelt es traditionell Negativzuschreibungen. Dabei leben die meis-ten Menschen gern im Viertel hinter dem Düsseldorfer Hauptbahnhof“, so bringt es die Journalistin und Bloggerin *Alexandra Wehrmann* in ihrem Buch „Oberbilk.

Hinterm Bahnhof“ (Wehrmann/Luigs 2021) auf den Punkt. Das betrifft sowohl die alteingesessenen Oberbilkler wie die in den letzten fünf Jahrzehnten Zugewanderten und ihre in Oberbilk geborenen und aufgewachsenen Nachkommen.

Oberbilk bietet darüber hinaus auch vielen eine Nische, die sich in anderen Teilen der reichen und teuren Stadt Düsseldorf keine Wohnung (mehr) leisten können. Dazu gehören auch Studierende der nahegelegenen Heinrich-Heine-Universität (den Namen Heines trägt sie erst seit 1988), für die die kurzen Wege zum Studienort als Standortvorteil hinzukommen. Es gibt dabei personelle Überschneidungen mit den meist jüngeren Angehörigen der Alternativszene, die sich über andere Lebensstile, kulturelle Vorlieben und Konsumpräferenzen definieren. Für diese Bevölkerungsgruppe kommt noch ein weiterer wichtiger Grund hinzu: Da die Menschen im Stadtteil über Generationen gelernt haben, mit Unterschieden tolerant umzugehen, fällt es hier auch nicht weiter auf, anders zu sein und anders zu leben: „Hier lebt es sich angenehmer. Du kannst braun sein oder ein Freak - den Oberbilkern ist das egal“, so bringt es der Musiker *Matti*, er lebt mit Frau in Kind seit 2006 in Oberbilk, auf den Punkt. Jugendliche gaben in einer Befragung an, sich deshalb in Oberbilk wohlfühlen, „weil hier alle anders sind“, man werde hier akzeptiert, so wie man ist (zit. nach Wehrmann/Luigs 2021, 68, 266). Die Wertschätzung von Vielfalt und Lebendigkeit mag für manche nur eine Lebensphase sein, für andere ist es ein Lebensentwurf: „Zwischen Hauptbahnhof und Mitsubishi Electric Halle, zwischen Moskauer Straße und Dreiecksplatz eröffnet sich eine kunterbunte, lärmende, quicklebendige Welt, in der es mancherorts nach frisch gebackenem Brot duftet, mancherorts nach Shisha riecht und anderswo nach Urin stinkt. Wo andere Stadtteile homogen daherkommen, wartet in Oberbilk hinter jeder Ecke eine neue Überraschung ...“, so beschreibt *Alexandra Wehrmann* das, was Oberbilk für einen Teil seiner Bewohner liebens- und lebenswert macht (Wehrmann/Luigs 2021, 7).

Oberbilk im Visier von Immobilieninvestoren

Eine eher überraschende Wertschätzung erfährt Oberbilk seit einigen Jahren - trotz der fortbestehenden negativen Außensicht - durch Akteure, die lange einen Bogen um den Stadtteil gemacht hatten. Auf der Suche nach neuen Gelegenheiten für lukrative Kapitalanlagen haben Immobilieninvestoren Oberbilk für sich entdeckt. Catella, schwedisches Finanzunternehmen und Immobilienentwickler, bewirbt sein Projekt „Grand Central“ auf einer Industriebrache neben dem Hauptbahnhof mit Slogans wie „Mitten im Leben in Düsseldorfs Zentrums“, „Düsseldorfs neue Visitenkarte“ oder „Leben im Herzen der Stadt“. Und bei Vivawest, einem der größten Wohnungsanbieter in NRW, wird das Wohnprojekt „Schöffenhöfe“ so

beworben: „Mieten. Wohnen. Mittendrin. Oberbilk gewinnt“. Für den als „Hinterhof der Stadt“ verschrienen Stadtteil sind das mehr als ungewohnte Töne. Wie ist dieser Sinneswandel zu erklären?

Oberbilk wurde wie andere Industriestandorte in Deutschland schon in den 1960er, dann verstärkt in den 1970er Jahren von einem massiven wirtschaftlichen Strukturwandel erfasst, der im Stadtteil zum vollständigen Verschwinden der Industrie geführt hat. Vom parallelen Aufstieg einer neuen Dienstleistungsökonomie hat Oberbilk zunächst wenig, die Stadt Düsseldorf aber sehr stark profitiert. Düsseldorf gehört im deutschen Städtesystem zu den führenden Standorten mit hochrangigen Funktionen für die globalisierte Weltwirtschaft (u.a. Messe, Wirtschaftsprüfer, spezialisierte Anwaltskanzleien, Werbewirtschaft, Einbindung in die überregionale Verkehrsinfrastruktur). Diese Städte boomen und verzeichnen Wanderungsgewinne (vgl. Schneider 1998a). Und das ist ein wichtiger Grund, warum Immobilieninvestoren besonders für innenstadtnahe Stadtteile wie Oberbilk Entwicklungschancen sehen.

Die im Zuge der Deindustrialisierung vollständig verschwundenen großen Fabriken haben in Oberbilk Industriebrachen hinterlassen, die zeitweise ein Drittel der Stadtteilfläche ausmachten. Die Überplanung und Umnutzung dieser Flächen setzte zunächst aber nur langsam ein und war mit Rückschlägen und erheblichen Verzögerungen verbunden. Auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände hinter dem Hauptbahnhof konnte in den 1980er und 1990er Jahren zwar die „City-Ost“ um den Bertha von Suttner Platz realisiert werden. Die ambitionierten Pläne für ein „Internationales Handelszentrum“, das auf der angrenzenden großen Industriebrache an der Kölner Straße entstehen sollte, mussten aber wegen des Rückzugs eines Hauptinvestors aufgegeben werden. Es entstanden schließlich Wohn- und Bürogebäude, darunter die Düsseldorfer Zentrale des bedeutenden Wirtschaftsprüfers PriceWaterhouseCoopers (PwC) GmbH, sowie ein öffentlicher Park im Blockinnenbereich. Noch schwieriger gestaltete sich die Umnutzung der Flächen östlich der Werdener Straße, die durch die Schließung der Vereinigten Kesselwerke und die Aufgabe des Lierenfelder Güterbahnhofs frei geworden waren. (Glebe/Schneider 1998b)

Allgemein setzte ein größeres Interesse der Finanzwirtschaft an Immobilien als Anlageobjekten erst wieder in den 2000er Jahren ein, vor allem verstärkt nach der Finanzkrise von 2008/2009. Immobilien als sichere, aber auch renditestarke Anlageobjekte waren damals mangels vertrauenswürdiger Alternativen auf dem Finanzmarkt ausgesprochen gefragt. Nun gerieten auch Standorte ins Visier von Investoren, die bisher unter Renditegesichtspunkten weniger geschätzt waren. In Düsseldorf wurden vor allem solche Standorte interessant, denen mit Blick auf das

auch zukünftig erwartete weitere Bevölkerungs- und Wirtschaftswachstum der Stadt ein hohes Potential für Wertsteigerungen zugebilligt wurde. Aus Investorensicht weist gerade Oberbilk vielversprechende Standortvorteile auf, die bisher nicht ausreichend in Wert gesetzt wurden: Der Stadtteil liegt innenstadtnah und ist mit U-Bahn, S-Bahn sowie Straßenbahnen hervorragend in das städtische Verkehrsnetz eingebunden. Oberbilk grenzt direkt an den Hauptbahnhof, über den der direkte Zugang zum Fernbahnnetz sowie eine schnelle Verbindung zum Flughafen gegeben ist. Die im Zuge der Deindustrialisierung entstandenen Industriebrachen erwiesen sich jetzt als Standortvorteil und Investitionsanreiz für Kapitalanleger. Nicht alle Investoren verfolgten allerdings konkrete Umnutzungspläne, manche spekulierten auch nur auf den Wertzuwachs der Grundstücke, der sich im Laufe des über zehnjährigen Immobilienbooms auch ohne eigenes Zutun, sozusagen ‚von selbst‘ einstellte. Ein exemplarisches Beispiel für diese Entwicklung ist das im Folgenden skizzierte Projekt „Grand Central“, in Bahnhofsnähe direkt hinter dem Bahndamm gelegen.

Aus wirtschaftsgeographischer Sicht kann die Ertragslücken-These eine Erklärung dafür bieten, warum gerade vernachlässigte Stadtteile mit schlechtem Ruf, meist mit unterdurchschnittlichem Miet- und Einkommensniveau und einem hohen Anteil migrantischer Bevölkerung für Investoren interessant werden.

Infokasten

Die Logik der Ertragslücken (rent gap-These)

Unter marktwirtschaftlichen Bedingungen ist das private Eigentum an Grund und Boden die Voraussetzung, um über Grundstücke als Ware verfügen, sie kaufen und verkaufen zu können. Die Grundrente bemisst sich nach dem Ertrag, der durch die ökonomische Nutzung eines Grundstücks erzielt werden kann. Dabei kommt es aber nicht nur auf die aktuelle Nutzung, sondern gerade auch auf eine mögliche höherwertige Nutzung an, mit der sich auch eine entsprechend höhere Grundrente erzielen lässt. Je größer die Ertragsdifferenz zwischen aktueller und potenziell möglicher Nutzung, je höher also die Grundrentenerwartung ist, desto größer ist die Bereitschaft von Kapitalanlegern, zu investieren. Investiert wird also keineswegs immer dort, wo die Grundrente und damit die Grundstückspreise schon recht hoch sind, sondern oft gerade dort, wo bei geringen Einstiegs-kosten zukünftig besonders hohe Erträge erwartet werden. In vielen Fällen ist dann mit solchen Investitionen die Verdrängung bisheriger

Nutzungen und Nutzer verbunden, weil sie als „Renditehindernis“ angesehen werden. Von dieser Renditelogik können Mietwohnungen betroffen sein, die sich „entmietet“ teurer neu vermieten oder in Eigentumswohnungen umgewandelt lukrativ vermarkten lassen. Von dieser Logik können aber auch ganze Stadtviertel erfasst werden.

Der britische Geograph Neil Smith hat die rent gap-These in die Diskussion um die Ursachen innerstädtischer Aufwertungs- und Verdrängungsprozesse (Gentrifizierung) eingebracht. Eine veränderte Nachfrage durch den Wandel von Lebensstilen und neuen Wohnpräferenzen spielt danach als Erklärung zwar eine Rolle, ausschlaggebend sind aber letztlich die Grundrenten- bzw. Renditeerwartungen von Investoren. Mit der Ertragslücke (rent gap) als Anreiz für Investitionen lässt sich auch erklären, warum immer wieder Quartiere, die städtebaulich vernachlässigt wurden, die wie Oberbilk oft einen schlechten Ruf haben, in denen die Mieten, aber auch die Einkommen der Bewohner unter dem städtischen Durchschnitt liegen, in den Fokus von Investoren geraten. Entscheidend ist dabei dann nicht das Image, sondern die Differenz zwischen aktueller und potenzieller Nutzung bzw. der erwarteten höheren Rendite (vgl. dazu Smith 1979/2019; 1996; Schipper/Latocha 2018; Holm 2019).

Exemplarisches Beispiel - das Immobilienprojekt „Grand Central“

Ein Beispiel dafür ist das Projekt „Grand Central“, das im Stadtteil Oberbilk auf einer ehemaligen Gewerbefläche entstehen soll und bisher nur teilweise realisiert wurde. Hier befand sich bis zur Demontage nach 1945 ein Werk der Maschinenfabrik Schiess-Defries (ehemals Maschinenfabrik Schieß AG). Das Areal wurde danach von der staatlichen Deutschen Bundespost übernommen, die hier ein Postverteilzentrum einrichtete. Durch die Privatisierung der Deutschen Bundespost ab 1989 war die Deutsche Post AG entstanden. Im Zuge einer Umstrukturierung wurde der Standort in Oberbilk im Jahr 2015 aufgegeben. Im selben Jahr wurde das Grundstück als Teil eines größeren Immobilienverkaufs der Post AG zunächst an das Luxemburgische Finanzunternehmen Lorac Investment veräußert, die es wenig später an Catella Deutschland, Zweig der schwedischen Catella Group, einem international tätigen Finanz- und Investmentunternehmen, weiterverkaufte.

Über die Kauf- und Verkaufspreise des Grundstücks im Jahr 2015 liegen keine öffentlich zugänglichen Informationen vor. Auf dem sanierten ca. 3,8 ha großen

Gelände sollte das von Catella entwickelte Projekt „Grand Central“ (Gesamtvolumen 600 Mio. €) realisiert werden, für das seit 2018 auch ein rechtskräftiger Bebauungsplan vorliegt.



Spekulationsbrache „Grand Central“: Der größere, seit 2015 brachliegende Teil des Grundstücks gehört noch der Adler Group, steht inzwischen zum Verkauf.
Auf dem kleineren, weiter im Eigentum von Catella befindlichen Teil wurden inzwischen in zwei Gebäudekomplexen 147 Sozialwohnungen errichtet.
Quelle: Google Maps, Aufnahme vom 8.11. 2022; © Kartographie: Harald Krähe

Für Investoren ist die Erlangung von Baurecht ein wichtiger Schritt zur Wertsteigerung eines Grundstücks. Laut Bebauungsplan sollten über 1.000 Wohnungen, darunter 147 öffentlich geförderte Wohnungen (Sozialwohnungen), außerdem ein Hotel sowie Räume für Geschäfte des täglichen Bedarfs, Kinderbetreuung und Pflegeeinrichtungen entstehen.

Im Jahr 2019 wurde der Großteil des Projekts von Catella mit (nicht näher bezifferbarem) Gewinn zum Preis von 110 Mio. € an das Unternehmen Consus Real Estate verkauft. Baumaßnahmen wurden bis dahin nicht aufgenommen. Consus hatte zuvor das Unternehmen CG Group übernommen, mit dem Catella ursprünglich eine Kooperation eingehen wollte. Consus selber hatte dann zwischenzeitlich mit den Immobilienunternehmen Adler Real Estate und Ado Properties zur Adler Group fusioniert. Damit wurde die Adler Group jetzt Eigentümerin des größten Teils des Grand Central Projekts.

Aus dem geschilderten Übernahme- und Fusionsreigen wird bereits deutlich, dass es offensichtlich weniger um den Gebrauchswert des Projekts, vielmehr um die Teilhabe an den Wertsteigerungen ging, die sich ohne eigenes Zutun der Akteure allein durch die anhaltende Preisdynamik auf dem Immobilienmarkt ergeben. Wertsteigerungen lassen sich durch Weiterverkäufe realisieren – vorausgesetzt, es finden sich Käufer, die die Preiserwartungen der Verkäufer erfüllen. Wertsteigerungen von Immobilien wirken sich aber auch positiv auf Unternehmensbilanzen aus, was wiederum ein geldwerter Vorteil bei der Kreditbeschaffung auf den Finanzmärkten ist. Letzteres spielt im Geschäftsmodell der Adler Group eine wichtige Rolle.

Der 2019 erfolgte Verkauf des größten Teils des Grand Central Projekts durch Catella wurde als Share Deal abgewickelt, eine in der Immobilienwirtschaft inzwischen häufige legale Praxis, bei der nicht Grundstücks-, sondern Gesellschaftsanteile verkauft werden, um so die sonst fällige Grunderwerbssteuer zu sparen. Ein Gesamtverkauf ist so allerdings zunächst nicht möglich, da der Verkäufer nach der derzeitigen gesetzlichen Regelung für zehn Jahre mindestens 10% der Gesellschaftsanteile behalten muss. Catella hat deswegen den Projektteil mit den im Bebauungsplan vorgesehenen öffentlich geförderten und inzwischen realisierten Sozialwohnungen behalten. Sozialwohnungen werden zu vertraglich festgelegten Preisen vermietet, die deutlich unter den Marktpreisen liegen. Allerdings endet diese Preisbindung nach einer gewissen Frist, in NRW sind es 30 Jahre, dann können die Wohnungen zu Marktpreisen angeboten werden.

Auf dem größeren Teil des Projektgeländes, das sich noch im Eigentum der Adler Group befindet, ist auch fast neun Jahre nach dem Verkauf durch die Deutsche Post AG keine Bautätigkeit erkennbar. Hier zeigt sich ein weiteres Problem der spekulativ angetriebenen Immobilienpreissteigerungen: Je höher die Grundstückspreise steigen, um so unwahrscheinlicher wird es, dass überhaupt noch ohne erhebliche Preisabschläge gebaut werden kann. Wenn aber eine an den hohen Preiserwartungen orientierte Nutzung durch hochpreisige Miet- und Eigentumswohnungen vom Markt nicht mehr aufgenommen wird, nähert man sich

gefährlich dem Punkt, ab dem die Preisvorstellungen der Eigentümer deutlich nach unten korrigiert werden müssen. Dies kann zum folgenreichen Platzen der Immobilienblase führen (vgl. zu dem Bsp. des Grand Central-Projekts Schneider 2023, 287 ff.). Inzwischen ist die Adler Group, der nach wie vor der brachliegende unbebaute Teil des ‚Grand Central‘-Geländes gehört, im Zuge der Krise des Immobilienmarktes an den Rand der Insolvenz geraten. Unter dem Druck ihrer Gläubiger ist die Adler Group nun zum Verkauf ihrer Immobilien, darunter auch ihr Grand Central-Anteil, gezwungen. Wer auch immer der nächste Eigentümer sein wird: Bezahlbarer Wohnraum ist dort nach dem weiter geltenden Bebauungsplan jedenfalls nicht vorgesehen.“

Schlussbemerkung

Das teilweise spekulativ angetriebene Interesse von Investoren hat auf dem Immobilienmarkt des Quartiers zu Wertsteigerungen geführt, die nicht nur die direkt betroffenen Grundstücke, sondern auch die Bestandswohnungen im Quartier erfassen. Inzwischen kaufen vermehrt Investoren Wohnhäuser im Bestand auf. Die Wohnungen werden dann nach Sanierungen teurer vermietet oder in Eigentumswohnungen umgewandelt, die sich lukrativ vermarkten lassen – zumindest bis zum aktuellen Einbruch auf dem Immobilienmarkt. Die bisherigen Mieter gelten häufig als „Renditehemmnis“. Sie werden verdrängt, weil sie die höheren Mieten nicht mehr zahlen können oder weil sie zum Auszug genötigt werden. Mit einem erzwungenen Wohnstandortwechsel werden aber auch gewachsene soziale Netze zerstört und damit gerät ein wichtiges Element der Lebensqualität im Quartier in Gefahr.

Lässt sich diese Entwicklung aufhalten? Im Bemühen zahlreicher Initiativen und Akteure, die sich zum Teil über den „Runden Tisch Oberbilk“ vernetzt haben, um einen Imagewandel des Stadtteils zu bewirken, die Außenwahrnehmung des Quartiers ins Positive zu drehen, weg von den üblichen Klischees und negativen Zuschreibungen, wurde durchaus einiges erreicht. Dafür spricht zum Beispiel auch die positive Resonanz, die das 2021 erschienene Buch „Oberbilk. Hinterm Bahnhof“ gefunden hat (Wehrmann/Luigs 2021). Darin werden 38 Personen portraitiert, die von Oberbilk das ansprechende Bild eines liebenswerten, bunten, lebendigen, multikulturellen Viertels zeichnen. Damit wird allerdings auch die Frage aufgeworfen, ob der Stadtteil nicht gerade durch diesen Imagewandel für Immobilieninvestitionen aufgewertet und damit interessant wird. Denn die durch Aufwertungen ausgelösten Verdrängungsprozesse gefährden ja gerade das, was

den Stadtteil für viele Bewohner lebenswert macht. Angesichts bisheriger Erfahrungen mit Gentrifizierungsprozessen im In- und Ausland ist diese Sorge keineswegs unbegründet. Oder geht von der Kultivierung unangepasster widerständiger Lebensstile, der Szene-Slogan „Oberbilk bleibt dreckig“ bringt das treffend zum Ausdruck, vielleicht sogar eine abschreckende Wirkung aus?

Vor dem Hintergrund der Ertragslücken-These dürften aber sowohl die Sorgen vor einem zu positiven wie auch die Hoffnungen auf ein bewusst wenig einladend gestaltetes Image des Stadtteils kaum etwas an der Realität des kapitalistischen Immobilienmarktes ändern. Für den kommt es nicht in erster Linie auf die Außenwahrnehmung oder das Image eines Stadtteils an, sondern darauf, wie groß die Differenz zwischen dem wirtschaftlichen Ertrag einer aktuellen und einer möglichen zukünftigen Nutzung ist. Ausschlaggebend für Investitionsentscheidungen im Immobiliensektor ist die Höhe der Renditen, die in der Zukunft erwartet werden. Ohne politische Regulierung wird sich diese Entwicklung in Oberbilk kaum aufhalten lassen, auch wenn es in der Außenwahrnehmung erfreulicherweise positive Veränderungen gibt.

Abkürzungs-, Literatur- und Quellenverzeichnis

Abkürzungen

a: Ar (1 a = 100 qm)

Arb.: Arbeiter

DM: Deutsche Mark

DREW: Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke

DRI: Düsseldorfer Röhren-Industrie

Fuß (1 F = 3,14 cm)

GBAG: Gelsenkirchner Bergwerks AG

GUV: Gesetzliche Unfall-Versicherung

ha: Hektar (1 ha = 4 Morgen = 100 a = 10.000 qm)

IHK: Industrie- und Handelskammer

J: Joule (1 J = 1 N m = 1 Ws)

jato: Tonnen pro Jahr

kg: Kilogramm

LA: Landesarchiv

M: Mark

mm: Millimeter

moto: Tonnen pro Monat

Mstr: Meister

N: Newton (1 N = 1 kg·m·s⁻²)

PS: (1 PS = 735,498 W; 1 W = 1 J/s)

RM: Reichsmark

Rhein.-Westf.: Rheinland-Westfalen

s: Sekunde

sgr: Silbergroschen (30 Sgr. = 1 T)

SK/MA: Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv

SM Siemens-Martin

StA: Stadtarchiv

T: Taler (1 T = 3 M)

t: Tonne (1 t = 1.000 kg)

Tagel.: Tagelöhner

TKK: ThyssenKrupp-Konzernarchiv

VDEh: Verein Deutscher Eisenhüttenleute

VSt: Vereinigte Stahlwerke AG

ztr: Zentner (1 ztr = 50 kg)

Z: Zoll (1 Z = 2,6 cm)

Literatur

Allgemeine Arbeits-Ordnung des „Phoenix“, Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, Abteilung Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke zu Düsseldorf. Düsseldorf 1921.

Anna, Susanne (Hrsg.) (2009): Überschreitungen: Das Wechselspiel von Wirtschaft und Kunst im 19. Jahrhundert. Düsseldorf.

Anon. (o.J.): Die Kiefern: Historie. Internet: <https://kiefern.org/historie/>

Anon. (2011): Verehrt von Puschkin, Tschaikowski und noch heute ein zeitloser Star. Russlands Blick auf Heinrich Heine. In: rheinische ART - kulturMagazin online 12/2011. Internet: <https://www.rheinische-art.de/cms/topics/ein-zeitloser-star.-russlands-blick-auf-den-dichter-heinrich-heine.php>.

Berding, Nina (2020): Alltag im urbanen Quartier. Eine ethnografische Studie zum städtischen Zusammenleben. Wiesbaden.

bob-architektur (2023): Oberbilker Markt. Eingeladener Wettbewerb 2009 – Neugestaltung Oberbilker Markt. Köln.

Brüggemeier, Franz-J. (2018): Grubengold. Das Zeitalter der Kohle von 1750 bis heute. München.

Buschmann, Walter (2012): Die Mannesmann-Halle in Remscheid-Bliedinghausen. In: Wessel, Horst A. (Hrsg.): Die Geburtsstätte des nahtlos gewalzten Rohres. Das Mannesmannröhren-Werk in Remscheid, die Erfinder und die Mechanische Werkstatt. Geschichte und Geschichten. Essen, 71- 94.

de Haas, Hein (2009): Die marokkanische Auswandererbevolkerung. Berlin. (Bundeszentrale für politische Bildung: <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/laenderprofile/57709/die-marokkanische-auswandererbevolkerung/>)

Dehner (1952): Aus der Geschichte des Oberbilker Stahlwerkes. In: Werkmitteilungen, Nr. 2-6.

Deutsches Rotes Kreuz (2023): Sozialraumanalyse 2022/2023 der Düsseldorfer Integrationsagenturen für die Belange von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte. Düsseldorf. (<https://www.drk-duesseldorf.de/angebote/migration-und-integration/integrationsagentur.html>)

Diercke (2023): Düsseldorf (Oberbilk) – Migrantenviertel, Deutschland, Bevölkerungsstruktur und -dynamik. Internet: <https://diercke.de/content/d%C3%BCsseldorf-oberbilk-migrantenviertel-978-3-14-100803-6-81-7-1>.

Endmann, Karl (21987): Düsseldorf und seine Eisenbahnen in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart.

Engels, Alfred (1959): Die Zollgrenze in der Eifel 1740 – 1834. Köln. (Schriften zur Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsgeschichte, NF 2).

- Feldhoff, Thomas/Schneider, Helmut (2022): Georessourcen. Transformationen, Konflikte, Kooperationen. Berlin, 277-303.
- Fittingswerke Gebr. Inden AG (Hrsg.) (1923): Die Entwicklung der Fittingswerke Gebr. Inden AG, Düsseldorf-Oberbilk und Urft (Eifel) 1873-1923.
- Fey, Manfred (2004): Düsseldorf im Raum: Nicht zu heiß, nicht zu kalt – klimatische Grundlagen. In: Frater, Harald et al. (Hrsg.), 18 f.
- Forte, Dieter (1992): Das Muster. Roman. Frankfurt am Main.
- Forte, Dieter (1995): Der Junge mit den blutigen Schuhen. Frankfurt am Main. (Neu veröffentlicht unter dem Titel „Tagundnachtgleiche“).
- Forte, Dieter (2002): Weggehen um anzukommen. In: ders.: Schweigen oder sprechen. Frankfurt am Main, 73-80.
- Forte, Dieter (2018): Tetralogie der Erinnerung. Das Muster – Tagundnachtgleiche - In der Erinnerung“ - Auf der anderen Seite der Welt. Frankfurt am Main.
- Foxwell, Edward Ernest/ Farrer, Thomas Cecil (1889): Express trains: English and foreign. London.
- Frater, Harald/ Glebe, Günther/ von Looz-Corswarem, Clemens/ Montag, Birgit/ Schneider, Helmut/ Wiktorin, Dorothea (Hrsg.) (2004): Der Düsseldorf Atlas. Geschichte und Gegenwart der Landeshauptstadt im Kartenbild. Düsseldorf.
- Fuhrmann, Uwe (2018): Die Entstehung der ‚Sozialen Marktwirtschaft‘ 1948/49. Eine historische Dispositionsanalyse. Konstanz.
- Funken, Wolfgang (2012): Ars Publica Düsseldorf. Geschichte der Kunstwerke und kulturellen Zeichen im öffentlichen Raum der Landeshauptstadt. Essen.
- Gebauer, Thomas (2011): Das KPD-Dezernat der Gestapo Düsseldorf. Hamburg.
- Gebr. Poensgen AG (Hrsg.) (o.J.): Gebr. Poensgen Aktiengesellschaft, Düsseldorf-Rath, Maschinenfabrik. Maschinelle Einrichtungen für Dampfwasch- und Plättereibetriebe sowie Desinfektionsanstalten. Ausgabe C, Düsseldorf.
- Geist, Helmut/ Glebe, Günther (1998): Struktur- und Funktionswandel des Handwerks in Düsseldorf-Oberbilk. In: Glebe, Günther/ Schneider, Helmut (Hrsg.): a.a.O. 177-196.
- Gerresheim, Bert (2019): ‚Die gewaltige Zerstörung war für mich abenteuerlich‘. Zeitzeugengespräch mit Bert Gerresheim. In: WDR 1 - Zeitgeschichtliches Archiv- Kindheit im Krieg, 21.10. 2019.
- Glebe, Günther/ Schneider, Helmut (Hrsg.) (1998): Lokale Transformationsprozesse in der Global City. Düsseldorf-Oberbilk – Strukturwandel eines citynahen Stadtteils. Düsseldorf. (Düsseldorfer Geographische Schriften, Heft 37).
- Glebe, Günther (1998): Oberbilk – ein innerstädtisches Industrie- und Arbeiterviertel im Industriezeitalter. In: Glebe, Günther/Schneider, Helmut (Hrsg.): a.a.O, 59-86.

Glebe, Günther/ Schneider, Helmut (1998): Going Global? Städtebaulicher Wandel in Oberbilk. In: Glebe, Günther/ Schneider, Helmut (Hrsg.): a.a.O. 89-128.

Hanenberg-Kranz, Bärbel (2011): Flingern. Kiez, Kunst & Kultur. Düsseldorf.

Hartmann, Sebastian (2021): Oberbilk ist immer für eine Räuberpistole gut. In: Alexandra Wehrmann/Markus Luigs, a.a.O. 284-293.

Hatzfeld, Lutz (1964): Die Handelsgesellschaft Albert Poensgen Mauel – Düsseldorf. Studien zum Aufstieg der deutschen Stahlrohrindustrie 1850 bis 1872. Köln. (mit Verweis auf Akten im Stadtarchiv Düsseldorf und im Landesarchiv NRW) (Schriften zur Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsgeschichte, NF 11).

Hatzfeld, Lutz (1991): Thyssen & Co., Mülheim a. d. Ruhr. Werks- und Firmengeschichte einer Familienunternehmung. in: Wessel, Horst A. (Hrsg.): Thyssen & Co., Mülheim a. d. Ruhr. Geschichte einer Familie und ihrer Unternehmung. Stuttgart.

Heinrich Heine Säkularausgabe (1978): Band 24 - Briefe an Heine 1823-1836. Berlin/Paris.

Henkel, Peter (2016): Die Düsseldorfer KZ-Außenlager. Der Einsatz von KZ-Häftlingen in Düsseldorf zwischen 1942 und 1945. Düsseldorf. (Kleine Schriftenreihe der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf, Band 06).

Henkel, Peter /Fritschi, Niklaus (2015): 175 Jahre Eisenbahn. Düsseldorf-Elberfeld – Die erste Eisenbahnlinie in Westdeutschland als Düsseldorfs dritte Geburtsstunde. Düsseldorf.

Henkel, Peter/Wolters, Astrid (2017): Erinnerungszeichen KZ-Außenlager in Düsseldorf. Ein Projekt der Mahn- und Gedenkstätte. Düsseldorf.

Hocker, Nikolaus (1867): Die Großindustrie Rheinlands und Westfalens, ihre Geographie, Produktion und Statistik. Leipzig.

Hofacker, August (1881): Führer durch Düsseldorf und Umgebung für Einheimische und Fremde nebst einem Orientierungsplane der Stadt. Dritte neu bearbeitete Ausgabe ergänzt bis 1.Juli 1880. Düsseldorf.

Hüttenberger, Peter (1990a): Die Entwicklung zur Großstadt bis zur Jahrhundertwende. In: Weidenhaupt, Hugo (Hrsg.): Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert. Band 2. Düsseldorf, 481-662.

Hüttenberger, Peter (1990b): Düsseldorf in der Zeit des Nationalsozialismus: In: Weidenhaupt, Hugo (Hrsg.): Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert. Band 3. Düsseldorf, 421-657.

Jakobs, Hildegard (o.J.): Stolperstein Moritz Sommer, Linienstraße 19. Förderkreis der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf e.V.: Stolpersteine.

Internet: https://gedenkstaetteduesseldorf.de/stolpersteine/?_sf_s=Moritz%20Sommer

Johannsen, Otto (1953): Geschichte des Eisens. Düsseldorf.

Kanther, Michael K. (2012): Thyssengas. Die Geschichte des ersten deutschen Unternehmens der Ferngasversorgung von 1892 bis 2020. Münster

Kaufmann, Heinrich (1928): Festschrift zum 25jährigen Bestehen des Zentralverbands deutscher Konsumvereine. Hamburg

Kirmse (1955): Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz. In: Werkmitteilungen, Nr. 7.

Klag, Kurt (1947): Standortverschiebungen der eisenschaffenden Industrie im Ruhrgebiet seit 1850. Essen. (Beiträge zur Industriewirtschaft des Ruhrgebiets - (Rhein.-Westf. Institut für praktische Wirtschaftsforschung, Heft 32).

Kleinfeld, Herrmann (1996): Düsseldorfer Straßen und ihre Benennung, Düsseldorf.

König, René (1956): Masse und Vermassung. In: Schriften, Band 8 – Strukturanalyse der Gegenwart. Wiesbaden, 21-32.

Kocur, Justine/Alsleben, Dieter (2007): Erinnerungen an ‚die kleine Insel inmitten der Ruinen‘. In: Westdeutsche Zeitung (WZ), 16. März 2007.

Knop, Jan (2017): Entwicklungsgeschichte eines Stadtteils - „Es war einmal ein Dorf“. Internet: <https://docplayer.org/52992000-Entwicklungsgeschichte-eines-stadtteils-entwicklungsgeschichte-eines-stadtteils.html>

Kussmann, Andreas (1989): Sang der Riesen im Herzen der Stadt. Oberbilk mit Bahnhofsviertel. In: Achten, Udo (Hrsg.): Düsseldorf zu Fuß. 17 Stadtteilrundgänge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg, 217-232.

Friedrich Krupp A.G. (Hrsg.) (1912): Krupp 1812 – 1912. Zum 100jährigen Bestehen der Firma Krupp und der Gussstahlfabrik zu Essen-Ruhr. Herausgegeben auf den Hundertsten Geburtstag Alfred Krupps. Essen.

Lachmann, Renate (2012): Heine und Puschkin. In: Heine-Jahrbuch 2012, 53-85.

Landeshauptstadt Düsseldorf (o.J.): d:kult online - Industriebrunnen. Internet: [https://emuseum.duesseldorf.de/view/objects/asitem/items\\$0040:139932](https://emuseum.duesseldorf.de/view/objects/asitem/items$0040:139932).

Landeshauptstadt Düsseldorf (2020): Oberbilkler Markt. Internet: <https://www.duesseldorf.de/verkehrsmanagement/verkehrsmanagement/oeffentliche-raeume-und-plaetze/realisiert/oberbilkler-markt>.

Landeshauptstadt Düsseldorf. Amt für Statistik und Wahlen (2021). Internet: <https://www.duesseldorf.de/statistik-und-wahlen/statistik-und-stadtforschung/statistische-daten>.

Le Bon, Gustave (dt. 1950, franz. Orig. 1895): Psychologie der Massen. Stuttgart.

Leibold, Jürgen (2010): Fremdenfeindlichkeit und Islamophobie. Fakten zum gegenwärtigen Verhältnis genereller und spezifischer Vorurteile. In: Schneiders, Thorsten Gerald (Hrsg.): Islamfeindlichkeit. Wenn die Grenzen der Kritik verschwimmen. Wiesbaden, 145-154.

Leissa, R. Rafael/ Schröder, Joachim (2002): Zwangsarbeit in Düsseldorf. Struktur, Organisation und Alltag im Arbeitseinsatz von Ausländern im nationalsozialistischen Düsseldorf. In: von Looz-Corswarem, Clemens (Hrsg.): Zwangsarbeit in Düsseldorf, a.a.O. 19-362.

- Lesaar, Marcel (2018): Luftangriff auf Düsseldorf und Neuss. Norderstedt.
- Lewerentz, C. (1941): Luftschutzsonderbauwerk 3: Düsseldorf-Oberbilkermarkt. Baubeschreibung 16. 9.1941. (Lewerentz - Architekt und Bausachverständiger, Düsseldorf).
- MAP Markus Ambach Projekte (Hrsg.) (2019): Von fremden Ländern in eigenen Städten. Katalog. Düsseldorf. (Internet: <https://vonfremdenlaendern.de/katalog/>)
- Matschoß, Conrad (1942): Schieß – Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Werkzeugmaschinenbaues. Berlin. MGvH - Mitteilungen des Gewerbe-Vereins für Hannover (1867)
- Mommertz, Anne (2010): Oberbilk. Die Geschichte eines Industrieviertels. Düsseldorf.
- Munson, Kenneth (1973): Die Weltkrieg II-Flugzeuge. Stuttgart.
- Nückel, Rainer (1990): Ein merk-würdiges Fundament: zerbrochene Geschichte. Die Bodenreliefs der Josefsplastik - Bilder der Oberbilkier Geschichte. In: Weidenhaupt, Hugo/Nückel, Rainer (Schriftleitung). a.a.O. 38-75.
- Pâtisserie Tanger (2018): Auszug aus Presseberichten über die Pâtisserie Tanger. Internet: <https://patisserie-tanger.de/presse/>.
- Paulinyi, Ákos (2009): Vom Frischherd und Puddelofen zum Bessemer- und Thomas-Verfahren. In: Manfred Rasch/Jacques Maas (Hrsg.): Das Thomas-Verfahren in Europa. Entstehung – Entwicklung – Ende. Essen, 25-49.
- Pfeffer, Klaus (1912): Spätklassizismus in Düsseldorf, in: Düsseldorfer Jahrbuch 51,17-197.
- Phoenix AG für Bergbau- und Hüttenbetrieb (Hrsg. (1912): Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Phoenix AG für Bergbau- und Hüttenbetrieb. Denkschrift zum 60jährigen Bestehen des Unternehmens im Jahre 1912. Dortmund.
- Polyt. C. (1866) - Polytechnisches Centralblatt 32.
- Raphael, Lutz (2019): Jenseits von Kohle und Stahl. Eine Gesellschaftsgeschichte Westeuropas nach dem Boom. Berlin.
- Rasch, Manfred (2008): Was wurde aus August Thyssens Firmen nach seinem Tod 1926? Genealogie seiner größten Konzernunternehmen. In: Stephan Wegener (Hrsg.): August und Joseph Thyssen. Die Familie und ihre Unternehmen, 2. überarb. Aufl. Essen.
- Reicher, Stephen (2023): Wann Proteste eskalieren. Interview mit dem Sozialpsychologen Stephen Reicher. In: Neue Zürcher Zeitung 15.7. 2023 (Schwerpunkt, 22-25).
- Rürup, Reinhard (1975): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): Arbeiter-und Soldatenräte im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Studien zur Geschichte der Revolution 1918-19. Wuppertal.
- Samtleben, Werner (1954): ORS Oberbilkier Räderschmiede/ORF Oberbilkier Radsatzfabrik (Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz). In: Werkmitteilungen, Nr. 2-6.
- Samtleben, Werner (1957): OHW Oberbilkier Hammerwerk (Ein Blick auf den anderen Arbeitsplatz). In: Werkmitteilungen, Nr. 2.

- Schiess AG (Hrsg.) (1966): Maschinen für die Welt. Schiess AG 1866-1966. Düsseldorf.
- Schipper, Sebastian/Latocha, Tabea (2018): Wie lässt sich Verdrängung verhindern? Die Rent-Gap-These der Gentrifizierung und ihre Gültigkeitsbedingungen am Beispiel des Frankfurter Gallus. In: sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, (6)1, 51-76.
- Schmitz, Hermann-Josef (1990): Mutter Maria Katharina Kaspar und Pfarrer Johannes Lefahrt als Assistenzfiguren am Oberbilker Monument des Heiligen Josef. In: Weidenhaupt, Hugo/Nüchel, Rainer (Schriftleitung). a.a.O. 76-94.
- Schneider, Helmut (1998a): Global City Düsseldorf? Weltstadt-Hypothese und innerstädtische Transformationsprozesse. In: Glebe, Günter/ Schneider, Helmut (Hrsg): a.a.O., 3-53.
- Schneider, Helmut (1998b): Gentrification in Düsseldorf-Oberbilk? Innerstädtische Milieuveränderung und Lebensstildifferenzierung. In: Glebe, Günter/ Schneider, Helmut (Hrsg): a.a.O., 199-232.
- Schneider, Helmut (2004): Oberbilk - Dramatischer Umbruch des Arbeiterquartiers. In: Frater, Harald et al. (Hrsg.), 192 f.
- Schneider, Helmut (2022): (Städtischer) Boden – eine menschengemachte Georessource. In: Feldhoff, Thomas/Schneider, Helmut a.a.O., 277-303.
- Schneider, Helmut/Proseck, Achim (2009): Wir im Revier – Stationen regionaler Identität. In: Proseck, Achim et al. (Hrsg.): Atlas der Metropole Ruhr. Vielfalt und Wandel des Ruhrgebiets im Kartenbild. Köln, 32-35.
- Schneider, Josua/ Lukas, Tim (2023): Polizeivertrauen in diversitätsgeprägten Stadtquartieren, Entwicklung eines quartiersbezogenen Austausch- und Lernprogramms zur Förderung des wechselseitigen Verständnisses von Polizei, Ordnungsdienst und Stadtgesellschaft (EQAL). In: forum kriminalprävention, 1, 20-22.
- Schütrumpf, Jörn (Hrsg.) (2018): Spartakusaufstand. Der unterschlagene Bericht des Untersuchungsausschusses der verfassungsgebenden Preußischen Landesversammlung über die Januar-Unruhen 1919 in Berlin. Berlin.
- Seeling, Hans (1959): Die belgischen Anfänge der Eisen- und Stahlindustrie in Düsseldorf zwischen 1850 und 1860. In: Düsseldorfer Jahrbuch 49, 210-240.
- Seeling, Hans (1960): Die Anfänge der Röhrenindustrie in Düsseldorf um 1860. In: Düsseldorfer Jahrbuch 50, 130-150.
- Seeling, Hans (2003): Gas-Ingenieur Clément Leprince und Düsseldorfs erstes Gaswerk Sinzig & Comp.(1848-1866). in: Düsseldorfer Jahrbuch 74, 193-245.
- Smith, Neil (1979/2019): Für eine Theorie der Gentrifizierung: ‚Zurück in die Stadt‘ als Bewegung des Kapitals, nicht der Menschen. In: sub/urban. zeitschrift für kritische stadtforschung, (7)3, 65-86.
- Smith, Neil (1992): The new urban frontier. Gentrification and the revanchist city. London.

- Stadtwerke Düsseldorf (2013): Heimatliebe. Oberbilk: ein Stadtteilportrait. Düsseldorf. (Stadtwerke Magazin <https://www.swd-ag.de/magazin/duesseldorf-oberbilk/>)
- Statistik des Deutschen Reiches (1933): Band 434, Teil III: Die Wahlen zum Reichstag am 8. März 1933, 142-144; Mandate: a.a.O., 144 ff. (Berlin: Verlag für Sozialpolitik, Wirtschaft und Statistik).
- Statistisches Reichsamt (Bearb.) (1935): Die Wahlen zum Reichstag am 31. Juli und 6. November 1932 und am 5. März 1933. (Sechste bis achte Wahlperiode).
- Stolleis, Michael (1976): Quellen zur Geschichte des Sozialrechts. Göttingen, (Quellen-sammlung zur Kulturgeschichte, Band 20.
- Stöters, Friedhelm (1988): Rheinische Eisenbahn. Vom Niederrhein ins Ruhrgebiet. Bülh.
- Stüber, Markus (2004): Eisenbahnen im Düsseldorfer Raum - Verkehrsträger mit langer Geschichte. In: Frater, Harald et al. (Hrsg.), 96 f.
- Teixeira, Carmen (Hrsg.) (2022): Geschichte der Zuwanderung in Nordrhein-Westfalen – Flucht, Vertreibung, Aussiedlung, Arbeitsmigration. Herausforderungen an Integration, Teilhabe und Zusammenhalt im Wandel. Bonn.
- Troitzsch, Ulrich (1975): Innovationsforschung als multidisziplinäre Aufgabe. Beiträge zur Theorie und Wirklichkeit von Innovationen im 19. Jahrhundert. Göttingen.
- Uhl, Ulrich/Sommer, Horst (1970): Die Wärmebehandlung schwerer Schmiedestücke. In: Werkmitteilungen, Nr. 5.
- Uebbing, Helmut (1999): Stahl schreibt Geschichte. 125 Jahre Wirtschaftsvereinigung Stahl. Düsseldorf.
- VdEh - Verein deutscher Eisenhüttenleute (Hrsg.) (1953): Gemeinfassliche Darstellung des Eisenhüttenwesens, 16. Auflage. Düsseldorf.
- von Looz-Corswarem, Clemens (Hrsg.): Zwangsarbeit in Düsseldorf. „Ausländereinsatz“ während des Zweiten Weltkrieges in einer rheinischen Großstadt. Essen. (Düsseldorfer Schriften zur Neueren Landesgeschichte und zur Geschichte Nordrhein-Westfalens).
- von Looz-Corswarem, Clemens/ Mauer, Benedikt (Hrsg.)(2012): Das große Düsseldorf Lexikon. Köln.
- Waldmann, Eric (1967): Spartakus. Der Aufstand und die Krise der deutschen sozialistischen Bewegung. Boppard am Rhein.
- Wehrmann, Alexandra/Luigs, Markus (2021): Oberbilk. Hinterm Bahnhof. Düsseldorf.
- Wehofen, Klaudia (2002): Nachweis der Lager, Haftstätten und Wohnplätze ausländischer Arbeiterinnen und Arbeiter in Düsseldorf. In: von Looz-Corswarem, Clemens (Hrsg.), a.a.O. 543-633.
- Weidenhaupt, Hugo/Nüchel, Rainer (Schriftleitung): Das Monument des Heiligen Josef von Bert Gerresheim. Düsseldorf.

- Welzer, Harald (2005): Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München
- Wengenroth, Ulrich (1986): Unternehmensstrategien und technischer Fortschritt. Die deutsche und die britische Stahlindustrie 1865 – 1895. Göttingen.
- Wessel, Horst A. (1987): Mit Weltausstellungen fing alles an. In: Fach, Wolfgang (Hrsg.): Die Messen der Maschinenbauer. Frankfurt am Main.
- Wessel, Horst A. (1990): Kontinuität im Wandel. 100 Jahre Mannesmann 1890 – 1990. Düsseldorf.
- Wessel, Horst A. (1994): Das Röhrenwerk Reisholz 1899-1993. in: Düsseldorfer Jahrbuch 65, 99-139.
- Wessel, Horst A. (1998): 65 Jahre Ernst-Poensgen-Chor 1933. Werkschor der Mannesmannröhren-Werke AG. Düsseldorf.
- Wessel, Horst A. (1999a): 100 Jahre Stahlrohre aus Rath 1899-1999. Düsseldorf.
- Wessel, Horst A. (1999b): 100 Jahre Stahlrohre aus Reisholz 1899 – 1999. Düsseldorf.
- Wessel, Horst A. (1999c): Die Hahnschen Werke in Duisburg. Zur Geschichte eines „arisierten“ Unternehmens. In: Barbian, J.-P./Brocke, M./Heid, L. (Hrsg.): Juden im Ruhrgebiet. Vom Zeitalter der Aufklärung bis in die Gegenwart. Essen, 441-461.
- Wessel, Horst A. (2000): Von der Fabrikkasse der Abteilung Rath zum Dienstleistungsunternehmen für den Konzern. 100 Jahre BKK Mannesmann 1900-2000. Düsseldorf.
- Wessel, Horst A. (2002): Ausländische Mitarbeiter in den Düsseldorfer Betrieben der Mannesmannröhren- und der Deutsche Röhrenwerke AG während des Zweiten Weltkrieges. In: von Looz-Corswarem, Clemens (Hrsg.) a.a.O. 429-503.
- Wessel, Horst A. (2003): Die Unternehmer der Familie Poensgen in der Eifel und in Düsseldorf. In: Soénius, Ulrich S. (Hrsg.): Bewegen. Verbinden. Gestalten. Unternehmer vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift Klara van Eyll zum 28. September 2003. Köln, 71-86. (Schriften zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte, Band 44).
- Wessel, Horst A. (2006): Mit Engagement und Kompetenz. Für eine runde Sache. Mannesmannröhren-Werke GmbH 1846 – 2005. Salzgitter.
- Wessel, Horst A. (2008): Bürgerliche Familiendynastien im 18. und 19. Jahrhundert. Das Fallbeispiel Thyssen. In: Wegener, Stephan (Hrsg.): August und Joseph Thyssen. Die Familie und ihre Unternehmungen, 2. erw. Aufl. Essen, 29-56.
- Wessel, Horst A. (2010): Die Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn und ihre Bedeutung für die Standortqualitäten Düsseldorfs und seiner Umgebung. In: Henkel, Peter (Hrsg.): Die Stadt Gerresheim vor der Eingemeindung 1909. In Beitrag zur Düsseldorfer Stadtentwicklung. Düsseldorf, 49-70.
- Wessel, Horst. A. (2013): Kölner Senf und Düsseldorfer Wasser. Wettbewerb der rheinischen Nachbarn. Düsseldorf. (Heft 1 der Schriftenreihe des Vereins der Freunde und

Förderer des Schiffahrtsmuseums im Schlossturm zugleich Heft 3 der Schriftenreihe des Schiffahrtsmuseums im Schlossturm).

Wessel, Horst A. (2017): Nahtlose Stahlrohre in zwei Stichen. 80 Jahre Stopfenwalzwerk in Düsseldorf-Rath. Essen.

Wessel, Horst A. (2018a): Die Lazarett-Werkstätten für Industriearbeiter in Düsseldorf-Oberbilk. Eine in Vergessenheit geratene Düsseldorfer Initiative während des Ersten Weltkriegs. In: Düsseldorfer Jahrbuch 88, 155-181.

Wessel, Horst A. (2018b): Düsseldorf – Wirtschaft und Infrastruktur. Einleitung. In: Mauer, Benedikt /Stahl, Enno (Hrsg.), a.a.o. 297 f.

Wessel, Horst A. (2018c): Stahlerzeugung in Düsseldorf. In: Maurer, Benedikt/ Stahl, Enno (Hrsg.), a.a.O. 307-312.

Wessel, Horst A. (2018d): Viele Erinnerungsorte, dennoch fast vergessen – die Familien Poensgen. In: Maurer, Benedikt/ Stahl, Enno (Hrsg.) a.a.O. 331-334.

Wessel, Horst A. (2019a): Die Eisenindustrie des Schleidener Tals und die Familien Poensgen bis zu ihrem Wegzug nach Düsseldorf (1434-1860), In: Buschmann, Walter (Hrsg.): Industriekultur: Düren und die Nordeifel. Düren, 97-120.

Wessel, Horst A. (Hrsg.) (2019b) „Wir Deutsche fürchten Gott. Sonst nichts auf der Welt“. Das Tagebuch der Adele Statz geb. Biesenbach vom 23. Juli bis zum 6. Mai 1923. Essen.

Wessel, Horst A. (2021): Totschlag, Mord und Hungersnot. Düsseldorf 1918 – 1923 mit den Augen der aufmerksamen Zeitzeugin Adele Statz. In: Düsseldorfer Jahrbuch 91, 93-139.

Wessel, Horst A. (2022): Mülheim an der Ruhr – Gaspionier. In: Der Zündfunke. Das Gaslaternen-Journal 15, Nr. 103, Ausgabe 7/8, 35-41.

Wessel, Horst A.(2022): Mitten im Leben. Ernst Blissenbach. Ein Hidden Champion wird 85. Remscheid.

Wessel, Horst A. (2023): Arbeiten, Wohnen und Leben im industriellen Stadtviertel Oberbilk um 1900. In: Düsseldorfer Jahrbuch - Beiträge zur Geschichte des Niederrheins, Band 93, 9-54.

Wilden, Josef (1931): 100 Jahre Düsseldorfer Wirtschaftsleben. Düsseldorf.

Youssafi, Abdellatif/ Hajji, Rahim/ Mocket, Soraya (2021): Deutsch-Marokkanische : Geschichten über das Suchen, Ankommen und Engagieren. Köln. (<https://domid.org/ebook-download-dml/>)

ZBHS - Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen 15 (1867).

Archivbestände

LA: Landesarchiv NRW, Rheinland

Regierung Düsseldorf Nr. 785: Acta betreffend Einführung der Gasbeleuchtung in der Stadt Düsseldorf 1845-70, Bl. 1-174

SK/MA: Salzgitter AG-Konzernarchiv/Mannesmann-Archiv

Rheinische Röhrenwerke: Abteilung 0: Vorakten und erloschene Firmen: Poensgen & Schoeller; Handelsgesellschaft Albert Poensgen; Handelsgesellschaft Reinhard Poensgen; Smith & Co.; sowie Fittingswerke Inden; Balcke, Telling & Co.; Hildener Gewerkschaft; Ernst Telling & C.; J.P. Piedboeuf & Co. und Düsseldorfer Röhrenindustrie.

Abteilungen 1-8: Werksgruppe Poensgen mit Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke, Phoenix AG, Abt. DREW, VSt, Röhrenguppe Düsseldorf; Deutsche Röhrenwerke, Düsseldorf, und Rheinische Röhrenwerke, Düsseldorf R 0 00 29; R 0 04 01,2; R 7 60 00 R 7 60 01; R 7 60 06 – 09; R 7 60 14; R 7 60 25 – 30; Werkmitteilungen R 7 60 37; M 14.000

Aktenvermerk im Zusammenhang mit der Übernahme von Dokumenten des Oberbilker Stahlwerks von dem abgewählten Betriebsratsvorsitzenden May

Sta: Stadtarchiv Düsseldorf

II 825, Beiakte, Bl. 1-42; Vertrag vom 20. Juni 1846

Melderegister; Fotobestände

TKK: ThyssenKrupp-Konzernarchiv

A/534,6 (GDK, Hauptverwaltung, Sekr. Rabes: Beteiligung Oberbilker Stahlwerk)

A/685,1 (Sokr. Fritz Thyssen: AG Oberbilker Stahlwerk)

A/755,5 (Arbeitsvertrag mit A. Wiecke vom 24. 2. 1909)

A/865,2 (AG Oberbilker Stahlwerk, 1914)

A/1067 (Ersatzüberlieferung aus anderen Beständen. AG Oberbilker Stahlwerk 1906-1918)

A/1789 (Nachlass Walther Däbritz. Arbeitsmaterialien zur Unternehmensgeschichte)

A/15510 (dito. Der Weltkrieg 1914-1918)

A/15511 (dito; Nachkriegszeit 1919-1925)

TB/479 (Geschäftsberichte und Bilanzen)

TB/2140 (Erwägungen vom 30. 10. 1946)

TB/4482 (Betriebsbenutzungsvertrag vom 12. März 1948)

DHHU/746 (Thomas-Verfahren)

Autoren

Dirk Sauerborn

geb.1960, von 1977-2022 Polizeibeamter des Landes NRW in unterschiedlichen Funktionen, zuletzt Kontaktbeamter/Interkultureller Ansprechpartner im Polizeipräsidium Düsseldorf; unterwegs seit vielen Jahren in Oberbilk und in diversen anderen Düsseldorfer Stadtteilen; seit Jahren großes Interesse an historischen Bezügen; aktives Mitglied in diversen Düsseldorfer Geschichts- und Heimatvereinen.

Dr. Dieter Sawalies

geb. 1949, Studium der Psychologie in Gießen und Supervision an der GH Kassel, Promotionsstudium Oradea/Ru.,1978-1999 leitende Positionen in der stationären Therapie mit suchtkranken jungen Erwachsenen, Hochschullehrer Kerkrade/NDL, 1999-2023 KV-Praxis Psychol. Psychotherapie (Schwerpunkt Transsexualismus. Kommunalpolitik: Mitglied der Bezirksvertretung 3 der Landeshauptstadt Düsseldorf 1999-2022 und in der Erweiterten Ratsfraktion der Partei „Die Linke“, Sprecher verschiedener Bürgerinitiativen, Mitglied in der Geschichtswerkstatt Düsseldorf und im Oberbilker Geschichtsverein „Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.“ Seit 2018 Vorsitzender des Fördervereins „Der Golzheimer Friedhof soll leben“.

Dr. Helmut Schneider

geb. 1951, Lehre als Starkstromelektriker, Abitur (Zweiter Bildungsweg), Lehramtsstudium und Referendariat, 1985 Promotion im Fach Geographie, Lehr- und Forschungstätigkeit an der Heinrich Heine-Universität Düsseldorf und der Universität Duisburg-Essen 1988-2016: Schwerpunkt Stadtgeographie im In- und Ausland. Seit 2017 stadtpolitisches Engagement mit Schwerpunkt in Oberbilk, Mitinitiator „Runder Tisch Oberbilk“, Vorstandssprecher Oberbilker Geschichtsverein „Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.“

Prof. Dr. Horst A. Wessel

geb. 1943, Studium der Germanistik und Geschichte in Bonn mit Staatsexamen und Promotion, 1986 Lehrbeauftragter der HHU Düsseldorf, 1995 Habilitation und Ernennung zum Privatdozenten, 2001 apl. Professor für Wirtschaftsgeschichte, Lehrbeauftragter der Ruhruniversität Bochum und der FAU Erlangen-Nürnberg; 1983-2008 Leiter des Mannesmann-Archivs, 2001-2011 Vorsitzender des Düsseldorfer Geschichtsvereins, Mitglied des Wiss. Beirats des Oberbilker Geschichtsvereins „Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.“



Oberbilker Geschichtsverein: Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.

Der Oberbilker Geschichtsverein „Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V.“ hat sich zum Ziel gesetzt, die Geschichte des Stadtteils für die heutigen Bewohner erfahrbar und erlebbar zu machen. Dies stellt den Verein vor erhebliche Herausforderungen, da es kaum noch sichtbare Zeugnisse der industriellen Vergangenheit des Stadtteils gibt.

Wir begeben uns deshalb bei unseren regelmäßigen Stadtteolführungen auf historische Spurensuche, um beispielsweise an Namen und Verläufen von Straßen, an Denkmälern, Gedenktafeln oder an den wenigen noch vorhandenen baulichen Relikten die ereignisreiche Geschichte des Stadtteils und ihre Folgen bis in die Gegenwart aufzuzeigen.

Eine sehr wichtige Rolle spielen dabei Zeitzeugen, die auch bei den Führungen zu Wort kommen, ihre Geschichten erzählen - dafür steht das (n) in unserem Vereinsnamen - und befragt werden können. Aus einer solchen historischen Spurensuche ist dieses Buch hervorgegangen.

*

Der Oberbilker Geschichtsverein „Aktion Oberbilker Geschichte(n)“ hat sich am 30. Januar 2020 gegründet. Derzeit gehören dem Vorstand an: *Dr. Helmut Schneider* (Sprecher des Vorstands), *Anna Ziener* und *Thomas L.H. Schmidt*.

Dem wissenschaftlichen Beirat gehören an: *Dr. Caroline Authaler* (Historikerin, Abt. Geschichtswissenschaft/Universität Bielefeld), *Dr. Peter Henkel* (Historiker, Förderkreis Industriepfad Düsseldorf e.V. (FKI), Projektleiter ‚Jubiläumsausstellung 75 Jahre NRW‘ bei der Stiftung Haus der Geschichte Nordrhein-Westfalen); *Sahra Kamali* (Sozialwissenschaftlerin, Institut für Soziologie, Universität Duisburg-Essen); *Dr. Benedikt Mauer* (Historiker, Institutsleiter Stadtarchiv der Landeshauptstadt Düsseldorf); *Dr. Anna Michaelis* (Historikerin, Historisches Institut der Universität Duisburg-Essen) und *Prof. Dr. Horst A. Wessel* (Wirtschaftshistoriker, ehem. Leiter des Konzernarchivs der Mannesmann AG).

Interessierte sind herzlich eingeladen, sich an unseren Aktivitäten zu beteiligen. Dazu muss man nicht unserem Verein angehören. Aber natürlich freuen wir uns auch über alle, die als Mitglied in unserem Verein mitarbeiten möchten.

Kontakt: Aktion Oberbilker Geschichte(n) e.V. c/o Dr. Helmut Schneider:
schneider@oberbilker-geschichten.de

Homepage des Oberbilker Geschichtsvereins: <https://oberbilker-geschichten.de>

Video „Oberbilk hat es in sich!“: <https://youtu.be/KuQAUTmuDI8>

*

Der Verein „Aktion Oberbilker Geschichte(n)“ ist ein eingetragener gemeinnütziger Verein. Spenden sind steuerlich abzugsfähig. Eine entsprechende Spendenquittung stellen wir gern aus.

Kontoverbindung:

Volksbank Düsseldorf Neuss eG

IBAN: DE94 3016 0213 0058 3960 10 BIC: GENODED1DNE



Historische Spurensuche in Düsseldorf-Oberbilk –
Stadtteilführung am Tag des Offenen Denkmals am 12. September 2021.

Am Ostausgang des Hauptbahnhofs erinnern nur noch zwei Relieftafeln daran, dass der anschließende Bertha von Suttner-Platz bis Ende der 1970er Jahre Standort des Oberbilker Stahlwerks war. Auf der im Bild sichtbaren Tafel wird die Probenentnahme am Siemens-Martin-Ofen dargestellt. © Foto: Thomas L.H. Schmidt

Der Stadtteil Oberbilk ist als das erste Industrie- und Arbeiterviertel Düsseldorfs Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden. Da es in der ehemaligen Residenz- und damaligen preußischen Verwaltungsstadt keine nennenswerte gewerbliche Tradition gab, kamen die ersten Industrieunternehmer und auch der Großteil der Arbeitskräfte von außerhalb. Zuwanderung hat Oberbilk von Beginn an bis heute als multikulturellen Stadtteil geprägt. Heute sind die großen Fabriken vollständig verschwunden, die abwertende Außenwahrnehmung als „Hinterhof der Stadt“ hat jedoch bis in die Gegenwart Spuren hinterlassen. Ein Wandel zum Positiven ist inzwischen aber erkennbar. Anhand exemplarisch ausgewählter „historischer Orte“ im Stadtteil – Bertha von Suttner-Platz, Oberbilker Markt und Untere Ellerstraße – thematisieren die Autoren wichtige Ereignisse und Entwicklungen der Oberbilker Geschichte.



Das St. Josef-Monument wurde von dem Düsseldorfer Künstler *Bert Gerresheim* geschaffen und im Jahr 1990 vor der katholischen Kirche St. Josef errichtet. Das Monument verbindet auf einzigartige Weise die Geschichte des Industrie- und Arbeiterstadtteils Oberbilk mit einer religiösen Botschaft. Um die stehende Personengruppe zieht sich ein Relief von 15 Tafeln, auf denen wichtige historische Episoden des Stadtteils anschaulich, detailreich und mit hohem Symbolgehalt vorgestellt werden.